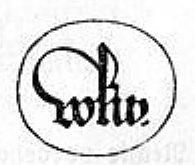
Deutscher Aufstand

Die Revolution des Nachkriegs

Herausgegeben von

Curt Hotzel





Verlag von W. Kohlhammer - Stuttgart 1934

Inhaltsverzeichnis

„Student 1918"

Anstatt eines Vorwortes

Von Curt Hotzel

„Daß irgend etwas hundertmal wichtiger ist, als die Frage, ob wir uns wohl oder schlecht befinden: Grundinstinkt aller starken Naturen, — und folglich auch, ob sich die Anderen gut oder schlecht befinden. Kurz, daß wir ein Ziel haben, um dessentwillen man nicht zögert, Menschenopfer zu bringen, jede Gefahr zu laufen, jedes Schlimme und Schlimmste auf sich zu nehmen: die große Leidenschaft."

Das hatten wir bei Nietzsche gelesen. Das lebte die Front. Was wir nicht in Büchern gelesen hatten, wir Studenten von 1918, das war jenes unheimliche Bewußtsein einer verfallenden Ordnung im Sommer 1918, das in dem Einzelnen eine fast schmerzliche Hellsichtigkeit erweckte: — so sah der Student der Kunstgeschichte z. B. durch die rotbärtige Maske eines künftigen „Volksbeauftragten" hindurch, der damals im Kunstgeschichtskolleg in des Großen Königs Bücherkommode saß, in dem Aulagebäude der Berliner Universität. Der Abgeordnete Landsberg war es, der sich dort, umgeben von bolschewistischen Studentinnen, weiß Gott welche Belehrung holte. Und dann standen sie auf dem Pariser Platz und empfingen die Fronttruppen, diese Volksbeauftragten. Und keine Hand hob sich gegen sie.

Das war des Studenten von 1918 Grunderlebnis, das ihn zur Umwertung aller Werte zwang. Als in das philosophische Seminar des alten Kantianers Alois Riehl in jenen unseligen Herbsttagen Sendboten des Auch-Kantianers Cohen aus Marburg kamen und mit der Geste des Börsencommies den greisen Philosophielehrer

aus Deutsch-Südtirol zu belehren versuchten, da hob Riehl das Seminar auf und lud uns ein, zu einer Kundgebung für Hindenburg mitzugehen, die zwischen Reichstagsgebäude und Generalstabsgebäude unter dem Kolossalbilde des Feldmarschalls stattfinden sollte.

Wir waren damals mitgegangen, obgleich wir innerlich fühlten: — umsonst...!

Ja, wir waren damals das geworden, was Nietzsche die mit Notwendigkeit heraufkommenden Nihilisten genannt hatte. Freilich nicht in dem kitschigen Stile der damals wie heute in schweizerische Idyllen abgewanderten Kaffeehausliteraten, sondern: Nihilisten waren wir, die wir uns kaum kannten untereinander durch den völligen Zusammenbruch unseres Jugendglaubens an dieses Vaterland, dessen Inbild die Krone und dessen Heiligung in unvergeßlichen Gottesdiensten 1914 das Lied von der festen Burg gewesen war.

Als die Spartakistenkugeln im Januar 1919 von den Dächern pfiffen, da war es zu Ende mit allem, was uns äußerlich einen Glauben bestätigt hatte. Betriebsame begannen bald die alten Parteien neu zu organisieren. Ein Hohn auf diesen Zusammenbruch einer Welt! Unfaßbar blieb die Banalität jener „Nationalversammlung" in Weimar, an deren mit teuren Maiglöckchen geschmückte Rampe ein spießbürgerlicher Deputiertenhaufen trat, um Deutschland zu verhökern. Ach, es ist heute so billig, das alles mit harten Worten zu belegen: — wer hörte uns aber damals zu? Ein völlig ratloses Bürgertum ließ sich von dem Professor Hugo Preuß eine Verfassung schreiben, jenem Preuß, der während des ersten Kriegsjahres von seinem Katheder in der Berliner Handelshochschule herab die Dynastie Hohenzollern mit feuilletonistischen Späßen verulkte.

All das war geduldet worden und dieses Weimarer Schauspiel wurde weiter geduldet und dafür sollte unsereiner ein „Brotstudium" fortsetzen? — Damals wurde deutlich, daß eine Bildung

unsinnig wird, die ihre Haltung nicht aus einem Glauben gewinnt, für den kein Opfer zu groß ist. Es war uns so viel von Kriegszielen gesprochen worden, verbotenerweise noch dazu, aber niemals war jenes eine „Ziel" erkennbar geworden, von dem wir bei Nietzsche gelesen hatten und um „dessentwillen man nicht zögert, Menschenopfer zu bringen". Dozenten erörterten die Frage, ob Ethos aus Religion entspränge oder ob es aus sich selber Kraft bekäme. Vermutlich dachten sie dabei an das Dilemma zwischen Sonntagspredigt und philosphischer Seminararbeit. Beides war nun belanglos geworden, wo es an einem Ethos mangelte, das Thron und Altar neu rechtfertigte.

Weil es fehlte, begannen wir ganz allein für uns von vorn. Die einen, indem sie den Krieg auf eigene Faust fortführten in Oberschlesien, im Baltikum, überall, wo es galt, das Vermächtnis der zwei Millionen Toten, der Kameraden der Front, mit vollem Einsatz vor äußerster Schmach zu bewahren. Die anderen: indem sie das geistige Erbe gegen die Halben und die Fälscher zu verteidigen begannen. Beide standen auf verlorenem Posten zunächst. Das zeigte sich im Baltikum, in Oberschlesien, später an der Ruhr — es zeigte sich im herabgewürdigten Bildungsbetrieb unserer Universitäten und unserer Literatur. Wozu studieren, wenn ein Bildungsziel fehlt, um dessentwillen man nicht zögert, jedes Schlimme und Schlimmste auf sich zu nehmen?

Und dennoch — wir waren am Leben, wir spürten ein Kommendes, wir fanden Gefährten. Glücklich der, der damals den Asphalt verlassen konnte und Deutschland dort finden durfte, wo es in Landschaft und Bauwerk den alten Zauber übte! Dann verlor der Fluch der Entgötterung seine Kraft und die wirre Klage der Alten um Verlorenes wurde übertönt von dem ewig jungen Raunen unseres Waldes, dem Rauschen unserer Flüsse, und dem ungeheuren Schweigen der Gipfelhöhe.

Und so lasen wir aufs neue das Gedicht „Der Krieg" von 1917, in dem Stefan George sagt:

Und was schwillt auf als Geist! Solch zart Gewächs
Hat fernab sein Entstehn ... Wie faulige Frucht
Schmeckt das Gered von Hoh-Zeit Auferstehung
In welkem Ton. Wer gestern alt war, kehrt nicht
Jetzt heim als neu und wer ein Richtiges sagt
Und irrt im Letzten, steckt im stärksten Wahn.

So war es mit einem Sozialismus, der nicht auf seine materialistischen Voraussetzungen verzichten wollte und deshalb das Volk in den Sumpf führte; so war es aber auch mit einer völkischen Ideologie, die vor den morschen Resten der eben abgesunkenen Zeit haltmachte und sich in abgestandene Romantik verlor. Richard Benz hatte in der Gefolgschaft Nietzsches und der größten unserer Germanisten Herders „Blätter für deutsche Art und Kunst" mitten im Kriege erneuert. Sie wollten helfen, diese Blätter, „ein geistiges Deutschland aufbauen, das des verteidigten und als stark erwiesenen leiblichen Deutschlands würdig sei". Benz hatte damals, 1915, die Renaissance das Verhängnis der deutschen Kultur genannt. Er hatte sich gegen den persönlich-bewußten, selbständigen Künstler gewendet, „dem der Stoff Zufall und Willkür ist, der alles malen, bilden und dichten kann, den nicht mehr *ein* Stoff, *eine* Weltanschauung zum Bilden zwingt". Er hatte die Kultureinheit des gotischen Zeitalters der akademischen Zersplitterung der Neuzeit entgegengesetzt und die Erneuerung der Einheit einer deutschen Kultur gefordert. Er hatte auf das „Dilemma zwischen einem kleinen Kreis Kultivierter und einer großen Schar unrettbar Verbildeter" hingewiesen und Wiedergeburt der deutschen Kultur aus dem Mythos prophezeit.

Nun — das verteidigte und im Kriege vom Feind freigehaltene leibliche Deutschland hatte sich keineswegs als „stark" genug erwiesen, diesen von seinem Volke, seiner wehrhaften Mannschaft durchaus gewonnenen Krieg zur Neubegründung eines geistigen Deutschland durchzuführen. Wo sollte der Mythos erwachen, der doch nur in eben dieser volkhaften Vollendung des Weltkrieges

seinen letzten Sinn finden konnte? — Das Leben ging weiter ... Jawohl: aber Paul Ernst, dieser seltsame und weise Mann, der eben von uns ging, sprach damals vom „geistlichen Tode", der Deutschland bedrohe, um in der Sprache des Mittelalters zu reden. Paul Ernst zeigte uns, daß unser Deutscher Idealismus, die Welt Kants, Hegels, Fichtes, auf einem zu schwachen Fundament aufgebaut war, auf dem Pietismus des 18. Jahrhunderts, der allzu verdünnten Frömmigkeit des Protestantismus, der keinen Mythos mehr bilden konnte. So entstand eine Bildungswelt von hohem Range, mit der aber die Menschen nicht leben konnten, wenn es galt, auf Leben und Tod zu einer Ordnung zu stehen. Es erwies sich dann, daß die Bildung keine gestaltende Kraft im Leben besaß und daß die blinde Erwerbsgier mehr und mehr die bürgerliche Lebensordnung beherrschte. Im Westen war das selbstverständlich. Im deutschen Raume hatte man sich aus Tradition und Bildung darüber Täuschungen hingegeben, jetzt wurde man grausam „enttäuscht". Ein einzigartiger Anschauungsunterricht hatte uns jungen Deutschen in vier Jahren gezeigt, wie die Geschichte unerbittlich mit einem Volke ins Gericht geht, wenn es seiner ewigen Aufgabe untreu wird. Jetzt nun glaubte dieses Volk aufbauen zu können auf denselben Lügen und falschen Gefühlen, mit denen es trotz unerhörten soldatischen Leistungen den Krieg gegen die westliche Welt politisch verloren hatte. Jetzt vollendete es diese Lügen durch die Annahme der westlichen Demokratie. Jetzt führte es die Gottlosigkeit offiziell ein. Der westliche Bourgeois triumphierte.

Was hatte nun alle Philosophie, was hatte der vielberufene und meist falsch — nämlich sentimental-verstandene Deutsche Idealismus genützt? Was galten Moral und Recht, wenn man aus allen Eiden mit einem Federstrich entlassen werden konnte?

Wie gesagt: wir mußten Nihilisten werden, um diesem Zerfall auf den Grund zu kommen. Wir wußten: jenes unheimliche Gefühl des Zusammenbruchs vom Sommer 1918 würde sich wellenförmig im Volke fortpflanzen. Es mußte zum panischen Schreck über die allgemeine Unsicherheit werden, die längst Tatsache war. Es gab

kein Ausweichen mehr, weil der Geist in dieser Lebensverfassung aufgegeben war. Die bürgerlichen Menschen nannten das die Vorahnung des „Bolschewismus" — sie meinten das, was sie unter Nihilismus verstehen konnten.

Während dieser Nihilismus, diese Selbstaufhebung jeder Wertsetzung durch Selbstwiderspruch — eben weil die Wertschätzungen keinen Sinn in der Wirklichkeit mehr hatten —, während also dieser Nihilismus immer weitere Kreise zog, galt es nun für die Einsamen, die im unversöhnlichen Widerstreit mit der herkömmlichen Lebensverfassung Stehenden ein neues Ja zu finden, einen neuen Willen zu schmieden. Er konnte nur in einer bisher nie eingestandenen Bejahung dieser Welt, dieser in Gott wesenden Wirklichkeit eines Reiches der Deutschen liegen — er konnte nur ein Wille zur Macht sein. In die Untergangsstimmung des Abendlandes stieß dieser Wille in Einzelnen vor, dieser Wille, der ebenso bereit war zu zerstören, wie zu schaffen. Daß in der Zertrümmerung einer Lebensform neue Kräfte gelöst werden mußten, das war für den Gewißheit, der 1918 festgestellt hatte: „Das, was Nietzsche als etwas Gemeingefährliches, als starke und gefährliche Triebe, wie Unternehmungslust, Tollkühnheit, Rachsucht, Verschlagenheit, Raubgier, Herrschsucht, als etwas seiner Zeit Fernliegendes, Raffiniert-Großartiges verehrte, erscheint uns im Laufe des Krieges als etwas Natürliches, solchen Zeitläuften Gemäßes, Notwendiges und gar nicht mehr raffiniert. All das ist jetzt geläutert, vereinfacht durch seine Beziehung auf das Ganze, auf das Volk, in die es heute gesetzt wird. Ein Zustand, den Nietzsche wohl schon einmal bei den Völkern des Altertums festgestellt hatte, den er aber in seiner Zeit nicht mehr für möglich hielt." Diese damals formulierte Feststellung des Studenten von 1918 zeigte die entscheidende Blickrichtung über die Zusammenbruchsstimmung hinaus, die Überwindung des Nihilismus, die sich damals in der Formel ausprägte: „Es gilt, die Modernität zu überwinden, ohne in Philisterei zu verfallen" *).

*) Curt Hotzel, „Blutweihe", München 1919.

Die Beziehung auf das Ganze, auf das Volk: — das war das Entscheidende. Da lag die Wurzel des Willens zur Macht, der jede Moral überwand: er war ein Wille zum Ganzen um jeden Preis! Das „Ganze" war das Volk, das seine Blutweihe in den vier grauen Jahren empfangen hatte aus sich selber. Wir hatten es erlebt, daß man ein ganzes Volk einsetzen kann um dieses Zieles willen: die Nation zu behaupten. Und wir hatten weiter erlebt, wie dieser Einsatz zerschlagen wurde von einer liberalen Majorität, die vor der Großartigkeit dieses Willens versagte und verkam. Aber dieser Wille hatte einmal über Deutschland gestanden wie eine Wolke, darin die Götter sich zeigen. Sie war verweht, doch das Bild der Gottheit war in den Seelen geblieben.

Der Wille zum Ganzen, der allein diese zersplitterte Existenz neu rechtfertigen konnte, dieser Wille war kein persönliches Wollen, er war die Macht Gottes in uns, aus der alles stammt, was ein Ja zu diesem Leben rechtfertigt.

Was begriff die liberale Bürgerschaft um uns von diesem „Nationalismus"? — Nichts!

Deshalb mußten erst Attentate erfolgen, gleichviel gegen wen, um das Dasein dieses Willens zu erweisen. Er war revolutionär und radikal, denn er war Geist. Er war aristokratisch und ausschließlich, denn er war Kraft der Seele. Er war nicht organisierbar, denn er kam aus einer Gnade.

Der Student von 1918, den wir hier meinen, studierte Bücher, von denen ihr Verfasser gesagt hatte, sie seien Dynamit. Kein Wunder, daß er den Anschluß an die Welt des geordneten Erwerbs verpaßte. Er wurde Hochverräter des Liberalismus, er wurde Attentäter, er wurde Saboteur der Erfüllung des Vertrages von Versailles. Er las Platon, die nordischen Sagas, Kungfutse, Voltaire, Friedrich den Großen und Goethe, er hörte sogar Musik und am liebsten die von Mozart. Aber wenn er die Behaglichkeit mancher Existenz in dem Staate von Weimar sah, dann mußte

er unwillkürlich lächeln. Aber ein Schauer überlief ihn, wenn er auch nur von ferne den Hohenfriedberger hörte.

Dann klang ihm im Ohre die Botschaft des Dichters:

Wenn einst dies Geschlecht sich gereinigt von Schande
Vom Nacken geschleudert die Fessel des Fröners
Nur spürt im Geweide den Hunger nach Ehre:
Dann wird auf der Walstatt voll endloser Gräber
Aufzucken der Blutschein, dann jagen auf Wolken
Lautdröhnende Heere, dann braust durchs Gefilde
Der schrecklichste Schrecken, der dritte der Stürme:
Der Toten Zurückkunft!

Der deutsche Offizier 1918

Von * * *

„... Nach einer langen, segensreichen, 42jährigen Ruhe steigt an unseren Grenzen überall riesengroß die Gefahr. Überall sieht man mit Neid und Haß auf unsere Macht und unseren Reichtum und ersehnt den Tag, wo man über uns herfallen kann, uns zu schwächen und zu berauben. Jeder Tag kann die Probe bringen, ob wir noch würdig sind, unserer Vergangenheit, unserer Ehre, unseres Namens, würdig dessen, was unsere Väter und Vorväter für uns geschaffen haben. Gebe Gott, daß dieser Tag unser Volk seiner wert findet!" Diese Worte, die im März 1913 anläßlich der Gedenkfeier für 1813 ein hoher Offizier am flammenden Holzstoß zu uns blutjungen Offizieren und Studenten sprach, traten in unsere Erinnerung, als unser Regimentskommandeur am Tage der Mobilmachung in seiner schlichten und frommen Weise die Offiziere des Regiments zum letzten Male in der Grenzgarnison zum Gebet für Vaterland und Kaiser versammelte und uns aus der Denkschrift des Generalstabes vom Jahre 1902 den Satz vorlas: „Wir wollen nichts erobern, sondern nur verteidigen, was wir besitzen. Wir werden wohl nie die Angreifenden, sondern stets die Angegriffenen sein."

Ja, tief im Herzen wurzelte uns das Gefühl: „Dein Kaiser ruft dich, das Vaterland zu verteidigen!" Bei uns jungen Offizieren, die im Grenzland, im Elsaß, in Garnison standen, bedurfte es keines Hinweises auf den Ernst der Stunde. Nur zu oft waren wir, vor allem diejenigen von uns, die ihre Kindheit im schönen Elsaß verlebt hatten, Zeugen der in den letzten Jahren immer stärker werdenden Revanche-Idee unseres westlichen Nach-

harn. Wir wußten, wie bitter ernst das Ringen werden mußte und nur ein Gedanke beseelte uns: so schnell wie möglich an die Grenze, um Zerstörung, Vernichtung und alle Schrecknisse eines Krieges von unserer Heimat fernzuhalten. Wie falsch ist es, von uns, der jungen Generation vor dem Kriege, zu behaupten, daß „Eroberungsgelüste", „militaristische Überheblichkeit" und wie die Dinge alle heißen, die uns später aus durchsichtigen Gründen angedichtet wurden, unsere Gedanken gewesen seien. Nicht einmal Haß war in uns, wohl aber die feste innere Überzeugung, daß der Tag kommen würde, der von uns vollste Pflichterfüllung bis zum Tode in Verteidigung unseres Vaterlandes verlangen würde. Nicht mit Haß oder gar Verachtung, sondern mit Hochachtung sprach man in unserem Kreise über den französischen Offizier und Soldaten, und es gab damals unter uns welche, die es als einen Segen für beide Völker betrachteten, wenn es gelänge, beide Völker einander näher zu bringen. Mit welchem Interesse, mit welcher Sorge verfolgten gerade wir jungen Leutnants die unselige Zabern-Affäre, deren Entwicklung besonders der Ungeschicklichkeit und moralischen Schwäche des Generals von Deimling, des jetzigen Vertreters eines falsch verstandenen Pazifismus, zur Last fällt. Scharf war das Urteil gegen ihn in unserem Kreis und von Herzen kamen uns die Glückwünsche, die wir dem Manne darbrachten, der auf Befehl des Kaisers eingriff und in richtigem Verständnis den richtigen Weg fand, die hochgehenden Wogen wieder zu glätten.

Zur Verteidigung alles Lieben, was wir hatten, und im Vertrauen auf das, was wir in harter Grenzdienstzeit gelernt hatten, zogen wir jungen Offiziere hinaus. Nie war unser Kaiser so volkstümlich wie in diesen Tagen. Seine Sorge für die Schlagfertigkeit der Armee, die die Gegner ihm zum größten Vorwurf machten, wie berechtigt erwies sie sich in diesen Tagen. Mit Stolz und Dankbarkeit sahen wir die Tage der Mobilmachung in ihrem reibungslosen Verlaufe. Aus all diesem erwuchs bei uns eine feste Zuversicht und Hoffnung auf Sieg. „Hart wird der Kampf

werden, es geht um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes, mancher von uns wird daran glauben müssen. Aber siegen werden wir doch!" Mit dieser festen Zuversicht zogen wir ins Feld. Es kam anders.

Es kam der Krieg mit seinem wechselvollen schweren Sein. Das tägliche Erleben und die Verantwortung reiften den blutjungen Leutnant sehr schnell zum ernsten Mann. Er erlebte das wundervolle Vorwärtsdrängen der Armee, er sah das Erstarren der Fronten im Stellungskrieg, er sah, wie das Ringen von Tag zu Tag zäher und erbitterter wurde, er sah die Zahl der Gegner wachsen, seine Kameraden fallen, den Ersatz schwächer werden und trotzdem beherrschte ihn die feste Zuversicht: „Und wir werden doch siegen!"

Das Jahr 1917 kam und brachte die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten. Der Leutnant, inzwischen zum Oberleutnant befördert, lag seit Wochen an seiner dritten Verwundung, als die Nachricht eintraf. Da tauchten zum ersten Male bange Zweifel auf: „Können wir das noch schaffen?" Das erste Zusammentreffen mit den frischen unverbrauchten amerikanischen Truppen war nicht geeignet, diese Zweifel zu zerstreuen. Ward uns doch zum erstenmal offenbar, wie verbraucht und ausgepumpt unsere Leute waren. Dazu der immer mehr zutage tretende Mangel an allem, an Waffen und Munition und vor allem an Nahrungsmitteln. Die Nachrichten über die Zustände in der Heimat, die in Briefen der Angehörigen daheim zum Ausdruck kamen oder die die Urlauber mitbrachten, erhöhten die bangen Zweifel nur noch. Wohl hörte man von den Gefangenen ähnliche Klagen und Zweifel, aber würden wir standhalten, bis der Gegner vollkommen zermürbt war? . . .

Ein Kommando zur Fliegertruppe im Mai 1918 brachte wieder neue Eindrücke. Was er auf seinen Flügen hinter die feindliche Front bis zum Kanal sah, war immer wieder das gleiche, erdrückende Bild. Auf allen zur Front führenden Straßen Transporte und Kolonnen in unablässlicher Bewegung. Lastautokolonne

hinter Lastautokolonne rollte heran. Sie brachten neues Material, neue Geschütze, neue Munition, frische Menschen. Wie sollte das enden? Konnten wir diese erdrückende Übermacht an Menschen und Material noch aufhalten? Häufiger überkam ihn eine grenzenlose Müdigkeit und immer wieder riß er sich zusammen. Es muß sein! Wir müssen und werden standhalten!

Ein kurzer Urlaub führte den jungen Offizier in die Heimat. Seit fast zwei Jahren war er nicht mehr zu Hause gewesen. Freudige Gesichter empfingen ihn im Elternhaus, froh, ihn wenigstens für die nächsten acht Tage in Sicherheit zu wissen. Doch wie blaß war das Gesicht seines Mütterchens, wie gramvoll die Züge seines alten Vaters! Aber kein Wort der Klage fiel. Mutter und Schwester erzählten von ihrer Arbeit in der Leitung der Hauptstelle des Roten Kreuzes auf dem Hauptbahnhof. Vergeblich bat er die Mutter, sie möge sich schonen und den anstrengenden Nachtdienst auf dem Bahnhof wenigstens aufgeben. „Nein, mein Junge, auch wir tun nur unsere Pflicht", war die Antwort, die ihn stumm machte. Frohe Hoffnung stieg in ihm empor. Solange die deutsche Frau so dachte, konnte auch die Front den harten Widerstandswillen aufbringen. Volk und Heer waren eins. Versagte eines der beiden Teile, dann mußte das Ende da sein.

Die wenigen Tage seines Urlaubes benutzte er, um Angehörige seiner Kameraden und Untergebenen aufzusuchen, ihnen Grüße zu bringen von draußen. Manch schweren Gang mußte er tun, manchen letzten Gruß bringen. Andere Eindrücke umfingen ihn. Not und Sorge herrschte. Sie rangen mit dem Rest von Widerstandswillen in der Seele der Frau. Er sah die Kinder, die blaß und schwächlich an der Mutter hingen, er sah die Mutter, die in schwerem Beruf tagsüber das nötige Geld verdienen mußte, die Kinder zu ernähren, und abends müde von der Tagesarbeit ihren häuslichen Pflichten nachging. Aber wie stand es mit der Ernährung? Seit Wochen hatten die Kinder kein Fett, kein Fleisch gesehen, selten reichte das Brot aus, die hungrigen Mäulchen zu stopfen. Immer wieder kam die bange Frage von den Lippen der

Frauen: „Ist es noch nicht bald zu Ende? Glauben Sie daran, daß noch alles gut wird?" Immer wieder versuchte er Trost zuzusprechen und den Willen zum Durchhalten zu stärken. Aber es waren doch nur schwache Worte. Die Wirklichkeit war härter. Noch fiel kein bitteres Wort. Aber wie lange noch, und auch das würde kommen. Mußte kommen, wenn die Propaganda von außen und die Arbeit staatsfeindlicher Elemente sich dieser Stimmung bemächtigte. Ein ernstes Gespräch mit seinem Vater überzeugte ihn, daß diese Sorgen nur zu berechtigt waren. „Ja, die Wühlarbeit hat von außen und innen bereits eingesetzt. Noch beschränkt sie sich auf ganz bestimmte Kreise. Ich sehe sie aber von Tag zu Tag an Boden gewinnen. Wir kämpfen hier in der Heimat mit allen Kräften dagegen an. Wir müssen verhindern, daß die Heimat euch draußen in den Rücken fällt. Gott gebe uns die Kraft dazu!" Schwer war der Abschied von den Lieben zu Hause. Lange drückte der Vater dem wieder hinausziehenden Jungen die Hand: „Gott gebe, daß es zu einem guten Ende führe. Sage Deinen Kameraden draußen, daß auch wir in der Heimat unsere Pflicht tun und sie erfüllen werden, komme es, wie es wolle!" Es waren die letzten Worte, die er von seinem Vater hörte. Gott nahm ihn zu sich, als er in treuester und schwerster Pflichterfüllung den ins Elsaß einrückenden Franzosen seine Lebensarbeit übergeben mußte. Der Sohn hat ihn nicht wieder gesehen.

Schweren Herzens fuhr er der Front zu, seinem neuen Bestimmungsort entgegen. Ein Telegramm der Obersten Heeresleitung hatte ihm seine Versetzung in den Generalstab einer Elite-Division mitgeteilt.

Unterwegs begegneten ihm Ersatztransporte, die zur Auffüllung der Front zu ihren Truppenteilen fuhren. Zumeist schwächliche, blasse Gestalten. Nur wenige von den gewohnten prachtvollen Männern der letzten Jahre waren darunter. Die Stimmung der Leute gefiel ihm gar nicht. Sie war so dumpf, so gedrückt, nichts mehr von dem früheren zuversichtlichen Lärmen und Singen. Auf einer Verpflegungsstation erzählte ihm der Bahnhofskommandant,

daß vor wenigen Tagen sich ein Ersatztransport geweigert habe, weiter zur Front zu fahren. Er habe sie durch seine Wache entwaffnen und festnehmen müssen. „Was wird mit den Leuten geschehen?" „Sie werden wohl durch die nächste Kommandostelle irgend einem Strafbataillon oder Arbeitskommando zugeführt werden. Die Rädelsführer sind festgesetzt." So weit war es also schon. Griff diese Stimmung auf die Front über, dann war das bittere Ende da. Weswegen wendete man nicht die volle Strenge der Kriegsgesetze gegen diese Leute an? Mußte derartige Milde nicht als Schwäche ausgelegt werden? Und doch war sie ihm wieder verständlich. Sie entsprang dem brüderlichen Gefühl innerhalb des deutschen Volkes, das bei der Mobilmachung in so prächtigem Maße hervortrat. Sie entsprang dem Bewußtsein des Verteidigungskampfes eines von allen Seiten angegriffenen Volkes. Gewiß war sie verständlich. Und doch konnte nur eiserne Strenge in dieser Zeit die Front vor derartigen Einflüssen schützen. Deutlicher und klarer trat es ihm ins Bewußtsein: Lange konnte es nicht mehr gehen.

Bei seiner Division eingetroffen schilderte er seinem Vorgesetzten, der ihm bald Freund wurde, seine Eindrücke aus der Heimat. Auch er war ernst, aber doch zuversichtlich. Die Front würde halten. Gleich die ersten Tage führten ihn in die vorderste Linie. Am Tage vorher hatte die Division einen schweren Angriff prachtvoll abgeschlagen. Nicht weniger als sieben zusammengeschossene Tanks lagen vor der Front. Offiziere und Mannschaft waren zuversichtlich und froher Stimmung. Ja, das waren aber auch noch die Leute von 1914! Die Division hatte bis zum Jahre 1917 als Kavallerie-Division nur wenig Verluste gehabt und war erst dann nach Abgabe der Pferde in eine Schützen-Division umgewandelt worden. Wundervoll war das Verhalten zwischen Offizier und Mann. Bei keiner anderen Division war ihm das so ins Auge gefallen. Dabei war die Mehrzahl der Offiziere aus Hochadel und Adel Preußens, alle erzogen im Sinne treuester Pflichterfüllung. Aber natürlich würden sie standhalten. Wie er nur zu

einer solchen Frage käme? Gewiß würde es sehr schwer noch werden, aber der Feind würde sich an der Front die Zähne ausbeißen. Freude und Stolz erfüllten ihn, als er seinem Chef über die Front Bericht erstattete. Er hatte doch vielleicht zu schwarz gesehen. An solchen Leuten mußte der Ansturm des Gegners ja brechen. General Ludendorff sagt in seinen Erinnerungen über die Division: „Die bewährte Division wußte nichts von Tankschrecken, sie schlug sich hervorragend."

Schöne und schwere Zeiten erlebte der junge Generalstabsoffizier bei dieser Division. Schwer waren natürlich auch die Verluste, die die Division in den nächsten Wochen erlitt, da sie immer an entscheidender Stelle eingesetzt wurde. Das Oberkommando wollte die Division durch Ersatzmannschaften wieder auffüllen. Die Division lehnte jedoch junge Ersatzmannschaften ab und nahm nur altgediente, aus den Lazaretten als geheilt entlassene Leute an. Der Chef stand auf dem Standpunkt, daß er lieber mit schwachen, aber zuverlässigen Regimentern kämpfe. Die schweren Offiziersverluste dieser Wochen waren allerdings nicht zu ersetzen.

Es kam der 8. August und damit der Beweis, daß Teile der Front nicht mehr standhielten. Am Abend dieses Tages wurde es dem jungen Offizier klar, daß das Ende kam. Alles in ihm bäumte sich gegen diese Erkenntnis auf. Er sprach sich mit seinem Chef und Freunde aus. Die näheren Nachrichten von der Schlacht zwischen Somme und Oise waren erschütternd. Zum Gegenstoß einsetzenden Truppen hatten Nachbartruppenteile „Streikbrecher", „Kriegsverlängerer" und ähnliches zugerufen, bei einzelnen Divisionen war jeglicher Einfluß der Offiziere geschwunden. Was nützte es, wenn andere Divisionen, so wie unsere prächtigen Leute, jeden Fußbreit Boden bis zum letzten verteidigten? Wieder kam die Müdigkeit über ihn, gegen die er bisher immer angekämpft hatte. Er hielt es beim Divisionsstab nicht aus und ritt nach vorn zur Truppe. Auch hier waren die Nachrichten bereits durchgesickert. Besorgt fragten die Offiziere, was nun werden solle. Im äußersten Notfalle besetze man die Grenze. Aber kein Feind

beträte den deutschen Boden. Ein alter Unteroffizier, mit dem E. K. I geschmückt, sagte ihm: „Nein, Herr Oberleutnant, solche Hundsföttereien können bei uns nicht passieren. Wir halten schon aus. Wenn nur unsere Nachbarn rechts und links halten. Nach allen Seiten können wir ja nicht kämpfen." Ja, standen wir denn nicht schon im Kampf nach allen Seiten? Kämpften wir nicht schon an der Front gegen den zum Entscheidungsschlag ausholenden Gegner und in unserem Rücken gegen die moralische und geistige Zersetzungsarbeit aus der Heimat gegen unser Heer? Wäre es denkbar, daß dieser Kampf auch eines Tages andere Formen annehmen könnte?

Zum Stabsquartier zurückgekehrt, empfing ihn die Nachricht, daß Friedensschritte eingeleitet seien. Das war also der Anfang vom Ende. Wie dies Ende aussehen würde, darüber gab er sich keinen Illusionen hin. Er kannte ja die Franzosen aus den Reichslanden her als Nachbarn. Sie würden nicht eher ruhen, als bis Deutschland ganz am Boden liege. Wie würden aber diese Gerüchte von Friedensschritten in der Heimat wirken? Mußten sie nicht zu einem völligen Aufgeben jeglichen Widerstandswillens führen?

Es war September geworden. Die deutsche Front wurde planmäßig zur Ersparung von Kräften in vorbereitete Stellungen zurückgenommen. Immer deutlicher bemerkbar wurde das Eingreifen der amerikanischen Truppen. Zwischen Argonnen und Maas waren sie in die deutschen Stellungen eingebrochen. Ihr Eingreifen wurde immer entscheidender. Es war klar, daß auch Franzosen und Engländer müde waren, das merkten wir deutlich an der Art und Weise, wie sie ihre Angriffe führten. Die amerikanische Hilfe gab ihnen jedoch immer wieder neue Kraft. Dazu kam, daß die amerikanischen Divisionen selbst schnell an Kriegserfahrung gewannen und gerade unseren müden Truppen gegenüber höchst achtenswerte Gegner wurden.

Natürlich wurde in unserem Kreise auch viel über die Friedensschritte gesprochen. Die Mehrzahl von uns war der Ansicht, daß Clemenceau und Lloyd George Deutschlands Kapitulation auf

Gnade und Ungnade haben wollten. Wilson aber habe doch bereits seine Bedingungen in seinen 14 Punkten genannt, die zwar hart für uns seien, aber letzten Endes doch eine Basis für Verhandlungen bilden könnten. Amerika sei doch schließlich die ausschlaggebende Macht. Andere wieder waren der Ansicht, daß eine Volkserhebung das gesamte Volk zum entschlossenen Widerstand bringen könne. Der junge Generalstabsoffizier schüttelte den Kopf: „Nein, das ist nach dem, was ich gesehen habe in der Heimat nicht mehr möglich. Wohl aber könnten wir uns an die Grenze zurückziehen und dem Feind das Betreten deutschen Bodens wehren. Ich glaube, daß dann, wenn sich dieser Krieg der Heimat nähert und wir der Heimat selbst wieder näher sind, das Gesunde in unserem Volke die Oberhand gewinnen und uns und unseren Leuten neuen Mut zum Widerstand geben wird. Nein, kapitulieren brauchen wir nicht." Zum erstenmal fiel in unserem Kreis das Wort von der Möglichkeit einer Revolution. Der Sprecher dieses Wortes, ein älterer, braver Reserveoffizier, der gerade von einem Heimaturlaub zurückgekehrt war, wurde von der Mehrzahl der Kameraden als Phantast und Schwarzseher abgetan. Deutschland und Revolution? So etwas gab es ja gar nicht! Lange sah der junge Offizier den Sprecher an. Wußte er mehr davon? Seine eigenen Eindrücke auf seinem Heimaturlaub kamen ihm wieder deutlich in Erinnerung, die Worte seines Vaters. Sollte es so schnell gehen? Er nahm den älteren Kameraden beiseite und trat mit ihm auf die nächtliche Dorfstraße. Geschoßblitze und Leuchtkugeln von der nahen Front erhellten die dunkle Oktobernacht. Schweigend gingen sie zum Dorfausgang zur Front. Dort brach der Junge das Schweigen: „Glauben Sie wirklich an die Möglichkeit einer Revolution in Deutschland?" Der Ältere senkte den Kopf: „Ich fürchte, sie wird kommen." Ernst und bitter erzählte er von seinen Beobachtungen in der Heimat, von der Stimmung in seiner Fabrik, von der Wühlarbeit des Bolschewisten Joffé in Berlin und von der Verseuchung unserer Truppen im Osten durch das Gift des Bolschewismus. Schweigend, bis ins Innerste ergriffen hörte der

Junge zu. War es möglich, daß das deutsche Volk seine Ehre fortwarf? Wofür kämpften wir denn, wenn nicht für den Schutz unserer Heimat und unserer Ehre? Nun wollte man uns die Ehre rauben? Weiß man denn nicht in der Heimat, worum es sich hier handelt? Wieder trieb es ihn hinaus zur Truppe in die vorderste Linie. Ihm war, als ob er sich dort neue Kraft, neuen Willen holen könnte. Nur schwach war die Linie noch. „Das Kürassierregiment hat noch 38 Mann; aber alles Kerls, auf die ich mich bombenfest verlassen kann", sagte mir ein Brigadekommandeur. Mehr denn je richteten sich die Augen des Mannes auf den Offizier. Mehr denn je war der einzelne Offizier Träger der ganzen Schwere des Gefechtes. Die Anforderungen an die Nervenkraft des einzelnen Offiziers stiegen ins Unermeßliche.

Immer wieder tauchten Gerüchte von Friedensschritten auf. Planmäßig ging die Rückzugsbewegung auf weiter hinten gelegene Linien vor sich, in dauernder Fühlung mit dem vorsichtig nachfolgenden Feind. Nie riß das Gefecht ab und jeder Tag riß Lücken in die dünne Linie unserer Divisionsfront. Am 27. Oktober erreichte uns die Nachricht, daß General Ludendorff abgelöst und General Gröner sein Nachfolger geworden sei. Aber unser Hindenburg bleibt!

Es überstürzten sich die Hiobsnachrichten. Österreich, Bulgarien, die Türkei brachen zusammen. Der Gegner rannte aufs neue gegen unsere Front. Tapfer hielten unsere braven Leute stand. Galt es doch nur die Heimat zu verteidigen! Dann kam der schwerste Schlag. Der junge Offizier befand sich am 10. November draußen an der Front, um eine Erkundung durchzuführen. In der Nähe einer Telephonstelle einen Augenblick rastend, wartete er auf die Herstellung einer telephonischen Verbindung mit dem Divisionsstabsquartier, um seine Meldung zu erstatten. Nach einer kleinen Weile stürzte der Telephonunteroffizier, ein älterer, ruhiger Mann, aus dem provisorischen Unterstand. Blaß und aufgeregt sprudelte er unverständliche Worte hervor. „Bitte etwas ruhiger, alter Freund! Was ist denn Schreckliches passiert?" Und ruhig und klar

kam die Meldung heraus: „Der Telephonist des Divisionsstabes hat gesagt, der Kaiser habe die Armee verlassen. In Berlin sei Revolution." Sprachlos starrte der andere ihn an. Er fühlte, wie jeder Bluttropfen ihm aus dem Gesicht wich. Dann brach es hervor: „Das ist nicht wahr! Du lügst! Ist die Zersetzung nun auch bis zu Euch braven Kerls vorgedrungen?" Er stürzte zum Telephon und ließ sich mit dem ersten Generalstabsoffizier verbinden. Ehe er fragen konnte, erklang die Stimme des Majors kalt und klar: „Der Kaiser und der Kronprinz haben die Armee verlassen und sich nach Holland begeben. In Berlin soll angeblich Revolution sein. Nähere Nachrichten fehlen jedoch. Eine Regierung hat sich gebildet, die Waffenstillstandsverhandlungen aufgenommen hat. Generalfeldmarschall v. Hindenburg erwartet von jedem Einzelnen Pflichterfüllung bis zum letzten. Bitte machen Sie den Regimentskommandeuren davon Mitteilung. Die Division hält ihren Abschnitt, komme, was da wolle." Regungslos saß er da, den Hörer am Ohr, als die Stimme schon lange ausgeklungen hatte. Tiefes Schweigen herrschte im Unterstand. Der Unteroffizier, dem er vorhin so Unrecht getan hatte, bot ihm seine Feldflasche an. Mit müder Handbewegung winkte er ab. Mit müder Bewegung stand er langsam und schwer auf. Wie Blei waren die Glieder, ein dumpfes Gefühl hielt seinen Kopf befangen. Mit müden Schritten verließ er den Unterstand, dem Unteroffizier schweigend die Hand reichend. Mechanisch ging er den Graben entlang auf dem Wege zum nächsten Regimentskommandeur, sich seiner schweren Pflicht zu entledigen. Im Regimentsunterstand traf er den Brigadekommandeur Graf X., den Typus eines alten Haudegens, den Pour le mérite am Halse und um den Kopf einen blutigen Verband. Stockend und schwerfällig brachte er seinen Auftrag vor. Die Tränen kamen ihm in die Augen, er mußte sich abwenden. Auch der Alte war tief erschüttert, auch er kämpfte abgewendet mit Tränen. Dann hielt er lange die Hand des Jungen. Langsam, aber fest und unerschütterlich kamen die Worte hervor: „Melden Sie dem Herrn Divisionskommandeur, daß die Brigade bis zum

letzten Mann hält." Ähnliches wiederholte sich bei den anderen Regimentern und Brigaden der Division.

Allein in dumpfem Sinnen ritt der junge Offizier den Weg zum Divisionsstabsquartier zurück. Jung? Nein, er war ja so alt, so müde. Er konnte sich nicht fassen. Er blickte auf sein Portepee an seiner Seite, das Eiserne Kreuz auf seinem Waffenrock. Was sollte das alles? War nicht seine Ehre als Offizier dahin? Sein Oberster Kriegsherr, der ihm Symbol war, dem er den Treueid geleistet hatte, der hatte sein Heer, hatte ihn verlassen? Hatte er denn kein Vertrauen mehr zu seinen Offizieren gehabt? Galt denn nicht mehr das alte Wort der Väter „Treue um Treue"? Er hatte doch vier lange Jahre die Treue gehalten und jetzt sollte sie ihm sein Kaiser nicht halten? Er begriff es nicht. Alles in seinem Inneren war gebrochen.

Nach langem Ritt erreichte er das Divisionsstabsquartier. Am Eingang des Dorfes erscholl Lärm aus einem Bauernhaus. Vom Hufschlag des Pferdes auf dem Pflaster hervorgelockt, kam aus der Tür ein ganz junger Leutnant hervor, in der einen Hand eine Schnapsflasche schwenkend. „Kommen Sie zu uns, eins trinken. Es ist ja jetzt doch alles aus!" Schweigend ritt er weiter. Hatte er recht, ist jetzt alles aus? Das ist doch nicht möglich!

Im Zimmer des ersten Generalstabsoffiziers brannte noch Licht. Mit zerschlagenen Gliedern stieg er vom Pferd und trat in das Zimmer des Bauernhauses. Ein junger Ordonnanzoffizier erhob sich schlaftrunken am Tisch. „Wo ist der Major?" „Der Major ist zum Hauptquartier befohlen. Er wird morgen gegen Mittag wieder zurück sein. — Exzellenz möchte Sie noch sprechen." Er trat in das Nachbarzimmer, das durch eine Karbidlampe erhellt war. Aus einem Lehnstuhl erhob sich, voll angekleidet, die hohe Figur des Divisionskommandeurs. Tiefer Ernst auf den Zügen reichte er dem Jungen die Hand und hielt sie in seiner Rechten. „Was macht die Truppe? Wie hat sie diese furchtbare Nachricht aufgenommen?" Mit müder Stimme berichtete der Junge von seinen Erlebnissen draußen und überbrachte den Auftrag, den ihm Graf X.

an den Divisionskommandeur mitgegeben hatte. „Das wußte ich. Warum ist das den braven Kerls nicht erspart geblieben?“ Schwer sank er in den Stuhl, das weiße Haupt in die Hand gestützt. Der Junge wußte, woran sein alter Kommandeur dachte. Seine Gedanken weilten sicher bei seinem Obersten Kriegsherrn, dem er nun vierzig Jahre treu, teilweise in seiner nächsten Umgebung, gedient hatte. Der Junge senkte den Kopf und schwieg. „Ich habe den Major zum Hauptquartier geschickt. Morgen werden wir Näheres wissen. Versuchen Sie zu schlafen, ich kann es nicht. Ich merke doch jetzt, daß ich zu alt bin. Haltet Ihr Jungen Euch frisch für all das Schwere, das noch bevorsteht. Gute Nacht!“ Schweigend verbeugte sich der Junge und ging in das Nebenzimmer zurück. Er schickte den Ordonnanzoffizier schlafen, um selbst die Wache am Telephon zu übernehmen. An Schlafen war nicht zu denken.

Die Stille der Nacht wurde nur von Zeit zu Zeit durch den schweren Tritt seines alten Kommandeurs unterbrochen, der auch mit seinen Gedanken keine Ruhe fand. Nur vereinzelt fielen draußen an der Front Schüsse, ein Zeichen, daß der Gegner nur vorsichtig nachdrängte. Er versuchte sich zu fassen und ließ all das Geschehene der letzten Stunden in Gedanken noch einmal an sich vorbeiziehen. Es war also Tatsache: Der Kaiser hatte die Armee verlassen! Zu wessen Gunsten hatte er verzichtet? Hatte der Major ihm am Telephon nicht gesagt, daß auch der Kronprinz fort sei? Sollte das tatsächlich das Ende der Monarchie in Deutschland sein? Das Deutsche Reich eine Republik? War denn das überhaupt möglich? Er konnte sich das nicht vorstellen. Schon der Gedanke daran war ja absurd. War nicht Deutschland und die Hohenzollern eins? Wäre doch der Kaiser zu seiner Truppe gekommen und hätte sich an die Spitze der Armee gestellt! Was konnte es für den Kaiser, den Hohenzollern jetzt Schöneres geben, als an der Spitze seiner Truppen für sein Land, für Deutschland, kämpfend den Heldentod zu sterben? Müßte vor einer solchen Größe nicht auch der erbittertste Gegner den Degen senken? — Was sollte er

morgen früh seinen Leuten sagen? Sie würden ihn sicher bestürmen, ihnen zu sagen, wie es möglich sei, daß ein Führer sein Heer verlasse. Was sollte er antworten? Konnte er diesen Schritt den braven einfachen Leuten gegenüber rechtfertigen? Unsagbar schwer dünkte ihm dies alles. Wieder kam ihm das Gefühl, als ob seine Ehre als Offizier beschimpft sei. Mußte dieser unselige Schritt nicht einen Schatten auf die ganze Armee werfen, die nun über vier Jahre Unmenschliches geleistet hatte? Ja, was sollte denn aus der Armee überhaupt werden, jetzt, wo sie keine Spitze mehr hatte? Sie stand doch noch vor dem Feinde! Mußte sie nicht einfach auseinanderfallen und die Heimat schutzlos dem Feinde ausliefern? Nein, das wäre ja ungeheuerlich! Das durfte nicht sein! Er sprang auf und ging ruhelos auf und ab.

Draußen hatte Regen eingesetzt. Er klatschte gegen das Fenster. Die Heimat! Deutschland! Was war denn überhaupt dort los? Blutige Revolution mußte doch dort herrschen. Die vielen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, die bei den Ersatztruppenteilen, auf Urlaub oder als Genesende dort weilten, die haben doch sicher nicht kampflos den staatsfeindlichen Elementen das Feld geräumt! Zweifellos gab es dort blutige Kämpfe. Bürgerkrieg! Ihn fröstelte. Er trat ans Fenster und blickte hinaus, den müden Kopf gegen das Fensterkreuz gelehnt. Ja, dort wo das erste fahle Dämmern den neuen Tag, den 11. November, ankündete, dort mordeten sich Deutsche gegenseitig. Und die Truppe? Die stand hier in Feindesland und wehrte mit ihren letzten Kräften dem Feinde den Eingang in die Heimat. Wie sinnlos war das alles! Richtig, der Major hatte doch am Telephon etwas von Waffenstillstandsverhandlungen gesagt, die eingeleitet seien. Waffenstillstand? Was war denn das? Dann durfte also nicht mehr geschossen werden? Diese Idee kam ihm fast lächerlich vor. „Schießen verboten!", so ein Schild hatte er 1915 mal an den Unterstand eines Stabes gehängt, dem das Schießen allzu unsympatisch war. Doch halt! Die Feinde würden doch sicher Bedingungen stellen. Am Ende gar Ablieferung der Waffen? Nein, das konnte er nicht verlangen.

Das würde Kampf bis aufs Messer bedeuten. Das würde die Truppe nicht tun. Wann könnte denn Waffenstillstand sein? Diese Verhandlungen sind sicher recht langwierig. Währenddessen tobte daheim in Deutschland der Kampf, und sie waren doch so notwendig daheim!

Das Rasseln des Telephons schreckte ihn aus seinen Gedanken. Ach richtig, die Morgenmeldungen der Brigaden mußten ja jetzt kommen. „Hier 11. Brigade! Bitte die Morgenmeldung aufzunehmen. — Die Nacht verlief ruhig. Der Gegner drängte nur langsam und vorsichtig nach. Nur einzelne Patrouillen erschienen im Vorfeld und fühlten vorsichtig vor. Sie wurden durch Gegenpatrouillen vertrieben. Feindliches Artilleriefeuer sehr schwach. Verluste keine. — „Können Sie uns nichts sagen, wie es im Hauptquartier steht? Sind keine näheren Nachrichten aus der Heimat da?" „Leider wissen wir auch nichts Näheres. Der Major kommt erst gegen Mittag aus dem Hauptquartier zurück. Ich gebe Ihnen sofort Bescheid, sowie wir Näheres wissen." „Danke sehr!" Da meldete sich auch schon die nächste Brigade. Das gleiche Bild vom Gegner, die gleichen sorgenvollen Fragen! „Verluste: 1 Offizier, 1 Mann vom Kürassierregiment bei Patrouillenvorstoß gefallen, ein Mann verwundet." „Wer ist der Offizier?" — „Leutnant v. W." — Ein blutjunger Leutnant! Vor wenigen Wochen zum Offizier befördert. Er kannte ihn. Zwei seiner Brüder waren schon in der Division gefallen. Der Divisionskommandeur wollte den Letzten und Jüngsten seinen alten Eltern erhalten und ihn zum Stabe nehmen. Der Vater war alter Offizier. Exzellenz hatte es dem Vater mitgeteilt. Was hatte der doch geantwortet? — „Es ist unser Letzter. Unsere Familie hat stets für den König ihr Letztes hingegeben. Der Junge und sein Vater würden es als eine Schande empfinden, wenn ein junger Offizier seiner eigenen Sicherheit willen seine Leute im Stich ließ. Lassen Sie ihn bei der Truppe! Wenn Gott in seinem unerforschlichen Ratschluß es will, so nehme er uns auch unseren Letzten für unser Deutschland." — Das war die Auffassung unserer Väter und Vorväter — Treue

bis zum Tode!" „Gefallen auf dem Felde der Ehre für Kaiser und Reich!" so stand es auf den tausenden und abertausenden schlichten Holzkreuzen im Westen, Osten, Süden Europas, im fernen Afrika und Ostasien! Und wieder überfielen ihn bittere Gedanken. Hatte denn der Kaiser seinen Getreuen die Treue gehalten? Der alte General gab seinen letzten Jungen her für seinen König, der gar nicht mehr da war. Wie sinnlos ist das! Doch halt, wie sagt der Alte in seinem Brief?: „Für unser Deutschland!" — Ja, das war es! Wie ein Alpdruck fiel es von seiner Seele. Für unser Deutschland, für die Heimat, für unsere Lieben, für unser Volk, dessen gesundester Teil wir ja selbst waren, standen wir hier draußen! Natürlich hatte das alles seinen Sinn! Auch der Tod des kleinen W. Er starb im Kampfe um seine Heimat und für sein Volk! Es kam über ihn wie eine Erleichterung. Seine Gestalt straffte sich, die Müdigkeit, die so lähmend auf ihm gelegen hatte, schien von ihm zu weichen. Gewiß, das Schwerste, was ein kämpfendes Heer treffen konnte, hat die Armee getroffen, den Führer verloren, zu dem sie aufblickte. Und doch würde sie kämpfen bis zum letzten für Deutschland, für die Heimat.

Er erhob sich und klopfte an der Tür des Nebenzimmers an. Bei seinem Eintreten erhob sich der Divisionskommandeur von dem Tisch, an dem er geschrieben hatte. Der Junge sah, auch der alte Kommandeur hatte keine Ruhe in der Nacht gefunden. Mit knappen Worten erstattete er Bericht über den Verlauf der Nacht an der Front und die eingetretenen Verluste. „Der kleine W. ist der Letzte seiner Familie. Mit dem alten General stirbt die Familie aus. — Rufen Sie bitte die Brigade an. Ich fahre sofort zur Beerdigung zum Kürassierregiment."

Kurze Zeit später fuhr ein Auto vor. Es war gegen 10 Uhr vormittags. Der Major stieg heraus. Der Junge eilte ihm entgegen. Kurze Begrüßung. „Bitte nehmen Sie sofort meinen Wagen und fahren Sie zu den Brigaden. Punkt 12 Uhr Waffenstillstand! Die Brigaden beziehen sofort Ruhequartier in den Dörfern X, Y, Z. Jede Brigade beläßt eine Schwadron als Posten-

sicherung im Abschnitt der Brigaden. Alles weitere folgt. Wo erreiche ich Sie?" „Im Gefechtsstand des Grafen X." „Gut. Sie bleiben bei der Truppe, bis Sie weiteren Bescheid von mir erhalten. Alles Nähere bei Ihrer Rückkehr. Auf Wiedersehen!"

Für Fragen war keine Zeit. Der Bursche mit seinem Stahlhelm und Mantel stand bereits neben ihm. „Darf ich mitfahren, Herr Oberleutnant?" „Los, eingestiegen!" In rasendem Tempo ging es nach vorn. Nur jetzt keine Panne! Soweit wie irgend möglich fuhr er nach vorn. Sein erster Weg führte ihn zur mittleren Brigade des Grafen X. Er kam gerade von der Beerdigung zurück. In seiner Begleitung befanden sich die Adjutanten der Nachbarbrigaden. Schnell war der Befehl diktiert. Alle stürmten sie mit Fragen auf ihn ein. Er konnte sie nicht beantworten. Die Herren eilten zu ihren Truppen, um rechtzeitig den Befehl zu überbringen. Schwer auf seinen Stock gestützt stand Graf X. da, das Haupt zu Boden gesenkt. Dann richtete er sich auf. „Ich gehe in die vorderste Linie. Kommen Sie mit?" „Selbstverständlich, Herr Graf!"

Es war etwa 11.45 Uhr, als sie den Graben erreichten. Merkwürdig still war es an der Front. Nur ab und zu fiel von beiden Seiten ein Gewehrschuß. Vereinzelt Flieger in der Luft. Schweigend standen sie und sahen hinüber zum Feind. Der Alte sah nach der Uhr. „Es ist 12 Uhr." Drüben sah man bereits die bekannten runden Stahlhelme der Franzosen aus dem Graben auftauchen. Der Alte schwang sich auf die Grabenbrüstung und reckte sich hoch auf. Scharf und hell erklang seine Stimme. „Waffenstillstand! Gewehr ab! Helm ab zum Gebet!" Regungslos, auf ihre Karabiner gestützt, standen die Leute in dem Graben, das Haupt gesenkt. Nur sekundenlang dauerte das Schweigen, dann richtete sich der Alte hoch auf und erteilte seine Befehle für den Abmarsch der Truppe und die Sicherung der Linie. Schweigend verabschiedete sich der Junge und eilte dem Telephonunterstand zu. Ein Telephonist eilte ihm schon entgegen. „Herr Oberleutnant, die Division ist am Apparat und will Herrn Oberleutnant sprechen." Der Major war am Apparat. „Ist vorn alles in Ordnung?" „Ja-

wohl." „Soeben geht der Befehl der Obersten Heeresleitung ein, daß sich unsere Division und die neben uns liegende 1. Garde-Division in Eilmärschen an die Spitze der zurückkehrenden Truppen unseres Armeeabschnittes setzt und als erste die deutsche Grenze überschreitet. Abmarsch der Brigaden morgen früh 6 Uhr in der Reihenfolge der Quartiere. Brigade- und Regimentskommandeure morgen früh 7 Uhr zum Divisionsstab. Überbringen Sie bitte den Brigaden selbst den Befehl und kommen Sie dann zum Stabsquartier zurück." „Zu Befehl."

Schnell war der Auftrag ausgeführt. Zurück gings zur Division. Es dunkelte schon, als er dort eintraf. Der Major empfing ihn und erzählte nun von seiner schweren Fahrt zum Hauptquartier. Er erzählte, wie man den Kaiser von Berlin aus vor die vollendete Tatsache gestellt habe, von den schweren Kämpfen, die der Kaiser mit sich gekämpft haben mußte, wie man ihm ein falsches Bild von der Truppe gemacht habe, und seine Stimme zitterte vor Empörung über diese Schmach, die man der Truppe angetan hatte. Er erzählte von den Vorgängen in der Heimat, wie sich der Pöbel immer mehr der Herrschaft in den Städten bemächtigte und wie schwach die sogenannte neue Regierung gegenüber diesen Elementen sei. Dann sprach er von dem Generalfeldmarschall, welche inneren Kämpfe dieser Mann durchgemacht haben mußte, als sein Kaiser ging und als er sich in seiner Pflichttreue gegen sich selbst und sein Vaterland der neuen Regierung zur Verfügung stellte. Und er las den Armeebefehl des greisen Feldherrn: „— Aus dem Bewußtsein, daß wir unser Land und unsere Ehre bis zum Äußersten verteidigt haben, schöpfen wir neue Kraft. — Im Kampfe habt ihr euren Generalfeldmarschall nicht im Stiche gelassen. Ich vertraue auch jetzt auf euch!" Schweigend reichte der Major dem Jungen die Hand. Es war wie ein Gelöbnis der beiden, alle ihre Kraft einzusetzen für ihr Land, ihr Deutschland!

„Nun gehts heimwärts. Wir müssen dort Ordnung schaffen. Für Sie habe ich noch einen besonderen Auftrag. Morgen früh um 6 Uhr brechen Sie mit der Divisionsschwadron und den

Gendarmen der Division auf und reiten der Division etwa einen Tagemarsch vorauf, die Quartiere sicherzustellen. Nach den Waffenstillstandsbedingungen hat die Truppe bis an den Rhein keinen Ruhetag. Wir sehen uns also erst in Deutschland wieder. Hier die Liste der Quartiere. Auf Wiedersehen!"

Nach kurzem Schlaf meldete sich Punkt 6 Uhr der Führer der Schwadron bei ihm. Sein Bursche mit seinem Pferd stand bereits vor der Tür. In kurzem Trabe ritten sie nach dem Dorfausgang, wo die Schwadron und die Gendarmen in Marschordnung standen. Nach kurzer Begrüßung setzte er sich an die Spitze der Schwadron und hoch sich im Sattel aufrichtend gab er mit heller Stimme das Kommando: „Schwadron! Vorwärts! Trab!"

Spartakus

Von Major W. Pabst

I. Generalstabsoffizier der Garde-Kavallerie-Schützen-Division.

> Eine neue Zeit bricht an,
> Im Brande des Weltkrieges leuchtet ihr Morgenrot.
>
> Stirb und Werde. Aus Briefen und Kriegstagebüchern des Leutnants von der Marwitz.

9. November 1918! Die blutrote Fahne des Aufruhrs über Deutschland! Sollte dies das bittere Ende eines jahrelangen, harten, mühsamen, quälenden Ringens sein? Wohl hatte ein jeder von uns, der vier Jahre hindurch in Not und Tod, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Dreck und Schmutz ausgehalten, dunkel gefühlt, es kommt eine neue Zeit. Aber sollte die *so* aussehen, sollte *das* die Krönung eines so schwer erkauften Ruhmes sein? Bruderkampf und an seinem Ende Chaos, schmachvoller Untergang einer unsterblich gewähnten Nation?

Verwaist der Kaiserthron nach kaum 50jährigem Bestehen. Ratlos die Oberste Heeresleitung, ratlos die Paladine des Kaisers. Wohin man auch blickte, resignierende Passivität. Eine Residenz nach der andern, ja sogar die Hauptstadt, verfällt indes kampflos der „Herrschaft der Minderwertigen".

Was ist zu tun? Für wen tat man jetzt noch seine Pflicht? ...

Fort mit aller Resignation, die nur die Willenskraft lähmt.

Deutschland besteht noch. Ihm haben wir den Eid geleistet. Ihn gilt es zu halten, gerade jetzt, in Deutschlands, unseres Heimatlandes tiefster Not und Gefahr.

Deutschland, nichts als Deutschland, immer nur Deutschland, jetzt und immerdar.

Dieser Gedanke allein scheuchte alle schwarzen Schatten hinweg, gab Kraft zu neuem Handeln.

„Schwach, aber kampferprobt und zuverlässig", dieser Grundsatz hatte mir bis zum letzten Augenblick eine stets und überall einsatzfähige, in keiner Weise angekränkelte Truppe in der Garde-Kavallerie-Schützen-Division erhalten.

Aber würde sie auch einsatzfähig bleiben, wenn es das schwerste galt, den Kampf gegen den eigenen Bruder? ...

In Eilmärschen setzte sich unsere Division an die Spitze der zurückmarschierenden Truppen unseres Armeeabschnittes, um dann nach langen Marschtagen im Westerwald nach ihrem Bestimmungsort „Berlin" verladen zu werden. Auf Station Wildpark bei Potsdam wurden wir ausgeladen und bezogen in den westlichen Vororten Berlins kriegsmäßig Quartier in Erwartung weiterer Befehle, die von der nunmehr vorgesetzten Dienststelle, dem Generalkommando Lequis, an uns ergehen sollten.

Ja, aber was war's denn mit der Revolution? Bisher hatten wir noch nicht viel davon feststellen können. Jubelnder Empfang ward uns unter der alten siegreichen schwarz-weiß-roten Fahne heimkehrenden Frontkriegern allerorts in deutschen Landen zuteil. Die Masse fühlte sich frei von der jahrelangen Schwere und Not. Auch sie sah die neue Zeit anbrechen. Aber sie fragte vorerst nicht nach dem Wie und dem Wo des Zieles und Wohin des Weges. Sie sah nur das Ende des blutigen Ringens und damit auch schon das Ziel all ihrer Sehnsüchte, all ihres Hoffens. Der im Stahl- und Eisenregen, Not und Tod gehärtete und geläuterte Frontsoldat aber sah an ihnen vorbei, stumm und starr in die Weite. Fremd und unverständlich waren ihm der Jubel der Massen; weit und fern, über dornigen, steinigen und blutigen Weg, auf schwindelnder Höhe sah er die „neue Zeit", in unendlicher Ferne hörte er ihren leisen Klang. Und ihm ward bewußt, daß er einen unvergleichlich viel schärferen Kampf als den eben beendeten werde

kämpfen müssen, einsam und unverstanden, unter viel größerem Willens- und Nervenaufwand, ein Fremder in seiner eigenen Heimat, und doch für die Heimat, ehe sie anbrechen würde die neue Zeit.

Wir warteten, worauf warteten wir? ...

Während wir uns mit dieser Frage quälten und uns der „neuen Größen" erwehrten, die tagaus, tagein wie lästige Schmeißfliegen uns mit ihrem Besuch beehrten, verhandelte der Generalquartiermeister Gröner, statt zu handeln, mit dem „Rat der Volksbeauftragten" und dem ihm überordneten „Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte" über unseren Einmarsch nach Berlin. Vorherige Entwaffnung wurde gefordert. Wie wenig die „neuen Herren" uns doch kannten! Als ob ein kampferprobter Frontsoldat sich so ohne weiteres seine Wehr nehmen ließ, die Wehr, ohne die der Staat nichts, ohne die die Freiheit ein leerer Wahn ist.

Endlich war's so weit. Das „Kompromiß" zwischen den typischen Vertretern des „Zwischenreiches" — Händlern nicht Tatmenschen — war geschlossen und hieß: Vor dem Einmarsch Verpflichtung der Fronttruppen auf die neue „Regierung".

Als ob für uns solche Formeln nicht längst überholte Begriffe waren! Wenn wir uns auf diese „Verpflichtung" überhaupt einließen, dann bestimmt nicht aus Liebe zu jenen Landesverrätern, die die Regierung verkörperten. Nur Deutschland und seine Zukunft hatte für uns noch Geltung.

Grauer Himmel lag über Berlin, als Preußens glorreiche Reiterregimenter zum letzten Mal mit Wehr und Waffen und unter schwarz-weiß-roten Fahnen durchs Brandenburger Tor marschierten.

Ohne Wirkung blieben das „Empfangskomitee" unter Eberts Führung und seine Reden auf uns. Zur Gewißheit wurde uns nur, daß hart und blutig der Kampf sein würde gegen „Masse Mensch"; fester wurde zugleich in uns der Glaube an eine bessere Zukunft.

Es galt sich zu wappnen gegen alle physischen und psychischen Widerstände, hart zu werden, auch gegen sich selbst; frei zu werden von aller Sentimentalität. Denn eine große Aufgabe wartete unser.

Hier stand Materialismus gegen Idealismus. Zwei sich diametral gegenüber stehende Welten traten ein in den Kampf um die Entscheidung.

Das also war der Sinn des großen Krieges. Darum also mußten wir durch die Hölle der Jahre 1914—1918.

Die ursprüngliche Absicht, zugleich mit dem Einmarsch die Berliner Kasernen von den unerwünschten Elementen zu säubern und eine allgemeine Entwaffnungsaktion unter der Berliner Bevölkerung durchzuführen, unterblieb leider infolge der unschlüssigen und wankenden Haltung der Regierung, die durch nichts besser gekennzeichnet wird als durch die Worte Eberts: „Stellen Sie uns vor vollendete Tatsachen!" und durch das Fehlen wirklicher Initiative auf Seiten der oberen militärischen Führung, die sich in Männern wie Gröner und Lequis verkörperte. Daß dem zum Handeln drängenden Stabschef Gröners, Major von Harbou, in der Reichskanzlei die klassische Antwort: „Die Macht des Sozialismus ist das Wort und nicht die Waffe!" zuteil wurde, wunderte uns nach den bisherigen Vorgängen gar nicht mehr.

Der Masse imponierte und imponiert allein die nur aus Willen bestehende beharrliche Stärke und befehlssicheres Herrentum. Bei klarer Erkenntnis dieses Grundsatzes und der praktischen Folgerung daraus, hätte sich manches Blutvergießen in der Folgezeit vermeiden lassen.

In den nördlichen Vororten, möglichst weit abgesetzt von dem Hexenkessel Berlin, bezogen wir regelrechte Feldwachstellung mit Posten und Drahtsperren, Front gegen die Reichshauptstadt und kümmerten uns nicht um die „Auflösungswünsche" der sogenannten Regierung, die sich auf die sozialistischen Wehr-Formationen in Berlin zunächst stützte. Auch die geforderte Entwaffnung der Bevölkerung sollte schließlich auf energisches Eingreifen des General-

feldmarschalls von Hindenburg durch den derzeitigen Stadtkommandanten Wels und die ihm unterstellte „republikanische Soldatenwehr", eine zusammengelaufene Horde übelster Art, durchgeführt werden. Man machte den Bock zum Gärtner. Daß diese Aktion auslaufen mußte wie das Hornberger Schießen, war mir nur zu klar.

Außer der Republikanischen Soldatenwehr hauste im Schloß und Marstall die „Volksmarinedivision", die ihr erster Führer, der Graf Metternich, mit den treffenden Worten: „Meine Leute sind eine organisierte Räuberbande" charakterisierte. Trotzdem diese „Herrliche Regierungstruppe" einen Herd ständiger Unruhe bildete, konnte man sich nicht zu Gewaltmaßnahmen gegen sie entschließen. Im Gegenteil, der Stadtkommandant Wels verhandelte mit dem Nachfolger Metternichs, dem Matrosen Dorrenbach, und versprach ihm Geld für die Räumung von Schloß und Marstall. Nie trat die Schwäche der Regierung klarer zutage als durch diese Tatsache. Und Dorrenbach nutzte sie. Wohl nahm er den Vorschlag an, setzte sich aber im geheimen mit dem radikalen „großen Marinerat" und dem „unabhängigen Polizeipräsidenten" Eichhorn in Verbindung und besetzte, nachdem Geldforderungen, die er hinsichtlich Gehaltsaufbesserung gestellt hatte, abgelehnt worden waren, am 23. Dezember 1918 morgens kurzerhand die Reichskanzlei. Die „Volksbeauftragten" waren damit Gefangene des „bewaffneten Teils ihres getreuen Volks". Ebert setzte sich mit Gröner durch Geheimfernsprecher in Verbindung und bat um Einsatz. Gröner, der nun glaubte, in der Regierung den Träger der politischen Verantwortung für seine Ziele gefunden zu haben, gab durch Major Schleicher an Major v. Harbou die Anweisung zur Auflösung der Marinedivision. Diese, unterstützt von der „unabhängigen Sicherheitswehr" Eichhorns hatte aber inzwischen die Kommandantur besetzt und Wels, dessen Adjutanten und den Intendanten als Geiseln mit zum Marstall geschleppt. Ebert selbst wurde freigelassen, mit der Drohung, man würde die Geiseln erschießen, falls etwas gegen die Division unternommen werde.

Aus Furcht vor der Erschießung seines Freundes Wels und unter dem Druck seines „unabhängigen Mitbeauftragten" Barth ließ er die inzwischen befehlsgemäß zur Festnahme der Matrosenwache und zum Schutz der Regierung angerückte Truppenabteilung des Generalkommandos Lequis unverrichteter Sache wieder abrücken. Erst auf erneutes energisches Drängen Gröners gab er schließlich im Einvernehmen mit den mehrheitssozialistischen Mitgliedern der Regierung, Landsberger und Scheidemann, offiziellen Auftrag zur Befreiung von Wels und zur Auflösung der Marinedivision. Dieser Befehl traf in später Nachtstunde bei der Garde-Kavallerie-Schützen-Division ein.

Die „Volksbeauftragten" der USPD., Haase, Dittmann und Barth waren ahnungslos. Das sollte sich am nächsten Tage verhängnisvoll auswirken.

Die Tatsache, nur rund 800 Schützen und 4½ Batterien Artillerie für die Ausführung der mir übertragenen Aufgabe bis zum Morgen des 24. Dezember heranziehen zu können und dazu noch in der „herrlichen" Truppe der Kommandantur einen höchst unsicheren Faktor als Rückendeckung gegen etwaige Angriffe der infolge der schwankenden Regierungshaltung von Tag zu Tag sich radikaler gebärdenden Masse zu haben, trug nicht gerade zur Erhöhung meiner Entschlußfreudigkeit bei.

Maßgebend für den Entschluß zum Angriff war neben der lang ersehnten und endlich gegebenen Möglichkeit, aktiv in die Geschehnisse einzugreifen und in unserem Sinne gestaltend auf sie einwirken zu können, aber schließlich die Gewißheit, daß jeder Mann unserer Division seine Pflicht bis zum letzten tun würde, und die Erinnerung an ähnlich schwierige Situationen im Felde, wo die physische Unterlegenheit durch Tatkraft, Energie und Pflichterfüllung bis zum letzten sich sehr häufig ins Gegenteil wandelte.

Pflichtgemäß machte ich aber das Generalkommando Lequis auf die schwierige Lage aufmerksam und äußerte meine Bedenken, ob wohl die Republikanische Soldatenwehr halten und mir wirklich den Rücken decken würde.

Um 7 Uhr erging an die Matrosen die Aufforderung zur sofortigen Auslieferung von Wels, Abgabe sämtlicher Waffen und bedingungsloser Übergabe von Schloß und Marstall.

Die Matrosen, ermutigt durch das bisher gewohnte Nachgeben der Regierung, lehnten die Forderungen ab. Punkt 7.40 Uhr erfolgte der Befehl zur Eröffnung des Feuers auf das Schloß, das nach kurzer Gegenwehr im Sturm von uns genommen wurde. Hartnäckiger wurde der Kampf um den Marstall. Erst nach Zusammenfassung des Artilleriefeuers zum Breschеschießen auf das Tor des Marstalls erschien eine Abordnung der Matrosen bei uns, um zu verhandeln. Wir aber waren nicht gewillt, mit jenen Gesellen zu verhandeln. Verräter waren sie in unseren Augen, Verräter am Heiligsten, am Vaterland; Rebellen, nicht um Ehre, sondern aus niedrigstem Instinkt des Untermenschentums heraus, aus reiner Lust am Morden, Plündern und Räubern. Die Waffe, das Heiligtum des Soldaten, des freien Mannes, die Wehr im Kampf für die Heimat, ward in ihren Händen zum Mordinstrument herabgewürdigt. Solchem Gesindel gegenüber gab es kein Verhandeln, sondern nur Handeln. Unsere Entschlossenheit zeigte gleich sichtbare Wirkung. Bereits vor Ablauf der zur Ausführung unserer unerbittlichen Forderung gewährten Waffenruhe lieferte man den an allen Gebeinen schlotternden und sich in überschwänglichen Dankesbezeugungen uns gegenüber ergehenden Wels aus und erklärte sich zur bedingungslosen Annahme der weiteren Forderungen bereit. Die weiße Fahne steigt auf dem Marstall hoch. Das Unternehmen schien geglückt.

Doch das Donnern der Geschütze war nicht ungehört verhallt. „Gegenrevolution der Offiziere!" hieß das Echo, das es erzeugte. Von Mund zu Mund flog es fort, von den Fabriksirenen ward es aufgenommen und aufreizend wirkte es fort bis in die letzten Winkel des Häusermeeres Berlins. Und „wunderbar" ging die Drachensaat auf, die in den letzten Wochen gesät war. Vor den „Sperrketten" staute sich der Pöbel, von Sekunde zu Sekunde bedrohlich wachsend, knurrend und geifernd wie ein zum Sprunge

bereites Raubtier. Und jetzt trat ein, was ich immer befürchtet hatte. Die Sperrketten der angeblich treuen „Republikanischen Soldatenwehr" gab dem stetig wachsenden Druck nur zu gern nach, und in rasender Wut stürzte sich die losgelassene Meute, vielfach im Verein mit den „treuen Beschützern" der Regierung auf unsere Truppe. Eine für alle Fälle in der Universität zurückgehaltene Reserve war nicht mehr in der Lage, die unaufhaltsam andrängende Flut aufzuhalten. Bald standen 100 000 Unter den Linden und vor dem Zeughaus. Verteufelte Situation! Daß sie glücklich überwunden wurde, war nur unserer Disziplin, Ruhe und Besonnenheit zu danken. Diese soldatischen Tugenden bewahrten auch in der Folgezeit unsere Überlegenheit.

Selbstverständlich war bei der Marinedivision unsere üble Lage nicht unbekannt geblieben, und gleich wurde sie auch von ihr genutzt.

Aus den demütig Bittenden wurden maßlos Fordernde.

Das Eintreffen des Volksbeauftragten Barth, der etwa gegen zehn Uhr erschien, trug nicht gerade zur Entwirrung der Lage bei. Er forderte von uns die sofortige Einstellung des Feuers und fuhr auf unsere Antwort, wir handelten doch nur im Auftrage der gleichen Regierung, der auch er angehöre, wütend zu Ebert und forderte, nunmehr endlich von diesem über den wahren Sachverhalt aufgeklärt, das heißt, daß er, Ebert, den Auftrag zur Aktion gegen die Volksmarinedivision gegeben habe, den sofortigen Abbruch des Unternehmens und Verhandlung der Regierung mit den Matrosen. Es begann sofort dasselbe Schaukelspiel wie in den ganzen Wochen vorher, d. h. die Regierung verhandelte. Wir aber blieben hart und erreichten entgegen den ursprünglichen Forderungen der Volksmarinedivision freien, ungehinderten Abzug unserer Truppen mit Wehr und Waffen. Die Regierung versagte wie üblich vollkommen. Lequis und v. Harbou waren die Opfer, die gehen mußten. Für uns ein Vorteil, denn an ihre Stelle trat der General Freiherr v. Lüttwitz, ein Edelmann und Soldat von altem Schrot und Korn. Die

Volksmarinedivision aber wurde anerkannte „Schutztruppe der Republik". Berlin befand sich also vollkommen in den Händen des Mobs.

Der längst bestehende Dualismus der Regierung war nach diesen Vorgängen nicht länger zu verheimlichen. Am 27. Dezember 1918 schieden die unabhängigen Mitglieder Barth, Dittmann und Haase aus, an ihre Stelle traten die Mehrheitssozialisten Noske und Wissel. Die USPD. stellte sich von jetzt ab gemeinsam mit dem Spartakusbund, der sich von nun an KPD., „Kommunistische Partei Deutschlands" nannte, und den revolutionären Gewerkschaften in offenen Gegensatz zur Regierung. Die „Diktatur des Proletariats" und „Demokratie" traten an zum Kampf um die „Macht im Staate".

Die nächsten Monate sollten die Entscheidung in diesem Kampfe bringen. Mißtrauisch beobachtet von dem einen Kontrahenten der SPD., bis zum Wahnsinn gehaßt von dem andern, waren wir doch gezwungen, in Beobachtung unseres unverrückbar feststehenden Zieles „Deutschland", aktiv, ja ausschlaggebend an der Seite der SPD., in diese Entscheidung einzugreifen. Es war, weiß Gott, kein leichter Entschluß für uns, mit den Männern, die mehr oder weniger, direkt oder indirekt, an dem Novemberverbrechen von 1918 beteiligt waren und sich daher mitschuldig gemacht hatten an dem Ausgang des Krieges, Männern, an denen nichts, aber auch gar nichts imponieren konnte, zusammenzuarbeiten. Und doch gab es vorerst keinen anderen Weg für uns, wollten wir die Geschicke des Reiches in unserem Sinne beeinflussen, wollten wir den vollkommenen Zerfall Deutschlands verhüten und den Neuaufbau vorbereiten.

Der „Bourgeois" steht auf! Die Offiziere erheben sich! Die Revolution ist in Gefahr! Mit solchen und ähnlichen Schlagworten peitschten Liebknecht und die Luxemburg die wütende Masse auf zu sinnloser Raserei. In wildem Geknalle, in wüsten Orgien, wahlloser Räuberei, Plünderei und Zerstörungswut tobten sich diese aus. Einer mißtraute dem andern. Grell leuchtende auf-

reizende Plakate, wild gestikulierende Agitatoren an allen Straßenecken machten diesen Hexensabatt, der in der Woche zwischen Weihnachten und der Jahreswende Berlins Straßen erfüllte, vollständig.

Die Presse war vollkommen unterdrückt. Licht und Wasser fehlten. Die wichtigsten Lebensmittel begannen auszugehen. Handel und Verkehr stockte.

In dieser kritischen Lage ernannte die Regierung den Volksbeauftragten Noske zum Führer der Regierungstruppen, deren Kern unsere Division und die beiden Marinebrigaden v. Loewenfeld und Ehrhardt und das Regiment Reinhardt bildeten. Dazu kamen allmählich die Freikorps, die allenthalben in Bildung begriffen waren. Noske war einer der wenigen Männer des „herrschenden" Regimes, vor dem man Achtung haben konnte. Zielklar, kühl und besonnen, beseelt von dem festen Willen, schnellstens Ordnung zu schaffen, ging er ans Werk. Im Luisenstift zu Dahlem nahm er zugleich mit unserem Stabe seinen Sitz.

Auf unsere Erklärung, daß erst nach Auffüllung unserer Truppe und der damit verbundenen Neuorganisierung an eine erfolgversprechende militärische Aktion zu denken sei, überließ er Berlin vorübergehend den Rebellen. Nur das Regiment Reinhardt blieb im Moabiter Kasernenblock zum Schutz des Regierungsviertels.

Am 10. Januar waren wir bereit zum Kampf. Bereits in der Nacht vom 10. zum 11. Januar stürmte das Regiment Reinhardt das „Vorwärts"-Gebäude und Polizeipräsidium, und in der Frühe des 11. Januars marschierte unsere Division von Dahlem her durch die Potsdamer-, Leipziger- und Wilhelmstraße — Noske an der Spitze — in das Regierungsviertel ein. Gleichzeitig rückte eine andere Abteilung nach Spandau und besetzte dort, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, die Militärwerkstätten und das Rathaus. Ein Stadtteil nach dem andern wurde besetzt. Am 14. Januar war Moabit und am 15. Januar auch Lichtenberg in unserer Hand. Berlin atmete auf. Überall wurde die Truppe begeistert begrüßt. In allen Stadtbezirken schlossen sich die Bürger zu

„Einwohnerwehren" zusammen. Wir selbst stellten zum Schutz der lebenswichtigen Betriebe eine „Technische Abteilung", die Vorläuferin der späteren „Technischen Nothilfe" auf.

In der Nacht vom 14. zum 15. Januar wurden Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg in ihrem Versteck in der Mannheimerstraße zu Wilmersdorf verhaftet. Sie wurden nun im Edenhotel zum Verhör vorgeführt. Liebknecht bestritt zunächst, der Gesuchte zu sein, während Frau Luxemburg gar nicht erst den Versuch machte zu leugnen. In stoischer Ruhe nähte sie während ihrer Vernehmung einen auf dem Abtransport losgelösten Rocksaum wieder an. Der Typ der echten russischen Verschwörerin, war sie sich über ihr Ziel ebenso wie auch über ihr unabwendbares Geschick vollkommen klar. Nach beendetem Verhör wurden beide gesondert dem Moabiter Gefängnis überwiesen. Auf dem Wege dorthin vollzog sich das Schicksal an ihnen, mit dem mehr oder weniger jeder revolutionäre Führer rechnen muß. Damit war die radikale Linke ihrer stärksten geistigen Stützen beraubt. Berlin war wieder in der Hand der Regierung. Doch damit war der Kampf noch nicht beendet.

Überall in deutschen Landen trieben aber sonst die Arbeiter- und Soldatenräte nach wie vor ihr Unwesen, durchkreuzten, ja ignorierten überhaupt die Anordnungen der Regierung, griffen ganz nach Lust und Laune, ziel- und planlos, in Handel und Verkehr ein und tyrannisierten die Bevölkerung. Und die Regierung sah all dem zu, ohne ernsthaft den Versuch zur Beseitigung dieser Mißstände zu machen. Ja, als schließlich die Oberste Heeresleitung und der Kriegsminister Reinhardt von ihr die vollkommene Beseitigung der Arbeiter- und Soldatenräte und die volle Wiederherstellung der Kommandogewalt forderten, machte sie alle möglichen Bedenken geltend. Im Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche sah sie ihre Lebensfähigkeit wohl nur noch in der Möglichkeit, durch das Nebeneinanderbestehen der Arbeiter- und Soldatenräte und der Regierungstruppen den einen gegen den andern auszuspielen. Das typische „Zwischenreich", das nur auf die Er-

haltung seiner selbst und der eigenen Partei, nicht aber des Reiches und des Volkes bedacht war! Aber die Oberste Heeresleitung und der Kriegsminister ließen nicht locker, und schließlich gab die Regierung dem Druck der Obersten Heeresleitung nach. Aber ohne Kompromiß ging es nun einmal nicht. Abschaffung der Achselstücke und Verbot des Waffentragens außer Dienst gegen Auflösung der Arbeiter- und Soldatenräte, so lautete die Auflösungsformel.

Kompromiß bedeutet Schwäche, führt nie zu einer Lösung und Erleichterung, sondern stets zur Verschärfung und Erschwerung jeder Situation. Wir Soldaten wollten keine Kompromisse, wir wollten eine *Lösung*, wollten ein neues, ein starkes Reich mit festgefügter Staatsautorität. Wir wollten in der durch Bubenhände entheiligten Waffe wieder die heilige Wehr des freien Mannes sehen. Eine Regierung ohne Wehr, ohne Waffe war nie frei in ihren Entschlüssen, blieb stets ein Spielball der Straße. Nie aber hatten wir eine auf der Grundlage einer geordneten Wehrmacht festgefügte Staatsautorität nötiger als in diesem Augenblick, da äußere und innere Feinde zum tödlichen Schlage ausholten. Darum forderten wir die Wiederherstellung der Kommandogewalt, ohne Kompromiß. Das Kleid des Soldaten, das wir in Ehren getragen hatten vier lange Jahre, in Not und Tod, im Kampf für die Heimat, ließen wir durch kein Kompromiß verschandeln. Genug, übergenug schon hatte man uns zugemutet. Wir waren bereit zum Kampf. Kommandogewalt oder Soldatenrätetum, Manneszucht, in freiwilliger Unterordnung bei einheitlichem, klaren Kommando, dienstbar nur dem Staat, dem Vaterlande, oder Disziplinlosigkeit und Anarchie, Verderben und Untergang. Darum ging es. Der gesunde Instinkt des Frontsoldaten wurde wach. Fremd war ihm die Heimat geworden, fremd und unverständlich auch die Menschen in der Heimat. *Das war nicht* die neue Zeit, von der er draußen im Schützengraben geträumt hatte. Von Ekel erfüllt kehrte der Frontsoldat in Scharen zurück zur alten Fahne, zu seinen alten, vertrauten Führern und reihte

sich ein in die Freikorps mit dem festen Willen, Ordnung zu schaffen in der deutschen Heimat und dann aufzubauen das neue, das wirkliche Reich.

Ende Januar glaubten wir, innerlich und äußerlich soweit gestärkt und gefestigt zu sein, daß wir es wagen konnten, größere Kräftegruppen von Berlin abzuziehen, um sie gegen die Hauptpunkte des revolutionären Widerstandes draußen in den Provinzen einzusetzen. Das Landjägerkorps unter General Märker war schon einige Wochen vorher nach Weimar zum Schutze der dort tagenden Nationalversammlung verladen worden. Nunmehr entsandten wir das Freikorps Gerstenberg und Teile unserer Division nach Norden. Die Seestädte Bremen, Bremerhaven, Cuxhaven und Wilhelmshaven waren das Ziel. Nach kurzem, aber teilweise heftigem Widerstand war dort die Herrschaft der Soldatenräte gebrochen.

Der Beginn dieser Aktionen war für den Berliner Janhagel das Zeichen zu erneuter Tätigkeit. In Neukölln, am Wedding, in Lichtenberg und in der Gegend des Alexanderplatzes trieb er sein Unwesen. Plünderungen, Gewalttätigkeiten gegen einzelne Passanten, Offiziere und Mannschaften waren wieder an der Tagesordnung. Aber mit rascher und fester Hand griffen wir diesmal durch. Eine groß angelegte Säuberungs- und Entwaffnungsaktion wurde von unserer Division durchgeführt. Kein Haus in den berüchtigten Vierteln blieb davon verschont.

Expeditionen nach Gotha, Erfurt, Langensalza und Apolda schafften auch dort bald Ordnung. Schwer wurde der Kampf in und um Halle, dem Mittelpunkt des sächsischen Braunkohlenreviers. Aber das dort eingesetzte Landjägerkorps machte ganze Arbeit. Nach dreitägigem, erbittert hin- und herwogendem Kampf behauptete es das Feld. 37 Tote und 120 Verwundete auf beiden Seiten, dazu über 300 restlos ausgeplünderte Geschäfte zeugten von der Schärfe des Kampfes. Corbetha, Merseburg, Zeitz und Bitterfeld wurden gleich darauf besetzt. Dann herrschte auch im Industrierevier Halle wieder Ruhe.

Mit wachsender Unruhe verfolgten die Führer der radikalen Berliner Arbeiter- und Soldatenräte unsere erfolgreiche Arbeit und die damit immer fühlbarer werdende Festigung der Regierungsgewalt. Die Volksmarinedivision und die republikanische Soldatenwehr sahen mit stetig steigender Erregung das Werden und Wachsen unserer Macht. Nicht länger glaubten sie daher noch warten zu dürfen, wollten sie den Kampf um die „Macht im Staate" und damit auch die „Revolution" nicht als verloren betrachten. Wie ein rotes Tuch wirkten die Schlagworte vom „Bluthund Noske" und von den „Greueltaten" der „weißen Armee" mit ihren „reaktionären" Offizieren auf die durch die Säuberungsaktion an sich schon gereizten radikalen Arbeiter. Während man in den Betrieben noch über den Generalstreik, der die Schlacht einleiten sollte, abstimmte, hallten die Straßen schon wider von wildem Geschieße. In den Nachmittagsstunden des 3. März 1919 stürmte die durch wüste Hetzreden immer wieder aufgepeitschte Menge die Läden in der Umgebung des Alexanderplatzes.

Die Verhängung des Belagerungszustandes über ganz Berlin war unsere prompte Antwort.

In der Frühe des 4. März marschierten die durchweg in der Umgebung Berlins untergebrachten Truppen der Gardekavallerie-Schützen-Division in die Stadt, nachdem das Regierungsviertel schon vorher von den in Berlin liegenden Teilen der Division gesichert und abgesperrt worden war.

Weitere Truppenteile wurden auf Spandau angesetzt, um die dort lagernden Waffen in Besitz zu nehmen und das dort liegende unsichere Pionierbataillon auszuheben. Ohne Widerstand wickelte sich diese Aktion ab.

Der Brennpunkt der Märzkämpfe lag in der Gegend des Alexanderplatzes und in Lichtenberg. 32 Polizeireviere hatte der Mob in Lichtenberg in der Nacht vom 3. zum 4. März überrannt und schickte sich nun an, in konzentrischem Angriff das dortige Polizeipräsidium zu stürmen. Die ganze Nacht über wogte der Kampf hin und her. Unbeschreiblich die bestialischen Szenen, die sich dabei

abspielten. Es besagt genug, daß sich selbst die Streikleitung am andern Tag in einem Aufruf von diesen „Hyänen der Revolution" lossagte.

Die Volksmarinedivision, seit einiger Zeit im Marinehaus in der Spreestraße seßhaft, schürte indessen in der inneren Stadt, vornehmlich aber am Alexanderplatz, den wahnsinnigen Haß der ständig wachsenden Masse.

Am Morgen des 5. März war das dortige Polizeipräsidium, dessen Schutz Teile des zu unserem Verbande gehörigen Regiments Reinhardt übernommen hatten, von der geifernden Meute völlig eingeschlossen. Unhaltbar schien die Situation, als die roten Matrosen Geschütze und Minenwerfer heranholten und das Präsidium unter schweres Feuer nahmen. Aber unentwegt hielt die tapfere Besatzung aus. Erst in den Nachmittagsstunden konnte die Spitze unserer konzentrisch vorgehenden Division in den Kampf eingreifen. Minenwerfer, Geschütze und Panzerwagen mußten eingesetzt werden, denn jedes Haus, jeder Stadtbahnbogen am Alexanderplatz glich einer kleinen Festung. Ein infernalischer Feuerregen prasselte auf uns nieder. Jeder Schritt Bodens mußte heiß erkämpft werden. Aber schließlich wurden wir doch Herr der Lage. Am nächsten Tage fiel auch das Marinehaus in unsere Hand, wobei die Reste der Marinedivision durch schweres Feuer unter enormen Verlusten endgültig auseinandergesprengt wurden.

Gegen Lichtenberg, das letzte rote Bollwerk, richtete sich nun unsere ganze Stoßkraft. Haus für Haus in der Frankfurter Allee wurde zum Schauplatz eines erbitterten Ringens. Mit dem Mut der Verzweiflung setzten sich Matrosen und Aufständische zur Wehr. Wehe dem Unglücklichen, der diesen vertierten Gestalten in die Hände fiel. Ein entsetzliches, qualvolles Ende war ihm gewiß. Mancher Posten, manche Streife von uns fiel in diesen Tagen heimtückischen Überfällen aus dem Hinterhalt zum Opfer. Erst die scharfe Bestimmung, daß jeder, der mit der Waffe in der Hand getroffen wurde, standrechtlich erschossen würde, tat diesem Treiben Einhalt. Schwer hatte ich um diese Bestimmung, die ganz

und gar nicht dem Denken und Fühlen der Regierungsmänner entsprach, ringen müssen. Noske mußte deshalb auch gleich einen Sturm der Entrüstung aus den Reihen seiner eigenen Partei über sich ergehen lassen. Uns aber gab diese Bestimmung endlich das Mittel in die Hand, reinen Tisch zu machen und unsere Truppe vor vermeidbaren Verlusten zu schützen.

Der 13. März brachte Lichtenberg ohne einen letzten erwarteten Kampf in unseren Besitz. Endgültig war damit die Ruhe in Berlin wieder hergestellt. 1500 Tote in einer Woche waren die traurige Bilanz dieser Kämpfe.

Die Truppen wurden nun so weit wie möglich aus Berlin herausgezogen, um auch in den übrigen Teilen des Reiches aufzuräumen. In rascher Folge wurden Magdeburg, Braunschweig und Dresden, am 2. Mai München, am 11. Mai Leipzig und gegen Ende Juni endlich auch Hamburg befreit. Nur im Ruhrgebiet wollte es nie ganz ruhig werden; erst nach den Tagen der „Roten Armee" im März 1920 wurde endlich auch dort der rote Terror gebrochen.

Der Kampf um die Macht im Staate war aber nach Abschluß der Aktionen im Sommer 1919 entschieden. Die „Herrschaft" der Arbeiter- und Soldatenräte gehörte nur noch der Geschichte an. Die Kommandogewalt war wieder hergestellt.

Inzwischen war eingetreten, was wir immer gefürchtet hatten. Während wir in heißem Ringen bemüht waren, den inneren Feind niederzukämpfen, dem Staatsgefüge wieder einen festen Unterbau zu geben, hatte der äußere Feind ausgeholt zu todbringendem Schlag, und dieser Schlag fand keine harte, zum Letzten entschlossene Regierung.

Am 21. Juni 1919 wagte es trotz unserer Gegenvorschläge und trotz des mannhaften Auftretens des Generals Lüttwitz eine sog. deutsche Regierung, den Schandvertrag von Versailles anzunehmen und damit dem deutschen Volk auf Generationen hinaus unerträgliche Sklavenfesseln anzulegen, wobei leider der General Groener seine Autorität zugunsten dieser Regierung einsetzte.

Volk ohne Waffen, Volk ohne Raum sollten wir sein. Verewigte Knechtschaft war uns zugedacht. Unausdenkbares Schicksal. Wir waren Soldaten und nicht gewillt, uns mit diesem Schicksal abzufinden. Verband uns bisher schon nichts mit dieser Regierung, nun wurde diese Kluft offenbar und zugleich abgrundtief. Wir verlernten das Lachen in diesen Tagen. Haß ward in unsere Seelen gesenkt, abgrundtiefer Haß gegen ein System, dessen übelster Vertreter Erzberger am Tage von Deutschlands tiefster Erniedrigung den beklagenswerten Mut aufbrachte, ins Stammbuch einer Weimarer Weinstube die Worte zu schreiben: „Erst mach' dein Sach; dann trink und lach'!"

Wir wußten in diesem Augenblick, daß weit und beschwerlich der Weg sein würde, ehe sie anbrechen würde, die „neue Zeit", das „neue Reich". Aber der Glaube war bei uns und der Wille, der Berge versetzt; der Glaube, daß kommen müsse die innere und äußere Freiheit des Reiches.

Der deutsche Vorstoß in das Baltikum

Von Friedrich Wilhelm Heinz

Zwischen Flandern und den Vogesen erhob sich aus der zerschossenen Erde das deutsche Feldheer. Aus den Divisionen waren knappe Bataillone geworden, den ausgeleierten Geschützen fehlte die Munition, die Pferdebespannung bestand längst nicht mehr aus Leder, sondern aus Papier. Auf einen Deutschen waren schon seit Monaten zwanzig Feinde gekommen. Deutsche Flugzeuge wehrten sich gegen eine hundertfache Übermacht. Tagtäglich waren wohlausgerüstete, gut ausgeruhte und im Übermaß ernährte Feinddivisionen angetreten gegen den dünnen Schleier ausgemergelter, von Not und Entbehrung niedergebeugter deutscher Frontverbände. Und doch: wo die Front Widerstand leistete, drang der Feind nicht durch. Wo die Etappe versagte, und die Front ohne den notwendigen Nachschub ließ, mußten naturgemäß Einbrüche des Gegners erfolgen. Und die Etappe versagte immer häufiger. Den Einbrüchen folgte in immer kürzeren Abständen ein Zurückverlegen der deutschen Linien, und doch kostete jeder Fuß breit gewonnenen Bodens den Feind schwerste Blutopfer. Frankreich war müde, der Engländer griff nur noch an, wenn er des sicheren Sieges gewiß war, einzig der Amerikaner marschierte mit der unbekümmerten Leichtfertigkeit des kriegsunerfahrenen Soldaten in Angriff und Schlacht. Längst hatte der Verstand dem deutschen Soldaten die Gewißheit gegeben, daß der Krieg nicht mehr gewonnen werden konnte. In allen Herzen aber schlummerte eine geradezu verzweifelte Hoffnung auf das Wunder. Volkserhebung!

Neuer Ersatz! Eine feste, mit allem Material wohl ausgestattete Verteidigungslinie! Ein Winter, der der Heimat Gelegenheit gab, neue Divisionen aus dem Boden zu stampfen und sie der unüberwindlich werdenden Antwerpen-Maas-Linie einzugliedern. Eine Regierung voll Festigkeit und Würde, die, gestützt auf das sieghafte und niemals in offener Feldschlacht überwundene deutsche Feldheer, mit dem Gegner einen Frieden abschloß, der zwar nicht die kühnen Wünsche vom August 1914 verwirklichte, der aber weder Sieger noch Besiegte kannte und das Heer als wahren Sieger des Weltkrieges in die Heimat zurückkehren ließ...

Die Revolution begrub endgültig den Glauben an das Wunder. Der Waffenstillstand brach herein wie ein düsteres Verhängnis, das die deutsche Niederlage und den vollkommenen Verlust des Krieges offenbar machte. Vom kalten Novemberwind umbraust, im Rücken die höhnischen Triumphsignale des Feindes, umringt von einer feindseligen Bevölkerung, so marschierte das beste Soldatentum aller Zeiten und Völker in eine Heimat zurück, die innerlich sich längst von den Männern der Front entfernt hatte und deren Geist und Mark verseucht worden war durch die von einer unfähigen und feigen Regierung geduldete pazifistische und marxistische Propaganda. Hoch erhobenen Hauptes marschierten die letzten Regimenter über die Rheinbrücken, dröhnend rasselten die letzten Geschütze durch Köln, Mainz und Straßburg, knatternd setzten die letzten Geschwader deutscher Flugzeuge auf heimatlichen Flughäfen auf, um hier der Vernichtung anheim zu fallen. Ein letztes Mal wehten die heiligen Farben des alten Deutschlands im Wind, ein letztes Mal strafften sich die Sehnen beim Vorbeimarsch vor den verwetterten Frontführern, dann wurden die Regimenter, die auf eine jahrhundertlange Geschichte zurücksahen, und die in viereinviertel Jahren neuen Lorbeer um ihre alten Feldzeichen gewunden hatten, aufgelöst. Es gab keine deutsche Armee mehr, es gab nur noch deutsche Soldaten.

Für dieses deutsche Soldatentum, das im Hämmerwerk der Materialschlachten zu einer neuen Rasse kriegerischer Auslese um-

geschmolzen worden war, konnte der größte Krieg der Erdgeschichte nicht zu Ende gehen durch den Beschluß irgendwelcher in Ministerstellen aufgerückter Drückeberger. Der Krieg war das Ur-Element dieser neuen Rasse geworden. Der Krieg hatte von ihnen Besitz ergriffen, er ließ sie nicht wieder los, ehe noch einmal eine deutsche Armee in einem beispiellos kühnen Vorstoß geradezu in das Grenzenlose ihre dynamische Kraft und innere Spannung hinausgejagt hatte in einem chaotisch aufkochenden Wirbel heroischer Angriffsfreude. Und während in der Heimat die Schüsse durch die Städte peitschten, während verirrte Volksgenossen die rote Fahne einer utopischen Internationale durch die Straßen trugen, ging ein heimliches Raunen durch die graue Front der echten Krieger: H i n a u f i n s B a l t i k u m!

Die baltischen Küstengebiete hatten bereits im Kriege eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf die Jugend der deutschen Feldarmee ausgeübt. Die Ernährungsschwierigkeiten und die Hungersnot in den großen Städten hatten selbst dem einfachsten Denken klar gemacht, daß Deutschland ein Volk ohne Raum war. Der alte Staat hatte jegliche Möglichkeit versäumt, in den Jahren seit Bismarcks Verabschiedung bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges dieses Land im Osten zu schaffen, um eine geschlossene deutsche Volksbrücke zwischen der Dünamündung, Schlesien, den Karpathen und den Transsylvanischen Alpen auszubauen. So bestanden, als die deutschen Heere sich wie eine Sturmflut in den Nahen Osten ergossen, statt dieser Volksbrücke nur versprengte deutsche Volksinseln im aufbrodelnden Kessel des Deutschenhasses der Russen, Letten, Polen, Tschechen, Rumänen und leider auch der Magyaren. Im deutschen Volk aber hatte sich seit der Jahrhundertwende ein seelischer Wandel vollzogen. Der Ekel vor dem Massengrab der großen Städte war erwacht. Die Jugendbewegung hatte den Ruf „Zurück aufs Land!" in die junge Mannschaft der Nation hineingetragen. Das deutsche Proletariat, also die heimat- und besitzlose deutsche Arbeiterschaft, die im Kriege vorbildlich ihre Pflicht erfüllt hatte, erkannte ebenfalls, daß die Zukunft der

deutschen Arbeiter außerhalb der trostlosen grauschwarzen Häuserschluchten der entgotteten Großstädte lag.

Im Osten hatte der Bewegungskrieg Millionen deutscher Bauernsöhne und landsuchender Arbeiter in Gebiete geführt, die dünn besiedelt waren und sich als raumpolitisch mit Deutschland verbundenes Kolonisationsland darboten. Selbst die freien Gewerkschaften hatten unter der Führung des späteren Nationalisten August Winnig bis zum Jahre 1917 daran festgehalten, daß im Osten die deutsche Grenze zumindest bis zur Narew-Düna-Linie vorgetragen werden müßte. Im Sommer 1917 war innerhalb des sogenannten Hindenburg-Programmes ein großzügiger Besiedlungsplan für die baltischen Randgebiete ausgearbeitet worden. Ewiges Soldatentum und vorwärtsdrängender Kolonisationsgeist der Bauern und Arbeiter fand sich um die Jahreswende 1918/1919 zusammen, um, allem äußeren Kriegsausgang zum Trotz, doch noch dem deutschen Volk eine neue Provinz und sich selber eine neue Heimat zu erkämpfen. So begann, fern der Heimat und kaum beachtet von dem in Fieberschauern zuckenden deutschen Volk, der Verzweiflungskampf der Versprengten und Geächteten des Weltkriegs auf verlorenem Posten nordöstlich der Memel.

Deutsche Soldatenräte, die Totengräber der Frontarmee im November 1918, hatten dem Gegner die Waffen in die Hand gespielt und geglaubt, die Weltrevolution vorantragen zu können, wenn sie in einem Gebiet, das seit 700 Jahren allein von deutschem Blute gedüngt und von den Gesetzen der deutschen Kultur geformt worden war, lebensunfähige Zwergstaaten errichteten. Der Rückschlag folgte auf dem Fuße. Das erste Werk der Soldatenräte, die Republik Lettland, erwies sich sofort dem siegreich vordringenden Kommunismus unterlegen. Lettische Bauern und Arbeiter gingen in Massen zu den Bolschewisten über und verstärkten die größtenteils aus Chinesen bestehenden roten Garden Trotzkis. Das Tier im Menschen brach durch. Seit dem 13. Jahrhundert hatte in den baltischen Gebieten eine deutsche Oberschicht Herrschaft ausgeübt und die deutsche Kultur bewahrt. Gegen

dieses deutsche Herrentum begann nun der Großangriff des Untermenschen. Mit beispielloser Grausamkeit und einer satanischen Mordlust griff der lettische Bolschewismus an. Eine rote Welle, deren Schaumkrone sich blutig überschlug, brandete gegen Ostpreußens Grenze heran. So war es ein Naturgesetz, daß die deutsche Abwehr unter der Parole erfolgte: „Kampf und Vernichtung des Bolschewismus!" Ganz schwache deutsche Formationen hielten einstweilen die Wacht. Flehentliche Hilferufe gingen hinein in das Reich, das mit sich selber zu tun hatte. Nur die vom Krieg besessenen Soldaten der großen Schlachten und die heimatlosen deutschen Bauern- und Arbeitersöhne vernahmen den Ruf. Heimlich schlugen sie sich nach Ostpreußen durch, eine neue Brüderschaft der Tat und des Heldenmutes fand sich zusammen.

Als der Winter das von Hügelzügen durchwellte Land unter meterhohem Schnee begrub, kam der bolschewistische Angriff zum Stehen. Aber jeder Freiwillige, der den Bolschewisten gegenüberstand, wußte, daß beim ersten Leuchten der Frühlingssonne der Kampf von neuem entbrennen würde. Die kampfesmutigen Söhne der alten baltischen Herrengeschlechter traten in der „baltischen Landeswehr" unters Gewehr. Aus den Resten der ehemaligen achten deutschen Armee entstand die „Eiserne Brigade". Von der Westfront war Major Fletscher, ein mit dem Pour le Mérite geschmückter Frontoffizier, heraufgeeilt, um die uneinheitlichen Verbände der Balten zu ordnen und zum Einsatz vorzubereiten.

Langsam füllten sich die Reihen auf, allmählich entstand eine neue Front, es bildeten sich auf der ganzen Linie um einen Führer, dem das Herz der Leute gehörte, die ersten deutschen Freikorps. In Berlin wurde man mißtrauisch und witterte im preußischen Nordosten eine gegenrevolutionäre Gefahr. Um einen eventuellen Marsch auf Berlin zu verhindern, glaubte man die Angriffsfreudigkeit dieser jungen Freikorps ablenken zu müssen und erteilte ihnen die Erlaubnis, jenseits der eigentlichen deutschen Landesgrenzen auf Posten zu ziehen.

In der Kälte des russischen Winters aber konnte einstweilen noch keine Entscheidung fallen. In Panjehütten und dürftigen Unterständen verkrochen sich Deutsche und Bolschewiken längs der Front Grodno—Kowno—Libau. Kaum war ein Feldwachdienst möglich. Den nur schlecht ausgerüsteten deutschen Soldaten froren die Finger an den Metallteilen der Gewehre an. Deutschbalten, die sich nachts durch die bolschewistischen Linien geschlichen hatten, berichteten von dem entsetzlichen Blutterror, der in Mitau und Riga tobte. Baltische Standesherren tauchten in Paris und London auf. Sie überzeugten die dortigen Machthaber, daß ein in Deutschland siegreicher Bolschewismus an der Rheinlinie nicht Halt machen würde. Zumal in England, dem kriegsmüdesten Land unter allen kriegsteilnehmenden Nationen, wurde man hellhörig und erkannte man die unmittelbare Gefahr. Aber man fand sehr schnell den typisch englischen Ausweg: anstatt Deutschland zu stärken und ihm die Möglichkeit zu geben, aus der Mitte Europas heraus der asiatischen Zersetzung Ordnung und Form entgegenzustellen, beschloß man in London, den gesamten europäischen Osten zu balkanisieren und eine Kette englandhöriger Scheinstaaten zwischen Deutschland, Rußland und den germanischen Nordstaaten zu errichten. Den Kampf gegen den Bolschwismus konnte man in London ruhigen Herzens bejahen, den deutschen Sieg in diesem Kampf aber mußte man von Anfang an verhindern.

Was in London und Paris diplomatische Niedertracht war, war in Berlin knechtseliger Unterwerfungswille. Die sogenannten Volksbeauftragten vermeinten, man könne sich den Siegern in Versailles dadurch gefügig erweisen, daß man die Wacht gegen die Bolschewisten übernahm, ohne bei dieser Gelegenheit Gegenforderungen zu stellen. So diktierte man den deutschen Baltikumtruppen von Anbeginn eine reine Abwehraufgabe. Die militärische Führung im baltischen Feldzug aber besaß damals noch nicht die erst in den letzten 14 Jahren in Deutschland erwachsene politische

Einsicht, daß man grundsätzlich anders handeln muß, als es der Gegner erwartet.

Verhältnismäßig früh ging der Winter zu Ende. Sobald sich die Tage im Februar um ein Geringes verlängerten, flackerte die erste Gefechtstätigkeit auf. Wenige Wochen hatten genügt, um die deutsche Front entscheidend zu verstärken. Die Führer der Regimenter und Bataillone, die als Truppen der alten Armee aufgehört hatten zu bestehen, um als Freikorps wieder aufzuerstehen, sammelten ihre schlachterprobten Männer um sich und führten sie an die baltische Front. Führer und Mann besaßen nicht den geringsten bürgerlichen Ehrgeiz, in Büro und Fabrik zurückzukehren. Kampf und Siedlung! Das waren die beiden Leitsterne des nun beginnenden Feldzuges. Die von ihrem Besitz vertriebenen baltischen Barone gaben ein Drittel ihres Besitzes kostenlos für die Ansiedlung frei. Die lettische Regierung versprach einen erheblichen Wirtschaftsfonds und ein zinsloses Darlehn für die Zeit des ersten Überganges. Zehntausende deutscher Soldaten sahen sich bereits als freie Bauern auf ihren rund 80 Morgen großen Höfen sitzen, eine neue Rasse wehrhaften Bauerntums, eine kampfbereite Kette von Kolonisatoren, die eine Deutsch-Ritteraufgabe erfüllen zu müssen glaubten.

Der März brachte den Schnee zum Schmelzen. Die geheimnisvollen Kräfte des Blutes drängten nach einem stürmischen Ausbruch. Mehr und mehr stiegen selbstgewählte Fahnen mit kühnen Symbolen über den Freikorps hoch. Ein Jahr war es her, daß zum letztenmal das deutsche Heer in seiner Gesamtheit zum Angriff angetreten war: eine unübertrefflich gegliederte, planvoll geführte und zum Endsieg entschlossene Streitmacht. Die Märzoffensive 1918 aber war nach gewaltigen Anfangssiegen steckengeblieben. Jetzt war es nicht mehr die preußisch-deutsche Armee, die einheitlich zum Sprung ansetzte, sondern nun beschlossen locker verbundene Kampfgruppen in Bataillonsstärke, die über ihre eigene Artillerie verfügten und unmittelbar für Munitions- und Verpflegungsersatz zu sorgen hatten, ins Ungewisse aufzubrechen.

Ganz auf sich selbst gestellt, so marschierten diese Freikorps in eine lockende Weite, deren Grenzen jenseits einer jeglichen Berechnung und klügelnden Vernunft lag. Der baltische Feldzug begann.

Aus dem unterschiedlichsten Material waren diese Freikorps zusammengesetzt: Offiziere und Kadetten, in denen die Schmach des 9. November brannte, Marineformationen, die sich der kampflosen Übergabe der Flotte schämten, badische und fränkische Siedler, die sich eine neue Heimat erobern wollten, von ihrer Scholle vertriebene Grenzlandsdeutsche, in deren Herzen die Erbitterung über den Verlust des väterlichen Besitzes kochte, Landsknechte, die das Abenteuer suchten, Arbeiter und Soldaten aus den großen Städten, die es satt hatten, für die „Volksbeauftragten" oder für Rosa Luxemburg aufeinander zu schießen, Bünde der Jugendbewegung, die mit Vorliebe ihre flatternden Locken unter dem Stahlhelm hervorwehen ließen, aber auch Abschaum der Großstädte, Beutemacher und verkommene Parteigänger, die sich hier im Nordosten Plünderungen und ein leichtes Leben erhofften. In sie eingegliedert die Träger altadliger Namen aus den baltischen Geschlechtern voller Ordensritterstolz und kriegerischer Tradition.

Unter dem Oberbefehl des Generalmajors Graf v. d. Goltz zertrümmerten am 3. März 1919 die deutschen Freikorps die nur lose gefügte bolschewistische Front und begannen ihren Vormarsch gegen die Düna. Das immer noch bestehende deutsche Armee-Oberkommando hatte sich endlich auf seine Pflicht besonnen und den Angriffsbefehl erteilt. Goltz setzte die erste Garde-Reservedivision rechts, in der Mitte die „Eiserne Division" unter ihrem kühnen Führer, Major Bischoff, an. Im Norden, von wo aus es am nächsten war in die vom roten Terror bedrohten Städte, warf sich die baltische Landeswehr auf den Feind. Im ersten Anhieb zerbrach die bolschewistische Gegenwehr. Schon glaubten die vorwärtshastenden deutschen Freikorps, der Gegner sei endgültig geschlagen und der Weg zur Düna stünde frei, da warf Trotzki neue Regimenter in den Kampf und zwang zuerst die „Eiserne

Division" und später auch die übrigen deutschen Freikorps, den Angriff einzustellen und zur Verteidigung überzugehen. Noch brachten die Nächte bitteren Frost. Bereits jetzt zeigte sich die mangelhafte Ausrüstung der Truppe. So konnte nicht, wie im Westen, eine geschlossene Grabenfront aufgerichtet werden, sondern mußten die armseligen Dörfer, die zum Quartier dienten, notdürftig durch Feldwachen gesichert werden.

Ein erbitterter Kleinkrieg hub an. Die Bolschewisten hatten eine Kostprobe der noch immer unwiderstehlichen deutschen Angriffskraft zu schmecken bekommen. Im Kleinkrieg aber erwiesen sich die Letten und Chinesen als wahre Meister. Sie fingen Patrouillen ab und hoben Feldwachen aus, um die deutschen Gefangenen in sadistischer Weise zu schänden und zu Tode zu foltern. Die deutsche Gegenwehr ließ nicht auf sich warten. Der Krieg wurde gleich nach den ersten Gefechten mit äußerster Schonungslosigkeit geführt. Gefangene wurden keine mehr gemacht, menschliche Regungen waren töricht gegenüber einem Feind, der, zumal in seinen Frauenbataillonen, aus pervertierten Mordbestien bestand.

Noch furchtbarere Wirkungen als an der Front hatte die Wut über die erlittene Niederlage in den von lettischen Bolschewisten besetzten Städten entfesselt. Der lettische und bolschewistische Mob geriet geradezu in einen Blutrausch und warf sich auf die wehrlosen deutschen Geiseln, die in Riga und Mitau die Gefängniskeller füllten. Nur Gerüchte über die entsetzlichen Vorgänge drangen durch die Front. Schaurige Ahnungen gingen unter den Balten um, die unter Major Fletscher 60 Kilometer vor Mitau lagen. Ein jeder wußte seine Angehörigen in der Hand der Bolschewisten. Ein jeder zitterte in Gedanken um Frau oder Mutter, um Schwester oder Kind. In der Nacht vom 17. zum 18. März berichtete im Stabsquartier der baltischen Landeswehr ein Überläufer, daß bereits seit Tagen tagtäglich Hunderte von Deutsch-Balten in Mitau in der verruchtesten Weise niedergemetzelt würden. Eine rasende Erbitterung glomm auf. Haß sprang in die Blicke.

Keine Sekunde länger duldete es mehr die Kompagnien im warmen Quartier, solange in Mitau Dolch und Pistole, Spaten und Handgranate gegen Frauen und Kinder wüteten. Noch ehe die Sonne trüb aus dem Nebel emporstieg, formierten sich die Einheiten der baltischen Landeswehr zum Sturmlauf gegen Mitau. Ohne der Eisernen Division Nachricht zu geben, ohne Sicherungen rechts und links, ohne Nachschub trieb Major Fletscher die baltische Landeswehr wie einen feurigen Stoßkeil hinein in die gegnerische Front. Lettisch-bolschewistische Truppen, die sich entgegenstellten, und in deren Taschen man abgeschnittene Finger mit den Wappenringen der baltischen Geschlechter fand, wurden erbarmungslos niedergemacht. Wie in einem blutigen Nebel wurden die 60 Kilometer dieses Gewaltstoßes durchkeucht. Aber selbst die fiebernde Phantasie der Vorwärtshastenden blieb hinter den Greueln zurück, die sich inzwischen in Mitau ereignet hatten.

Als die baltische Landswehr, allen voran der Stoßtrupp unter dem Baron Manteuffel, in die Straßen Mitaus stürmte, und sofort den Weg zu den Gefängnissen und Heizungskellern der großen Verwaltungsgebäude nahm, vermochte man nur noch einen geringen Teil der Eingekerkerten zu retten. Bis zum Knöchel stand der dicke Blutbrei in den Kellern und Zellen. Die Wände waren über und über bedeckt mit Blutspritzern und Gehirnteilen. Frische Massengräber wölbten sich über den Erschlagenen und Zerstochenen. Die Erbgrüfte der alten Adelsgeschlechter waren aufgerissen und geschändet, mit den Gebeinen hatte man in grausigster Weise sein Spiel getrieben. Der Fluchtweg der Bolschewisten war gekennzeichnet durch verstümmelte Opfer einer vertierten Blutgier. Viele Hunderte von baltischen Gefangenen wurden noch hier von ihrem Schicksal ereilt. Man durfte von der baltischen Landeswehr fortan nicht mehr erwarten, daß sie Gnade kannte gegenüber diesen Bestien in Menschengestalt. In Mitau selbst wurde ein furchtbares, aber gerechtes Blutgericht vollzogen.

Noch immer aber stand die baltische Landeswehr ohne jeden Anschluß tief im Rücken der feindlichen Front. Die erste Garde-

Reservedivision, die „Eiserne Division" und die übrigen deutschen Freikorps hatten nichts von dem plötzlichen Vorstoß der Balten vernommen. Untätig lag man im Quartier und wartete auf den Beginn des eigentlichen Frühlings. Da wurde plötzlich im Quartier des Majors Bischoff ein Funkspruch aufgefangen, dessen Inhalt zwar nicht zu entziffern war, der aber mit den Worten begann: „Baltische Landeswehr, Standort Mitau!" Wie ein Peitschenhieb traf diese Standortbezeichnung die wohlausgeruhten deutschen Einheiten. Angriffsfreudigkeit sprang auf, Trotz erwachte, man durfte nicht zurückstehen, wenn sich die Balten ihre Heimat zurückholten. Die seelische Krise des Stellungskrieges war in kürzester Frist überwunden, ohne jede Artillerievorbereitung warf man sich auf den Feind und zertrümmerte die gegenüberstehenden bolschewistischen Verbände. Hauptmann von Brandis, Erstürmer des Douaumont, drang in die brennende Stadt Bauske ein. Bis zur Ostseeküste, wo Tukkum genommen wurde, reichte Ende März die neue Frontlinie und bildete die Grenzwacht an der noch immer zugefrorenen Aa. Ganz Kurland war von der bolschewistischen Pest freigefegt.

Weit vor den deutschen Linien aber lag Riga, die Stadt alten deutschen Bürgerfleißes, in der nun der Terror der Trotzki-Letten und der chinesischen Henkertruppen besonders furchtbar wütete. Ehe Riga nicht genommen war, konnte von einer Rettung des Deutschtums in den baltischen Staaten nicht die Rede sein. Aber ehe die Schneeschmelze vorüber war und die Wege wieder befahrbar geworden waren, war gleichzeitig ein deutscher Großangriff gegen Riga aussichtslos. Er hätte im Sumpf steckenbleiben müssen. So blieben denn rund vier Wochen Zeit, um den Sturm auf Riga vorzubereiten und gleichzeitig die politischen Voraussetzungen zu schaffen, die das weitere Vortragen des Angriffs ermöglichten.

Auf der Aa und der Düna schmolz das Eis. Die winterklaren Wellen der Ostsee vermischten sich mit den lehmfarbenen Fluten der hochwasserführenden Flüsse. Wenn die Sonne mittags in erster Frühlungswärme die Sümpfe beschien, so begannen die Moräste

zu dampfen. Wehe dem Schritt, der sich, des Weges unkundig, in die Moorflächen gewagt hätte. Die erzwungene Untätigkeit, die für die Mannschaft zwar durch Exerzieren und Felddienstübungen gemildert wurde, legte den Führern zum erstenmal die Pflicht auf, auch die politische Lage zu überdenken und zu prüfen.

Denn inzwischen war man im Lager der Versailler Siegermächte bereits mißtrauisch geworden. Die Stoßkraft des deutschen Soldatentums hatte erneut ihre unbezwingbare Stärke erwiesen. Nachdem man soeben mit dem Material der ganzen Welt und allen Völkern der Erde mühsam Deutschland niedergerungen hatte, durfte man sich, so folgerte man in London und Paris, nicht damit abfinden, daß das niedergerungene Deutschland nun auf einmal östlich seiner seitherigen Landesgrenzen wieder erstehe. England entsandte eine Flotte modernster Schlachtkreuzer vor die Libauer Bucht und gewährte der Regierung Ulmanis vollkommenen Schutz, der sich ausdrücklich auch gegen die Deutschen erstreckte. Ulmanis, der auf das englische Eingreifen nur gewartet hatte, zog sofort die den Freikorps gegebenen Siedlungsversprechungen zurück und verweigerte den Balten, obwohl diese soeben erst sich durch außerordentliche Blutopfer Kurland zurückerobert hatten, die versprochene kulturelle Autonomie. Und während Deutschlands Schlachtschiffe und Unterseeboote seit November in den englischen Häfen rosteten, beherrschten die Kanonen der englischen Kreuzer die gesamte baltische Küste. Ulmanis, den Schiffsgeschützen mehr vertrauend als seiner eigenen lettischen Macht, gab die Rolle des Biedermanns, die er seither gespielt hatte, auf, und begann den offenen Kampf gegen Balten und Deutsche.

Graf von der Goltz, ein altpreußischer Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, durchschaute das ränkevolle Spiel der Letten und Engländer zu spät. Als ihn die Truppenführung auf die Gefahr hinwies, glaubte er es mit Ehrenmännern auf der Gegenseite zu tun zu haben, mit denen man diplomatische Verhandlungen im alten Stil beginnen könne. Ulmanis aber ging Mitte April einen

Schritt weiter und ließ deutsche Offiziere, die er des Hochverrates bezichtigte, durch seine lettischen Banden festnehmen.

Dies war zu viel für die Truppe, die bisher mit verbissenem Ingrimm dem Spiel der Diplomaten zugeschaut hatte. Am 16. April griff der Freikorpsführer v. Pfeffer, Hitlers späterer SA.-Führer und jetziger Polizeipräsident von Kassel, selbständig ein und setzte die gesamte lettische Armee in Haft. 550 Mann Ulmanis-Truppen wurden entwaffnet und eingesperrt. Es wäre grotesk gewesen, wenn man sich mit dieser Maßnahme begnügt hätte. Baron Hans Manteuffel, 25 Jahre alt, verwegen, von seinem Stoßtrupp glühend verehrt, stürzte die lettische Regierung Ulmanis und betrieb die Bildung einer neuen Regierung unter der Führung des Pastors de Needra. In dieser Regierung überwog selbstverständlich der deutsche und baltische Einfluß. Ulmanis flüchtete sich bezeichnenderweise in die englische Botschaft, die ihm Schutz gewährte, und von wo aus er sein Ränkespiel fortsetzen konnte.

40 000 Mann deutscher Truppen waren inzwischen aufmarschiert. Auf der Gegenseite waren die Bolschewisten nicht untätig geblieben und hatten ihre Reihen erheblich verstärkt. Patrouillengefechte flackerten auf. Ein Kleinkrieg von indianerhafter Wildheit bescherte eine wildwestartige Romantik. Man wußte, daß in einigen Wochen der Krieg von neuem entbrennen würde, und man nutzte den baltischen Vorfrühling aus. In den Nächten erscholl Gesang, wilder Umtrunk und Tanz bis zum Morgengrauen vereinigte Mannschaft und Offiziere in den holzgetäfelten Sälen der alten Adelssitze. Tagsüber wurde wacker exerziert und der Ausbildungsgrad auf eine beachtliche Höhe gebracht. Die meisten, die sich hier oben in den Sattel schwangen oder nach heißem Tanz das Weinglas hoben, hatten seit dem Sommer 1914 Krieg geführt. Die bürgerliche Welt war längst versunken, es gab nur noch die Wertungen einem neuen Soldatentums am Rande des Todes. Die schäumende Lebensfreude überschlug sich. Und doch gebar dieser baltische Frühling aus den Taten und Träumen der jungen deut-

schen Mannschaft den Mythos eines ewigen Soldatentums, der bis heute in den Kolonnen der deutschen Revolution lebendig geblieben ist.

So brach der Mai mit heißen Tagen und frischem Grün der Wälder herein. Ab und zu drang eine Nachricht aus dem Reich hinauf zu den „Baltikumern". Am 7. Mai, so hieß es, sollten Deutschland in Versailles vollkommen unmögliche Friedensbedingungen überreicht worden sein. Es war also nur noch eine Frage von Wochen, wann der eigentliche Krieg gegen die Gesamtheit des Feindbundes wieder ausbrechen würde. Aber hier, zwischen Bauske und Tukkum, stand man 1500 Kilometer vom Rhein entfernt. Neue Waffen, Geschütze und Maschinengewehre, reichlich Munition und Proviant waren aus Ostpreußen herangeschafft worden. Auf den Geleisen der Bahnhöfe standen die wohlarmierten Panzerzüge unter Dampf. Knatternd stieß der Stoßkeil des Sachsenberg'schen Schlachtgeschwaders am Himmel gegen Riga vor. Tagtäglich liefen in den Stabsquartieren Briefe von Angehörigen und Führern der in Deutschland verbliebenen Freikorps ein, die ebenfalls von einem Wiederaufflammen des Krieges und einer fieberhaften Rüstung berichteten. Zwischen Bromberg und Oberschlesien hatte sich eine neue Front zusammengefunden, die unter der Führung der alten Westfrontführer stand und Mitte Mai bereits mehr als 200 000 Mann zählte. Die Reserven dieser Grenzschutzarmee ermöglichten es, im Falle eines Angriffes auf Polen 4—500 000 Mann gegen den frischgeborenen polnischen Staat anzusetzen. Noch ein paar Wochen: die Schmach des Novembers würde ausgetilgt sein und der Krieg weitergehen.

Da lief am 8. Mai im Hauptquartier des Grafen von der Goltz der Befehl der deutschen Unterwerfungsregierung ein, das Baltikum sofort zu räumen. Der Befehl stieß auf Hohn und Spott und wurde selbstverständlich nicht ausgeführt. Nach Weimar entsandte Unterhändler kehrten zurück mit der Feststellung, daß man innerhalb der Regierung selbst nicht einig sei und daß man sogar einen Angriff auf Riga begrüßen würde. Es waren besonders

die Generäle Reinhardt und Maerker, die damals noch an einen großen deutschen Soldatenaufstand glaubten und sich die 40 000 Mann im Baltikum erhalten wollten.

Im fernen Weimar aber wurde die Nation durch die parlamentarischen Schwätzer und Geschäftemacher verhandelt. Während eine jede Partei innenpolitische Gewinne einzuheimsen trachtete, indem sie der außenpolitischen Unterwerfung zustimmte, dämmerte an den Ufern des Aa-Flusses der letzte große Tag eines deutschen Angriffssieges herauf.

Die Bolschewisten eröffneten den Angriff. Trotzki setzte lettische und chinesische Regimenter gegen den in der Luft hängenden rechten deutschen Flügel bei Bauske an, um die deutsche Front vom Süden her zu umgehen und aufzurollen. Das Schicksal des Baltikumfeldzuges war auf die geringe Kampfstärke der Freikorps York von Wartenberg und Brandis gestellt. Unübersehbar wälzten sich die russischen Sturmreihen heran, um im Feuer der Deutschen zusammenzubrechen. Die Sonne brannte wie im Hochsommer. Wie eine Wolke aus Glut und Feuer senkte sich die Hitze herab. Die Verluste häuften sich; das Sanitätsmaterial reichte nicht entfernt aus, um die Schwerverwundeten zu retten. York von Wartenberg und Brandis sahen sich in die Verteidigung geworfen, umgangen und vor die Gefahr gestellt, bis zum letzten Mann niedergemacht zu werden. Langsam ging die Munition aus, Durst brannte in den Kehlen, süßlicher Leichengeruch lag über dem Schlachtfeld. Da wurde im letzten Augenblick die „Eiserne Division" des Majors Bischoff nach vorn geworfen und entschied den Kampf. Die russischen Reserven, die zum strategischen Durchbruch angesetzt worden waren, strömten in haltloser Flucht zurück. Bis hinter Friedrichstadt an der Düna verfolgte sie das sichelnde Maschinengewehrfeuer der deutschen Bataillone. Der Weg nach Riga, im Norden der deutschen Front, aber war frei.

Am Abend des 22. Mai 1919 arbeiteten sich die baltische Landeswehr und die deutschen Freikorps durch das Unterholz der Sümpfe auf dem westlichen Dünaufer vorwärts. Nachts wurde nur wenig

Gelände gewonnen, denn allzu gefährlich war der Marsch durch das tückische Moor. Im Morgengrauen aber wies der Turm der Petrikirche den deutschen Sturmkolonnen das Ziel ihres Angriffs. Letten und Bolschewisten hatten sich auf das rechte Dünaufer zurückgezogen und versuchten, durch ihr Feuer die Deutschen aufzuhalten. Genau wie bei Mitau, so warf sich auch hier Baron Hans Manteuffel mit seinem Sturmtrupp ausgesuchter Frontkämpfer als erster auf den Feind. Das Freikorps Medem eröffnete den Angriff auf die Dünabrücke, die überraschenderweise von den Bolschewisten noch nicht gesprengt worden war. Leutnant Schlageter baute seine Batterie unmittelbar auf der Brücke auf und schoß in direktem Beschuß ein bolschewistisches Eingreifbataillon zusammen. Zwischen den aufspritzenden Granaten arbeitete sich der Sturmtrupp Manteuffel hindurch, um zum Stadtgefängnis vorzustoßen, wo die bolschewistischen Tscheka-Kommissionen wieder einmal ihre Henkerarbeit verrichteten. Dumpf dröhnte das Krachen der russischen Handgranaten aus den Gefängniskellern, darinnen Frauen und Kinder der roten Mordlust wehrlos ausgeliefert waren. Vorübergehend kam Baron Manteuffel in Gefahr, von der russischen Übermacht überrannt zu werden. Da brachte die von Hauptmann Freiherr Medem vorgeschickte Sturmabteilung Entsatz. Baron Manteuffel eilte weiter. Aber es war ihm nicht vergönnt, persönlich den eingekerkerten Deutschen Rettung zu bringen. Ein Kopfschuß streckte ihn nieder, gerade als der Triumph am größten war und der lettisch-bolschewistische Widerstand endgültig zusammenbrach. Die einmarschierenden deutschen Kolonnen grüßte das Glockengeläut des St. Petriturmes, an dem sieghaft die schwarz-weiß-rote Fahne im Frühlingswind wehte. Nachmittags um vier Uhr war Riga unbestreitbar in deutscher Hand. Ein Sieg, würdig den Schlachten der Deutschordensritter gegen Polen und Tartaren, war errungen. Zum letzten Mal seit den unvergeßlichen Augusttagen von 1914 hatte eine ganze deutsche Armee den Feind in unwiderstehlichem Sturmlauf überwunden und großenteils ver-

nichtet. Der Bolschewismus in Rußland schien vor seinem Zusammenbruch zu stehen.

Die Machtbasis Trotzkis war auf Moskau beschränkt. General Judenitsch, von den Engländern unterstützt, stand vor dem Angriff auf St. Petersburg, dessen Festung Kronstadt bereits in die Hand der weißgardistischen Truppen gefallen war. Vom Süden Rußlands her marschierten die Generäle Wrangel und Denikin gegen Moskau vor. Jenseits des Urals aber residierte Admiral Koltschak, dem eine Truppenmacht unterstand, wie sie die Bolschewisten nicht entfernt besaßen.

Aber im Hauptquartier der Baltikumtruppen vergaß man, daß nach der Eroberung Rigas und der Inbesitznahme Kurlands der Hauptfeind nicht mehr Rußland, sondern England und Polen hieß. Der Bolschewismus war zurückgeworfen und lag in hoffnungsloser Abwehr. Der ehemalige lettische Ministerpräsident Ulmanis aber wußte genau, daß England stärker war als das durch die Revolution seiner Machtmittel beraubte Deutschland und begann seine Gegenarbeit. Die Führung der deutschen Freikorps, die allzuwenig Gewicht auf einen einheitlichen Oberbefehl legte, überschätzte die Möglichkeiten einer Kriegführung im grenzenlosen russischen Raum. Die Regierung de Needra begnügte sich ihrerseits nicht mit dem Erreichten und sah sich bereits über dem vereinigten Livland, Estland und Kurland residieren. Im Augenblick jedoch, wo man zu einem weiteren Vormarsch die östlichen Vorstädte Rigas verließ, um singend nach Osten zu marschieren, verlor man den realpolitischen Boden unter den Füßen und verwandelte einen bisher planmäßig und siegreich verlaufenen Feldzug in ein zweifelhaftes Abenteuer, dem nur die Katastrophe folgen konnte.

Die letzten Wochen des Mai und die ersten Juniwochen wurden von den Engländern dazu benutzt, lettische und estnische Regimenter zu formieren und sie mit englischem Kriegsmaterial zu versorgen. Englische Offiziere, die im Westen gefochten hatten, übernahmen die Führung dieser neuaufgestellten Verbände. Un-

unterbrochen dampften die Kolosse der Schlachtgeschwader an der Küste entlang und landeten gewaltige Mengen von Kriegsmaterial für Esten und Letten.

General von der Goltz war militärisch zu geschult, um nicht zu erkennen, daß sich das Schwergewicht unheilvoll auf die gegnerische Seite hin verlagerte. Er wandte sich nach Weimar, um von dort klare Befehle zu empfangen. Aber in Weimar hatte man immer noch nicht die Kompromißformel der Parteien gefunden, die ihnen ermöglichte, Deutschland mit gebundenen Händen der französischen Siegerwillkür auszuliefern. So mußte sich die in Weimar gegebene Antwort: „Deutsche Truppen, die in den Dienst der lettischen Regierung des Needra treten wollen, sind daran nicht zu hindern!" zu einem Rat von unseligen Folgen auswirken.

Die erste Garde-Reservedivision und das Freikorps Pfeffer verließen Riga und kehrten nach Deutschland zurück. Der Nachschub der verbliebenen deutschen Verbände klappte schlecht. Die Etappe war viel zu groß geworden und zog allzu starke Kräfte von der eigentlichen Front ab. Die Kämpfe im März und Mai hatten, wie immer, den besten Teil der Mannschaft verschlungen, während der aus Deutschland ins Baltikum strömende Ersatz immer schlechter wurde. Zweifelhafte Gestalten tauchten in den deutschen Reihen auf. Die Abteilung des jüdischen Reserveoffiziers Goldfeld ging zu den Letten über. Trotzdem setzten baltische Landeswehr und „Eiserne Division" ihren Vormarsch fort.

Mitte Juli erfolgte der furchtbarste Rückschlag im Baltikumunternehmen, das bisher nur deutsche Siege gesehen hatte. Zwischen Hinzenburg und Wenden wurden „Eiserne Division" und baltische Landeswehr plötzlich von allen Seiten angegriffen und fast völlig aufgerieben. Wurde zwar auch hier von der Fronttruppe mit unerhörter Tapferkeit gekämpft, so verbreitete sich doch immer stärker der unselige Etappengeist, dem das „Rubeln" wertvoller erschien als das Kämpfen und Sterben. Aus dem Rückzug wurde eine regelrechte Flucht. Selbst Riga mußte wieder

aufgegeben werden. Erst in der Olai-Stellung, ungefähr in der Mitte zwischen Riga und Mitau, gelang es, eine neue deutsche Front aufzurichten. Englische Matrosen durchstreiften die Straßen von Libau und verjagten zusammen mit den Ulmanis-Letten die Regierung de Needra. Alle schönen Versprechungen galten für null und nichtig. Die russische Gefahr war ja dank der deutschen Opfer beschworen, nun galt es, die Deutschen selbst wieder los zu werden. Ulmanis etablierte sich als Diktator von Gnaden des Feindbundes.

Aber auch in Berlin machte man nun Ernst. Am 19. Juni verkündete ein Funkspruch der Truppe, daß ab 1. September keine Löhnung mehr gezahlt werden würde. Am 23. Juni nahm die Nationalversammlung das Versailler Diktat an und beendete damit endgültig den heldenmütigen Abwehrkampf des deutschen Volkes. Die baltischen Freikorps unterhielten in der Olai-Stellung nur noch Feldwachposten und rückten ab nach Mitau, in die ehemalige Residenz der Herzöge von Kurland.

Es begann der zweite Teil des baltischen Feldzugs, der als Abenteuer begann und mit einer Katastrophe endete. Von Anfang an hatten schwache Formationen aus russischen Kriegsgefangenen auf deutscher Seite mitgekämpft. Jetzt strömten ganze Regimenter gefangener Russen ins Baltikum, um von hier möglichst rasch in ihre Heimat gelangen zu können. Es war ein schwerer Trugschluß höherer russischer Offiziere vom Schlage des Grafen Keller und des Obersten von Wirgolitsch, anfangs zu vermeinen, diese heimwehkranken Kriegsgefangenen würden sich zu einem Kriegsmarsch und Erlösungsfeldzug auf Moskau und Petersburg eignen. Wirgolitsch und Keller erkannten bald die Unmöglichkeit der ganzen politischen Lage und die Aussichtslosigkeit eines militärischen Einsatzes dieser russischen Kriegsgefangenen-Formationen. Dafür übernahm Oberst Fürst Awaloff-Bermondt die Führung der beiden russischen Divisionen, indem er sich aus eigener Machtvollkommenheit im Namen des Zaren zum Führer der „Kaiserlich-russischen Westregierung" ernannte.

Die unpolitischen Führer der deutschen Freikorps glaubten allen Ernstes, mit dieser mehr als unzureichenden Truppenmacht Rußland erobern zu können, damit aus ihren Händen ein neuer Zar die Kaiserkrone empfinge. Ein ebenso romantischer wie grotesker Traum! Die englischen Offiziere, die zuweilen zu Verhandlungszwecken nach Mitau hinüberkamen, schüttelten den Kopf, wenn sie es erlebten, wie nach wilden Nächten mit inbrünstiger Begeisterung die deutsche und russische Kaiserhymne ertönte und die Phantasie ehrlicher, aber unpolitischer Frontoffiziere sich an den bunten Bildern einer politischen Fata Morgana entzündete. Awaloff-Bermondt fühlte sich vollkommen als Vertreter des Zaren: er stellte die verwickelte Hierarchie der alten russischen Armee wieder her und verteilte, zwanglos nach der Rangliste, die zahllosen russischen Vorkriegsorden des längst in der sibirischen Einsamkeit zugrunde gegangenen Zarentums.

So verging fast der ganze August, ohne daß sich irgend etwas Entscheidendes ereignet hätte. Erst als die „Eiserne Division" in die Heimat verladen werden sollte, gebar die wallensteinische Lage dieser Landsknechtarmee eine wallensteinische Tat. Am 24. August 1919 untersagte Major Bischoff die Verladung seiner Bataillone und trat in aller Form zu den Russen über. Zu den deutschen Kokarden wurde nun noch die russische an die Mützen geheftet. Die grauen Achselstücke machten den breiten russischen Epauletten mit den glitzernden Sternen der von Awaloff-Bermondt verfügten Rangerhöhungen Platz. Vorübergehend festigte sich die Disziplin wieder. Vorübergehend schlug die Stimmung wieder um. Noch einmal stiegen alle Hoffnungen und Wünsche himmelhoch, ehe sie für immer versanken.

Der Sommer war vergangen, der Herbst brach herein, schon wurden die Nächte kühl, und die Gedanken beschäftigten sich mit Winterquartier und russischer Kälte. Zu allem Überfluß sperrte Noske, der damalige Reichswehrminister, die ostpreußische Grenze ab und ließ keinen Munitionszug mehr durch. Immer noch standen 20 000 deutsche Männer im äußersten Nordosten des Reiches

und hofften, ähnlich wie ein Jahr zuvor die Feldarmee an der Westfront, auf das große Wunder und den großen Umschwung. Graf von der Goltz, der bis jetzt treu ausgeharrt hatte, wenn er auch die Entwicklung der Dinge nicht billigen konnte, verließ Anfang Oktober Mitau und kehrte nach Deutschland zurück. Er glaubte, durch sein Scheiden die Lage der Truppe verbessern zu können. Doch kaum hatte er ostpreußischen Boden betreten, so nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Anstatt auf das Selbstbewußtsein der Letten Rücksicht zu nehmen, erklärte Awaloff-Bermondt in einem bombastischen Aufruf das unter englischem Protektorat stehende Lettland erneut als russische Provinz und unterstellte sich und sein Land dem Oberbefehl eines künftigen Zaren. Ohne die Wirkung dieser politischen Torheit abzuwarten, befahlen Awaloff-Bermondt und Major Bischoff für den 7. Oktober die Wiederaufnahme des Angriffs gegen Riga, das inzwischen von Letten und Engländern in Verteidigungszustand gesetzt worden war. Und tatsächlich: dem überraschenden Angriff erwiesen sich weder die Letten noch die englischen Marineformationen gewachsen. Die deutschen Truppen fochten mit dem Mute der Verzweiflung, sie hatten bereits am 10. Oktober wieder die Düna erreicht und ihre Fahnen auf den Wällen von Thorensberg gehißt. In abendlichem Glanz erstrahlte noch einmal die Sonne des Sieges, ehe sie für immer unterging.

Wäre Major Bischoff damals mit seinem Rate durchgedrungen, so hätten die deutschen Verbände noch am 8. Oktober den Angriff auf Riga selbst eröffnet und aller Voraussicht nach auch die Stadt erobert. Awaloff-Bermondt aber fühlte sich plötzlich als großer Politiker und verlor kostbare Zeit durch aussichtslose Verhandlungen, die von Ulmanis bewußt hingeschleppt wurden, um Zeit zu gewinnen. In schlechten Quartieren liegend, dem Feuer der Schiffsgeschütze ausgeliefert, im Süden einer jeden Umklammerung offen, so erwarteten „Deutsche Legion" und „Eiserne Division" die Fortführung des Angriffs. Ulmanis aber verstand es, durch immer neue Versprechungen Awaloff-Bermondt hinzuhalten.

So mußte der November mit unerbittlicher Folgerichtigkeit den Zusammenbruch bringen. Die Düna führte Treibeis, ein Übersetzen nach Riga war unmöglich geworden. Das Thermometer zeigte 30 Grad Kälte, die Ausrüstung der Truppe war selbst für den Sommer unzureichend. Verpflegungszüge wurde an der ostpreußischen Grenze angehalten, das Sanitätsmaterial war längst bis zum letzten Stück Verbandstoff verbraucht worden. Die Löhnung bestand aus selbstgedrucktem Geld, für das es selbstverständlich überall dort, wo nicht die Pistole das Verlangen unterstützte, nichts zu kaufen gab. Schneesturm aus der russischen Steppe begrub die Postierungen. Führerstreitigkeiten machten jede geregelte Führung und jeden planvollen Einsatz unmöglich. Eine einstmals unwiderstehliche Armee lag in voller Auflösung.

Da plötzlich ging ein regelrechtes Trommelfeuer auf die „kaiserlich-russische Westarmee" nieder. Die Widerstandskraft der russischen Kriegsgefangenenregimenter war im Nu zerbrochen. Lettische Divisionen drangen in die Bresche ein und schlossen langsam den Ring fünffacher Übermacht um die Reste der Baltikumarmee, die jetzt nicht mehr um Siedlungsland oder die Einsetzung eines neuen Zaren, sondern allein noch um das nackte Leben kämpfte.

Die Litauer, die bisher überhaupt nicht beachtet worden waren, die aber naturgemäß unter der ganzen Art der Kriegführung schwer zu leiden gehabt hatten, erhoben sich plötzlich im Rücken der Front, schlachteten die Nachschubformationen ab und zerschnitten die letzten Verbindungen zur Heimat. Bei Thorensberg und Bauske eingekesselt, so konnte es für „Eiserne Division" und „Deutsche Legion" nun nur noch den Untergang im Verzweiflungskampf geben. Ein Jahr lang hatte man den Krieg, der für die Masse des deutschen Heeres am 9. November 1918 zu Ende gegangen war, fortgeführt. Frühling und Sommer hatten hoffnungsfrohe Siege beschert, jetzt deckte der Winter sein Leichentuch über alle deutschen Hoffnungen. Niemand im Deutschen Reich aber wußte, daß dort droben im Nordosten sich eine furchtbare Katastrophe vorbereitete und mit der Allgewalt eines Naturereig-

nisses vollziehen mußte, wenn nicht im letzten Augenblick Rettung kam. Überall, wo längs der Front des Grenzschutzes Ost die Nachricht von der Not im Baltikum in deutsche Herzen fiel, wurde in den Herbstmonaten 1919 der Entschluß zur Hilfeleistung gefaßt. Aber nur an einer Stelle war es möglich, ihn wirklich durchzuführen. Das Freikorps Roßbach, das bisher die Grenzwacht in Graudenz gehalten hatte, setzte alles auf eine Karte und beschloß, in Gewaltmärschen den bedrohten Kameraden im Baltikum zu Hilfe zu kommen. Fünfhundert Kilometer sind es von den Weichselufern bei Graudenz bis zu den Ufern der Düna bei Thorensberg. Diese fünfhundert Kilometer wurden von Oberleutnant Roßbach und seinem unübertrefflichen Freikorps in vierzehntägigem Vormarsch durchstoßen. Einige Reichswehrkompagnien schlossen sich freiwillig an, andere, die Roßbach aufhalten sollten, wurden getäuscht und umgangen. Wo litauische Plündererbanden sich zeigten, wurden sie niedergemacht. Am 11. November endlich war es soweit, daß das Freikorps Roßbach aktiv in den Kampf eingreifen konnte. Den siegestrunkenen Letten gellte plötzlich das deutsche Angriffssignal in die Ohren. Die würgende Klammer der lettischen Umgehung wurde im Nu auseinandergehauen, herbeieilende lettische Reserven von den Infanterie-Begleitbatterien niederkartätscht. Durch die Lücke im umklammernden Ring strömte im letzten Augenblick der gerettete Rest der Baltikumarmee nach Mitau und in die Olai-Stellung zurück. Roßbach aber wurde für seine Tat, die rund 10 000 deutschen Männern das Leben gerettet hat, über ein Jahrzehnt lang von den Schergen des liberal-marxistischen Systems in Deutschland verfolgt.

Der Baltikumfeldzug war unrettbar verloren. Aus Berlin erschien Generalleutnant von Eberhardt mit dem Auftrag, den Rücktransport der Truppe zu regeln. Ehe aber die letzten Formationen der Baltikumer in die Heimat zurückkehrten, entlud sich noch einmal die ganze Verzweiflung dieser Besessenen des Krieges in einem wilden Angriff gegen die auf Mitau anmarschierenden Letten. Ein letztes Mal lernte der Feind die deutsche Löwenpranke

kennen, rotglühende Dörfer beleuchteten diese Stätten letzter deutscher Widerstandskraft. Dann verschluckte die weiche, weiße Schneedecke des litauischen Winters den Abzugslärm einer Armee, die zwar keinen Krieg gewonnen, die aber ein ganzes Jahr lang nach der Schmach des 9. November noch die deutsche Waffenehre aufrecht erhalten hatte.

Angesichts der deutschen Grenzposten formierten sich die Trümmer der Baltikumarmee noch einmal zum Vorbeimarsch an ihren Führern, die Freud und Leid mit ihrer Mannschaft geteilt hatten. Ohne Stiefelsohlen, bedeckt mit den Narben der ununterbrochenen Kämpfe, in zerrissenen Monturen, die Gesichter eingefallen und flackerndes Fieber in den Augen, so marschierte die letzte deutsche Feldarmee in die Heimat zurück.

Man darf gerade beim Baltikumfeldzug nicht nach dem Wert oder Unwert eines solchen Unternehmens fragen. Rein militärisch gesehen konnte selbstverständlich eine Einzelaktion niemals die Übermacht der siegreichen Weststaaten zertrümmern. Es wäre im Sommer 1919 darauf angekommen, die 40 000 Mann, die soeben Riga genommen hatten, herumzureißen und sie gegen Polen anzusetzen. In Verbindung mit der deutschen Grenzschutzarmee wäre es zweifellos damals möglich gewesen, den noch ungefestigten polnischen Staat zu überrennen und die deutschen Ostprovinzen zu retten. Damit aber wäre wenigstens im Osten des Reiches die Zwangsordnung des Versailler Diktates durchbrochen worden, und wäre es möglich gewesen, die jungen Völker des Ostens unter deutscher Führung zu einem antiwestlichen Block zusammenzuführen. Auch die russische Entwicklung hätte zweifellos dadurch eine Wandlung erfahren. So aber mußte der deutsche Stoß sich hoffnungslos festlaufen und schließlich, da kein rechtzeitiges Ende gefunden wurde, zum Zusammenbruch führen.

Aber nochmals: nicht auf den Zweck, sondern allein auf den Sinn kommt es in Zeiten an, in denen ein wirklicher und greifbarer Erfolg einfach nicht zu erreichen ist. Nationalistisch erfaßbare Vorteile und Werte hat der Vorstoß in das Baltikum nicht

gezeitigt. Um so größer aber ist der seelische Gewinn, der sich aus einem so ganz und gar aussichtslosen Sturmlauf gegen die halbe Welt ergibt. Deutschland hat bewiesen, daß es zu jeder Zeit, auch im furchtbarsten Unglück, über eine junge Mannschaft verfügt, die ihr Leben nicht an einen materiellen Zweck setzt, sondern bereit ist, es in göttlicher Unbekümmertheit zu verschwenden. So sind die Toten vom Baltikum mitten unter uns und marschieren „im Geist in unsern Reihen mit". Sie mahnen uns an die ewige Aufgabe des Reiches, die nicht in innenpolitischer Beschränkung, sondern jenseits unserer unnatürlichen Ostgrenzen liegt.

Die Freikorps retten Oberschlesien

Von Friedrich Wilhelm Heinz.

Was wußte der Durchschnittsdeutsche vor dem Weltkrieg von den Polen? Östlich der deutschen Reichsgrenze begann für den Binnendeutschen Rußland. Rußland aber war groß und lag fern; wozu sich also um Fragen kümmern, die einen nicht auf den Nägeln brannten. Belustigt las der deutsche Spießbürger seine Reichstagsberichte, die davon kündeten, daß der „Pole“ Korfanty wieder einmal unter dem Gelächter und den Entrüstungsrufen des „Hohen Hauses“ eine seiner üblichen Hetzreden gehalten habe. Im Krieg erfüllten die Deutschpolen durchweg treu und tapfer ihre Pflicht, der „Musketier Kaczmarek“ wurde zur Kasernenhoftype und Witzblattfigur. Nur wenige aber waren sich bewußt, daß hinter dieser Kasernenhoffigur der leidenschaftliche Freiheitswille eines Volkes stand, das trotz einer jahrhundertlangen Unterdrückung und Fremdherrschaft niemals den bedingungslosen Glauben an eine völkische Auferstehung und einen eigenen nationalen Staat verloren hat. So kam der Abfall Posens für die Binnendeutschen höchst überraschend. So bildete sich die marxistisch verhetzte Arbeiterschaft ein, die von den Polen in den östlichen Grenzgebieten durchgeführte Revolution gegen die deutschen Militärmachthaber sei eine Angelegenheit der proletarischen Klasse, so erschien im Auftrag der sogenannten „Volksbeauftragten“ der Pazifist Hello von Gerlach in Posen, um im Namen der Demokratie an den Gerechtigkeitssinn der deutschen Behörden und an die Mäßigung der polnischen Nationalisten zu appellieren. Als er hinausflog, folgte ihm das Hohngelächter der polnischen Arbeiterschaft, der polnischen Bauern, der polnischen Bürger und des

polnischen Adels, die in der Stunde der nationalen Befreiung eins waren in ihrem Haß gegen Deutschland und in ihrem Willen, ein neues Polen so stark und so groß wie nur möglich zu machen.

Die Grenzschutzkämpfe des Jahres 1919 zwischen Deutschen und Polen nahmen denn auch sofort den Charakter äußerster Erbitterung und schonungsloser Vernichtungssucht an. Leider fand sich in den Junitagen 1919 kein Mann und Führer, der, gestützt auf die 400 000 einsatzfähigen Soldaten des Grenzschutzes Ost, die entrissenen Ostprovinzen dem Reich zurückgeholt hätte. Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Polnische Ulanen ritten in Westpreußen ein, um den berüchtigten Korridor zwischen Ostpreußen und dem Reich zu schaffen. Auf den Festungswällen von Thorn, Graudenz und Bromberg stieg die rot-weiße Fahne mit dem weißen polnischen Adler hoch und wurden die Geschütze nach Westen umgedreht. Polen war, dank der Gnade der Versailler Sieger, ein eigener Staat mit eigener Militärmacht und einer ganz besonderen Großmannssucht geworden. Die großpolnischen Wünsche reichten von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Frankreich schürte das Begehren, der Legionärsführer Pilsudski träumte von einer polnischen Großmacht, und im Frühling 1920 erfolgte der polnische Aufbruch zur Eroberung der Ukraine und Südrußlands. Der Rückschlag folgte auf den Fuß. Vor Kiew vernichtend geschlagen, konnte der polnische Staat im Juni 1920 nur durch das Eingreifen französischer Führung in der Schlacht nördlich Warschau gerettet werden. Jetzt aber, nachdem der Weg nach dem Osten und nach dem Südosten einstweilen versperrt war, mußte sich die gesamte polnische Unruhe und der Ausdehnungsdrang gegen ein Deutschland richten, in dem die pazifistische Ideologie zur tragenden Staatsgesinnung erhoben worden war. Ostpreußen bedurfte einer planvollen Propaganda, um sturmreif geschossen zu werden, Oberschlesien aber, eingelagert zwischen Polen und die Tschechoslowakei, dazu ausgestattet mit außerordentlichen Bodenschätzen und intakten Industrieanlagen von gewaltigem Ausmaß, winkte als nächste und leicht zu gewinnende Beute.

Aber Oberschlesien war seit 700 Jahren von jeder politischen und kulturellen Verbindung mit Polen abgeschnitten. Oberschlesien war überhaupt niemals polnisch in modernem nationalstaatlichem Sinne gewesen. Großpolnische Umtriebe machten sich in Oberschlesien erst nach der Jahrhundertwende bemerkbar. Die soziale Unzufriedenheit der polnischen Grubenarbeiter und Bauernproletarier wurde von der Sozialdemokratie zwar gegen das deutsche Kaiserreich, nicht aber für einen polnischen Staat ausgenutzt. Erst nach dem Zusammenbruch des Reichs begann auch in Oberschlesien der soziale Gegensatz sich in einen nationalen zu verwandeln. Die oberschlesischen Land- und Industriearbeiter hatten sich im Kriege überall dort hervorragend geschlagen, wo sie verständige und vorbildliche Offiziere gefunden hatten. Nach dem Zerfall der natürlichen Gliederungen in Heer und Verwaltung aber mußte die soziale Erbitterung sich ein neues Ventil schaffen. Sie schlug um, teils in einen mit Moskau liebäugelnden Kommunismus, teils in einen großpolnischen Nationalismus. Korfanty, bisher lediglich Volksaufpeitscher und Agitator, übrigens im Krieg Geheimsekretär des unseligen Matthias Erzberger, fühlte sich nun mit einem Mal als Staatsmann und beschloß, dem polnischen Staat das deutsche Oberschlesien als Geschenk in die Wiege zu legen.

Die notwendigen Geldmittel stellte Frankreich. Teilweise wurden sie auch von polnischen Auswandererkreisen in Amerika aufgebracht. Die niedere Geistlichkeit schwenkte sofort zu Korfanty über, sie hielt die zwar unchristliche, aber demagogisch wirksame Patentformel bereit: deutsch gleich protestantisch, polnisch gleich katholisch. Korfanty erweiterte die Formel: deutsch gleich reich und polnisch gleich arm. So verschmolz er das nationalistische mit dem kommunistischen Element und trommelte in kürzester Frist eine Aufstandsbewegung zusammen, der das offizielle Polen nur noch die Führer und die Gewehre zu stellen brauchte, um einem polnischen Aufstand in Oberschlesien die Aussicht des vollen Erfolges zu verleihen. Es entstand die „geheime polnische Militärorgani-

sation" (Polska organizacja wojskowa), die sich in der Bojowka polska eine besondere Tschekaorganisation schuf, der die Sonderaufgabe zufiel, die deutschen Führer zu beseitigen und die deutsche Bevölkerung zu terrorisieren.

Aber der erste polnische Aufstand vom 1919 stieß auf die militärisch überlegene Macht der deutschen Freikorps und der Verbände des 6. Armeekorps und wurde mühelos in Blut erstickt. Die Freikorps verschwanden, französische Militärkommissionen tauchten auf, eine unpolitische Abstimmungspolizei versuchte Neutralität zu halten, die naturgemäß einseitig den Polen zugute kam, Korfanty gab seine Sache nicht verloren. Zwischen Warschau und Paris begann das Spiel der auf die Vernichtung Deutschlands bedachten Generalstäbe und Diplomaten. Eine aus Franzosen, Engländern und Italienern gebildete Okkupationsarmee wurde nach Oberschlesien entsandt, um die Abstimmung zu sichern. Ein Franzose führte den Oberbefehl, der berüchtigte General Le Rond trat an die Spitze der Interalliierten Kommission, Korfanty wurde, ein Hohn auf die Neutralität dieser Besatzungstruppe, zum Abstimmungskommissar ernannt. Nun war der Weg geebnet zum Ausbau der polnischen Militärorganisation. Der Führer der deutschgesinnten Polen, Kupka, erlag einem Anschlag der Korfantybanditen. Jeder deutsche Führer, der nicht Tag und Nacht unter Bewachung stand, wurde gemeuchelt. So verblutete unter vielen anderen der Leiter des Gleiwitzer Selbstschutzes, Kapitänleutnant und U-Boot-Führer Doemming, unter den Messern der Bojowka polska. Die bürgerlichen Organisationen glaubten ihre Pflicht getan zu haben, wenn sie „flammende Proteste" nach Warschau, Berlin und Paris abgehen ließen.

Erst als der jugendliche Freikorpsführer Hauenstein von Breslau aus seine „Spezialpolizei" einsetzte, wurde ein unbürgerlich-irreguläres Element in den bisher ungleichen Kampf geworfen. Die „Stoßtruppschule Liegnitz" entstand. Den Polen wurde mit den gleichen Mitteln entgegengetreten, wie sie die Bojowka polska anwendete. Dieser Kampf unter der Decke war aufreibend und

blutig, er räumte die letzten menschlichen Hemmungen hinweg und wuchs sich zu einem Vernichtungskrieg auf Leben und Tod aus. Mehr als 200 polnische Spitzel und Insurgentenführer blieben auf der Strecke. Später wagte es der liberal-marxistische Staat, die Männer dieser „Spezialpolizei" als „Fememörder" unter Anklage zu stellen. Dank des Vaterlands durch die Demokratie ...

Ein Jahr nach dem ersten polnischen Aufstand, am 19. August 1920, ließ Korfanty durch gedungene Brandstifter das polnische Abstimmungskommissariat in Flammen aufgehen. Er schob diese Tat selbstverständlich den Deutschen in die Schuhe und erreichte es, daß die Franzosen auf einen deutschen Demonstrationszug ohne jede Ankündigung das Feuer eröffneten. Neun Deutsche büßten ihr Bekenntnis zum Reich mit dem Tod. Tags darauf gingen die Korfantytruppen offen zum Angriff vor. Die Franzosen standen Gewehr bei Fuß und duldeten die polnischen Greueltaten gegen die wehrlose deutsche Bevölkerung. Noch aber lebte in den zahlenmäßig schwachen Selbstschutzverbänden und in den Einheiten der Sicherheitspolizei der Geist der Front. Am 28. August mußte Korfanty zugeben, daß auch der zweite Aufstand zusammengebrochen war. Mit rund 180 Toten auf deutscher Seite war der Sieg blutig erkauft. Die Verluste der Polen lassen sich schlecht abschätzen, sie betrugen ein Vielfaches der deutschen.

General Le Rond und Korfanty aber gaben das Spiel immer noch nicht verloren. Sie holten sich aus Paris neue Weisungen, sie lösten die deutschgesinnte Sicherheitspolizei auf, und sie sorgten dafür, daß die neugeschaffene „Abstimmungspolizei" zum großen Teil aus den geschlossenen Verbänden der polnischen Militärorganisation bestand. Langsam neigte sich, trotz des einwandfreien militärischen Sieges der Deutschen, das Schwergewicht auf die polnische Seite. Polen griff an, nur mühsam noch hielt Deutschland stand. Das Jahr 1921, das die Abstimmung zeitigen sollte, mußte die Entscheidung bringen.

Um Deutschland einzuschüchtern, veröffentlichte bereits im Januar 1921 die polnische Presse Oberschlesiens den Wortlaut des

geheimen polnisch-französischen Militärbündnisses. Unter den Augen der französischen Garnison und Besatzung vervollständigten die Insurgenten Bewaffnung und Ausbildung. Diesmal mußte, dessen war man sich im Hauptquartier sicher, Oberschlesien von den Deutschen freigefegt werden. Zu allem Überfluß verschlechterte sich die außenpolitische Lage Deutschlands von Tag zu Tag. Am 7. März 1921 ging die Londoner Reparationskonferenz ergebnislos auseinander. Und am 8. März bekam Deutschland den Vorgeschmack des ein Jahr später ausbrechenden Ruhrkampfes durch die Besetzung von Düsseldorf, Ruhrort und Duisburg zu kosten. Die Weltkriegsfront gegen Deutschland stand unerschüttert, im Innern des Reiches aber herrschten liberal-marxistische Unterwerfungssucht und kleinbürgerliche Feigheit, die da glaubte, man könne einen zur Vernichtung des Reiches entschlossenen Feind durch wehleidige Friedensbekundungen in seiner Absicht beirren.

In diese Notzeit des deutschen Volkes fiel am 20. März die oberschlesische Abstimmung hinein. Selbst den Deutschen überraschend, ergab diese Abstimmung einen gewaltigen Sieg für Deutschland. Eine Zweidrittel-Mehrheit aus polnischen Bergarbeitern und deutschen Bürgern entschied sich für das Verbleiben Oberschlesiens bei Preußen und Reich. Allein auf dem Land, wo der Terror der polnischen Tscheka wütete und wo die polnische Geistlichkeit jegliche Abstimmung für Deutschland mit Kirchenstrafen bedrohte, gab es hier und dort polnische Mehrheiten. Nach dem klaren Wortlaut der Zusatzbestimmung des Versailler Diktats mußte jetzt, nach dem Zweidrittel-Sieg Deutschlands, ganz Oberschlesien dem Reich zurückgegeben werden. Von diesem Augenblick an war der polnische Großangriff nur noch eine Frage der Zeit.

Korfanty, ausgestattet mit Empfehlungsschreiben des Generals Le Rond, fuhr persönlich nach Paris, um sich hier direkt von Briand die Erlaubnis zum Angriff zu holen. Die Warschauer Regierung sagte jegliche Unterstützung zu, die wiederaufgestellten Formationen der Haller-Legionäre rollten auf laubbekränzten Wagen und ausgestattet aus den Magazinen der polnischen Armee gegen Ober-

schlesien ab. Im Laufe des polnischen Aufstandes wurde einwandfrei ganze Kompagnien und Bataillone folgender regulärer Truppenteile der polnischen Armee festgestellt: der Infanterieregimenter 27, 42, 58, 61, 67, 73, 155, ferner der 15. Ulanen und der Zoll-Bataillone Nr. 5 und 14. Allein bei Traschka marschierten 600 Mann regulärer polnischer Truppen über die Grenze. Außenpolitisch war der dritte polnische Angriff hervorragend vorbereitet. Lloyd George formulierte in London das Reparationsultimatum und drohte die Wiederaufnahme des Krieges an. In Berlin trat die wehleidige Erfüllungsregierung Simon-Fehrenbach zurück. Fehrenbach bekam im Reichstag einen Weinkrampf über die Schlechtigkeit der Welt und mußte aus dem Saale getragen werden. Nach seinem eigenen Geständnis wurde es diesem deutschen „Reichskanzler" bereits übel, wenn er das Wort völkisch hörte. Zwei Tage darauf folgte das Kabinett Wirth-Rathenau, das an Erfüllungsbereitschaft und Knechtsseligkeit die Regierung Fehrenbach noch übertraf. In Preußen wütete Severing gegen die Freikorps und Selbstschutzverbände und ließ die Waffen verschrotten, wo er ihrer habhaft werden konnte. Die pazifistische Knochenerweichung der marxistisch und liberal-bürgerlich verseuchten Masse machte sich in 20 000 Denunziationsschreiben an den Kontrollkommissar Nollet Luft. Deutschland war bereits damals entwaffnet und konnte es nicht wagen, den feindlichen Drohungen irgend eine staatliche Macht entgegenzusetzen.

Am Morgen des 3. Mai 1921 schlug das Oberkommando der Insurgenten, das in Sosnowice auf kongreßpolnischem Boden lag, los. Der polnische Nationalfeiertag ging mit einem offenkundigen Sieg der Aufständischenbewegung zu Ende. In Warschau läuteten Siegesglocken, innerhalb weniger Stunden hatten dreißigtausend gutbewaffnete Freischärler Oberschlesien rechts der Oder fast restlos überrannt. Nur mit Mühe konnte der schwache deutsche Selbstschutz die Linie Krappitz—Groß-Strelitz—Kreuzburg halten. Bei Korfanty erschienen die Offiziere des französischen Besatzungskorps, um ihm im Namen des „Brudervolkes" Glück zu wünschen.

Die schwachen deutschen Postierungen waren entweder im offenen Kampf untergegangen oder hatten sich vor der Übermacht zurückgezogen. Der frühere königlich-preußische Husarenmajor Graf Mielczynski übernahm unter dem Decknamen Nowina Doliwa den Oberbefehl über die „Armee der polnisch autonomen Republik Oberschlesien". In wenigen Tagen verdoppelte sich diese Armee auf rund 60 000 Mann. In Berlin aber hätte man am liebsten die oberschlesischen Vorgänge verschwiegen, bloß um nicht neue Unruhe in das von Parteien aufgewiegelte deutsche Volk hineinzutragen. Den Einsatz der Reichswehr verboten die Bestimmungen des Versailler Diktats. Selbständig trotz dieser papierenen Bestimmungen die Wehrmacht dort anzusetzen, wo deutsches Volkstum unmittelbar von der Vernichtung bedroht wurde, fehlte den schwächlichen Machthabern in Berlin der Mut. Zu allem Überfluß stellte sich die von Sozialdemokratie und Kommunismus verwirrte und verführte Arbeiterschaft auf die Seite der Polen und war nach Kräften bemüht, den Aufmarsch der deutschen Freiwilligen zu verhindern.

Und während auf unzähligen deutschen Bahnstationen deutsche Arbeiter die Züge nach Freiwilligen durchsuchten, während sie durchgeschmuggelte Waffen aus den Gepäckwagen holten und mit Vorschlaghämmern zertrümmerten, wütete die Bojowka gegen die wehrlose deutsche Bevölkerung in viehischer Weise. Unter den Augen der pomadisierten Franzosen wurden weit über die Hälfte aller deutschen Landjäger, die zerstreut auf dem flachen Lande wohnten, zusammengetrieben, erschlagen und die entseelten Körper vom vertierten polnischen Mob in Stücke gerissen. So lieferten die Franzosen in Antonienhütte allein 24 Mann der deutschen Polizei den Polen aus, die sie sofort abschlachteten. Einzig die Italiener traten im Kreise Rybnik den Insurgenten entgegen. Mit dem Verlust von 20 Toten und 140 Verwundeten mußten sie diesen Versuch einer wahrhaften Neutralität bezahlen. Die Engländer, wie immer, wählten einen Mittelweg. Sie erklärten sich für unbeteiligt und brachen die Beziehungen zu beiden Parteien

ab. Immerhin traten 18 englische Offiziere in einer Anwandlung von Scham von ihrem Posten zurück.

Drei schicksalsschwere Wochen brachen herein. Am Abend des 3. Mai erließ Korfanty seinen ersten „Heeresbericht“ und kündigte die Fortsetzung des Vormarsches an. Am 4. Mai wurden in Berlin polnische Siegesmeldungen der amtlichen Warschauer Telegraphen-Agentur aufgefangen. Am 5. Mai ging das neue Ultimatum der Feindmächte ein, Reparationszahlungen in Höhe von 162 Milliarden Goldmark zu leisten. Am 6. Mai wurden die polnischen Großstädte mit Flugblättern aus polnischen Heeresflugzeugen überschüttet, die zum Eintritt in die „Freiheitsarmee“ Korfantys aufforderten. Am 7. Mai, dem Jahrestag der Überreichung des Versailler Friedensdiktates, erklärte der später mit Stresemann „politisch befreundete“ Briand: „Die Stunde ist gekommen, die Faust am Kragen Deutschland durch das Messer an seiner Gurgel zu ersetzen!“ Am 8. Mai funkte Korfanty der sogenannten Reichsregierung ein Ultimatum, er werde im Falle einer aktiven deutschen Gegenwehr seinen Angriff bis nach Brandenburg vortragen. Am 10. Mai versammelten sich die deutschen „Volksvertreter“ in jenem Haus, an dem wie zum Hohn die Inschrift stand: „Dem deutschen Volke“ und unterwarfen sich dem Londoner Ultimatum. England hatte erreicht, was es wollte, nun konnte es zum Schein für die deutschen Rechte eintreten. Lloyd George hielt eine Rede, die mit den Worten schloß: „Wenn man unter den gegenwärtigen Umständen, die ein Eingreifen der verbündeten Truppen verhindern, den Deutschen nicht erlauben wollte, eine Provinz zu verteidigen, die 200 Jahre lang deutsch und 600 Jahre nicht polnisch gewesen ist, so wäre das schimpflich und unwürdig!“ Aber noch immer konnte die Berliner Regierung sich nicht zur Tat auffassen. Gedrängt von der landesverräterischen Sozialdemokratie erließ der Mann, der sich schimpflicherweise deutscher Reichskanzler nannte, am 23. Mai eine Verordnung, die hohe Gefängnisstrafen auf die Bildung militärischer Freiwilligenverbände setzte. Tags darauf setzte das Berliner Tageblatt den Schlußstrich unter diese

neue Bekundung deutscher Unterwerfungspolitik, indem es forderte: „Die Auflösung der oberschlesischen Banden ist im vaterländischen Interesse eine dringliche Aufgabe der Reichs- und Landesbehörden!"

Drei Wochen lang standen die in Oberschlesien aufmarschierten Freikorps völlig allein auf verlorenem Posten. Drei Wochen lang fochten die Verbände des Selbstschutzes Oberschlesien, der anfangs aus Söhnen des Landes und später aus den Angehörigen aller deutschen Stämme gebildet worden war, einen verzweifelten Abwehrkampf gegen eine vielhundertfache Übermacht. Drei Wochen lang ruhte das Schicksal Oberschlesiens allein auf der Opferwilligkeit des ewigen deutschen Soldatentums, das hier wieder einmal ohne Dank und Lohn zusammengeströmt war, um dem Reich eine Provinz zu retten.

General Hoefer, der sich im Weltkrieg ausgezeichnet hatte, selbst ein Sohn des oberschlesischen Landes, übernahm den Oberbefehl. Der innerhalb der festen Ordnung des alten kaiserlichen Heeres hervorragende Führer tat auch in Oberschlesien sein Bestes, dennoch erwies sich der gerade und ehrliche Soldat dem Spiel der Diplomaten nicht gewachsen. Wo unbekümmerter Angriff vonnöten gewesen wäre, ließ er sich auf Verhandlungen ein und verzögerte dadurch manche Entscheidung, um die der oberschlesische Selbstschutz nicht herumkam.

Wer im Reich kriegerisch empfand und begriffen hatte, daß Oberschlesien nur zu retten war durch die soldatische Tat, der schlug sich nach Oberschlesien durch. Arbeiter und Studenten, Bauern und Angestellte, Schüler und Eisenbahner, Flüchtlinge und Polizisten, sie alle traten unter den schlachterfahrenen Führern des Weltkriegs und der Nachkriegskämpfe in kleinen Freikorps zusammen, um ihre kämpferische Kraft an den Polen zu messen. Der Kampfwert dieser Freikorps war selbstverständlich verschieden. Es versagten im allgemeinen die Verbände, die allzu einheitlich zusammengesetzt waren. Reine Studenten- oder Offiziersformationen erwiesen sich den Freikorps unterlegen, in denen

Arbeiter, Bauern und Studenten neben ehemaligen Offizieren in Reih und Glied standen. Hier ist als Seele des ganzen oberschlesischen Feldzugs das Freikorps Oberland unter den Hauptleuten Österreicher und Horadam, die Sturmkompagnie von Killinger und das Sturmbataillon Heinz zu nennen. Solange der Führer durch die Geschlossenheit seines Wesens und das Vorbild seiner Haltung die Truppe zusammenhielt, ging alles gut. Versagte der Führer oder fiel er aus, so schwand der Kampfwert der Truppe rasch dahin. So schlug sich eine aus ehemaligen Rot-Front-Leuten des Ruhrgebietes gebildete Arbeiterkompagnie bewundernswert unter ihrem Führer, einem alten Frontoffizier, und löste sich sofort in marxistische Drückebergerhaufen auf, als dieser Führer gefallen war. Es muß festgestellt werden, daß die von der Reichswehr ausgeliehenen Offiziere, die innerhalb des Rahmens des Reichsheeres zweifellos Hervorragendes leisteten, doch hier versagten, wo ein solch improvisierter Freikorpskrieg eine höhere geistige Beweglichkeit erforderte, als die zwischen regulären Armeen durchgefochtenen Schlachten des Weltkrieges.

Die Breslauer „Zentrale" des deutschen Widerstandes lag viel zu fern vom Kampffeld, als daß sie die neue Form dieses Krieges und die Notwendigkeit des unentwegten Angriffs hätte begreifen können. Der entnervende Geist der Erfüllungspolitik lag über den Stäben, die niemals unmittelbar in den Kampf eingriffen und in denen alles andere als Freikorpsgeist herrschte. Das ganze Hinterland war aufgelöst in imaginäre Befehlsbereiche von Bataillons-, Regiments- und Brigadeführern, die im allgemeinen aus sich ängstlich der Kampffront fernhaltenden Stellenjägern und ihren papierkriegbesessenen Schreibern bestanden. Dauernd wurde an der äußeren Form des Freikorpsauftretens herumgemäkelt. Man beanstandete die flatternden Fahnen, die der Truppe Korpsgeist gaben, man nörgelte an der uneinheitlichen Bekleidung herum, ohne der Truppe eine einheitliche liefern zu können, man beanstandete die mangelhafte Bewaffnung und tat nichts, um die Mängel abzustellen. Man hatte nicht begriffen, daß die Kämpfe

der Zukunft weitgehend entschieden werden durch den Einsatz eines persönlichen Führertums im Gegensatz zum unpersönlichen Vorgesetztentum der alten Armee. Schließlich begriff man nicht die politische Mißstimmung der Truppe gegen die Berliner Regierung, getreu dem durch Krieg und Revolution widerlegten und aus einer ganz anderen Zeit stammenden Grundsatz: „Den Soldaten geht die Politik nichts an!" Als z. B. ein Truppenführer in einem Stimmungsbericht bemerkte: „Auf deutscher Seite fehlt ein Korfanty!", mußte er es erleben, daß diese berechtigte und sachliche Feststellung durch die verächtliche Randbemerkung abgetan wurde: „Volkshelden haben uns gerade noch gefehlt!"

Aber auch auf polnischer Seite lag die Führung im argen. Wohl war man am ersten Tag auf der ganzen Linie siegreich gewesen. Sobald jedoch die drei deutschen Frontabschnitte: Gruppe Süd von der Grenze bis Krappitz, Gruppe Mitte beiderseits von Oppeln und Gruppe Nord im Halbkreis um Kreuzburg bis zur polnischen Grenze, gebildet worden waren, lief sich der polnische Angriff tot. Zwar konnte Kandrzin, das jetzt den Namen seines späteren Erstürmers Heydebreck trägt, noch von den Polen genommen werden, beim Sturm auf Gogolin am 16. und 17. Mai aber blieben bereits 600 Polen im deutschen Abwehrfeuer liegen. Auch das Eingreifen regulärer polnischer Haubitzbatterien im Abschnitt Nord konnte die Waffenentscheidung für Polen nicht erzwingen. Zu allem Überfluß setzten sich in Tarnowitz, Gleiwitz, Beuthen und Kattowitz die örtlich organisierten deutschen Eisenbahnerverbände durch und legten vorübergehend den ganzen Nachschub der polnischen Frontarmee lahm. Anstatt die Städte sich selbst zu überlassen und alle verfügbaren Kräfte an der Front gegen die Deutschen einzusetzen, verzettelten die Polen ihre Macht, indem sie diese Städte regelrecht mit 20 000 Mann belagerten. Diese 20 000 Mann, die vor Oppeln oder am Annaberg eingesetzt die deutsche Abwehr zerschlagen hätten, lagen vor den großen Städten fortan fest und verkamen im Stumpfsinn der kreisenden Schnapsflasche und im entnervenden Weiberbetrieb.

Immer noch bestanden bei der Breslauer Zentrale schwere Meinungsverschiedenheiten über die Art der Verwendung des Selbstschutzes. Generalleutnant Hoefer, der die Interalliierte Kommission viel zu ernst nahm, erließ einen Aufruf an den Selbstschutz, „im Vertrauen auf den Gerechtigkeitssinn der Welt Gewehr bei Fuß zu stehen". Der Führer der Gruppe Süd, dem das Freikorps Oberland keine Ruhe gab, General von Hülsen, aber erreichte nach langen Verhandlungen doch endlich die Erlaubnis zu einem Angriff „in begrenztem Rahmen". Ein Führerrat in Krappitz führte zu dem Ergebnis, durch die Wegnahme des Annaberges den Krappitzer Brückenkopf zu erweitern.

So dämmerte der Tag des Annabergsturmes herauf. Noch ehe die Morgennebel vom Oderufer heraufwehten und das sommerliche Flimmern der Sterne im grauen Dämmerlicht vor Sonnenaufgang erlosch, waren die zum Sturm angesetzten Verbände in die Sturmausgangsstellung eingerückt. Den rechten Flügel der gesamten Sturmkolonne bildeten die Bataillone Lensch, Winkler und Bergerhoff, Führer von Chappuis. Diese Kolonne sollte bis zur Linie Krempa—Jeschona vorstoßen. Die zweite Kolonne, die sich links anschloß, bestand aus dem Freikorps Oberland und dem Sturmbataillon Heinz. Ihr Führer, Major Horadam und zumal dessen Stabschef, der in der Kunst des improvisierten Kriegs meisterlich erfahrene Hauptmann Römer, der die Seele Oberlands war, hatten beschlossen, diese zweite Kolonne den Annaberg von Norden her umgehen zu lassen, um überraschend den Angriff gegen das Bollwerk des feindlichen Widerstandes vorwärtstragen zu können. Den Brückenkopf Krappitz hatte das Bataillon Gogolin (von Frobel) zu sichern. Kaum aber befanden sich die beiden andern Kolonnen im Feuer, so warf sich auch das Bataillon Gogolin auf den Feind und nahm ruhmvollen Anteil an der Erstürmung des Annabergs.

In einer Breite von vier und in einer Länge von zwanzig Kilometern bildete der Annaberg den beherrschenden Eckpfeiler der Korfantyfront. Mit seinen 400 Meter Höhe über dem Odertal

erhebt sich der Annaberg mit seiner altersgrauen Steinkirche, zu der eine baumbestandene Allee alljährlich die Pilger heraufziehen läßt, wie ein gewaltiges Festungswerk. Die Polen kannten sehr wohl die strategische Bedeutung dieser Annabergbastion. Hier hatten sie ihre besten Regimenter mit der modernsten Bewaffnung eingesetzt, hier mußte die Entscheidung des polnischen Feldzuges fallen.

Die Überraschung des Angriffs, der punkt 2.30 Uhr morgens begann, gelang nicht vollkommen. Als sich die deutschen Sturmreihen durch die Morgendämmerung vorarbeiteten, stießen sie auf die ersten polnischen Postierungen, die durch rasche Alarmschüsse das polnische Gros weckten. Die Kolonne Chappuis stieß auf überlegene polnische Verbände und wurde durch rasendes Maschinengewehrfeuer von der Wygodahöhe herab zu Boden gezwungen. Ein polnischer Panzerzug rieb im Wald von Krempa eine ganze Kompagnie dieser Angriffskolonne auf. Trotzdem sollte der 21. Mai 1921 nicht zu Ende gehen, ohne auch dieser Kolonne den vollen Sieg zu bringen.

Das Freikorps Oberland war vom Waffenglück mehr begünstigt. Es überrannte mit dem ersten Bataillon noch in der Dämmerung das von französischen Offizieren verteidigte Vorwerk Strebinow, während das zweite und dritte Bataillon im Nahkampf die Kalköfen von Gogolin erstürmten. Die Sprentschützer Höhen wurden von der Sturmabteilung Heinz genommen, die sich im eroberten Dombrowka mit dem Freikorps Oberland vereinigte.

Die Polen nahmen immer noch an, der eigentliche Stoß würde von der Wygodahöhe her erfolgen. Sie zogen, sobald es hell geworden war, die letzten Verstärkungen vom Annaberg herunter und warfen sie im Gegenangriff gegen das erste und zweite Bataillon Oberland. Jetzt waren die Bayern und Tiroler in ihrem Element. Im gezielten Einzelfeuer verblutete der polnische Angriff.

Ehe die zurückweichenden Polen sich gesammelt hatten, griff nun auch die Kolonne von Chappuis erneut in das Gefecht ein. Sie

berannte zum zweiten Male die Wygodahöhe und nahm sie im Sturm des schneidigen Zupackens. Die Entscheidung war gefallen.

Wäre die Truppe jetzt den Anweisungen und Zielbeschränkungen Hoefers und Hülsens gefolgt, so hätte man es bewenden lassen mit dem Erreichten und wäre in Stellung gegangen. Hauptmann Römer erkannte jedoch die Gunst des Augenblicks: während die Polen ihre Hauptmacht am Südwesthang des Annabergs in Stellung gehen ließen und von dorther den Angriff erwarteten, warf Römer die drei Bataillone Oberland und das Bataillon Heinz in kühnem Bogen von Norden und Nordosten gegen den Annaberg heran. Jeschona wurde genommen. Das zäh verteidigte Oleschka mußte von einer eroberten polnischen Batterie sturmreif geschossen werden, und noch ehe die Sonne in Mittagshöhe stand, brandete von drei Seiten der Angriff die Hänge des Annabergs empor. Im heftigen Artillerie- und Maschinengewehrfeuer entwickelten sich die Schützenketten von Südwesten, Westen, Nordwesten und Nordosten gegen die weißgraue Front der Klosterkirche. Unmittelbar nach 12 Uhr mittags warf das brausende Hurra der einbrechenden Deutschen die Polen die letzten Hänge herab. Der Annaberg war genommen.

Die schwarz-weiß-rote Fahne stieg auf dem Kirchturm hoch. Sie kündete weit ins Land hinein den deutschen Sieg, der mit verhältnismäßig geringen Opfern errungen worden war. Die polnischen Verluste waren gewaltig. Mehr als 1000 Polen vermoderten im Unterholz der Wälder; noch tagelang waren alle polnischen Nachschublinien von den Kolonnen der in panischer Furcht zurückströmenden Flüchtlinge zerrissen. Die Freikorps hatten ihren Sieg mit 20 Toten und 120 Verwundeten bezahlt. Mehr als 28 Dörfer waren den Polen abgenommen worden. Mitten in den entscheidenden Abschnitt der polnischen Front hatte der von den Freikorps in selbständigem Entschluß durchgeführte Angriff eine Ausfallspforte von 15 Kilometer Tiefe und 25 Kilometer Breite gestoßen.

In den Städten flammte die Hoffnung auf die Rückkehr der Deutschen wieder auf. Die Truppe, die im Kampf gestanden hatte, bildete fortan eine unzerstörbare Einheit und wußte, was sie sich zutrauen durfte. Das Bewußtsein der deutschen Waffenüberlegenheit und die mythische Angst vor den deutschen Freikorps lähmte die polnische Angriffskraft und zersetzte die Stimmung in den polnischen Reihen. Korfanty hatte die Marneschlacht des Insurgentenaufstandes verloren.

Aber er wußte, daß Deutschland immer einen Feind zu viel hat, nämlich sich selber. Am 23. Mai, zwei Tage nach dem Annabergsieg, legte die preußische Regierung eine Sperrzone um Schlesiens Grenze, die den Freikorps alle Nachschublinien unterbrach und den Zustrom frischer Kräfte aus dem Reich unterband. Am gleichen Tage mußten das Freikorps Oberland, das Sturmbataillon Heinz und die Sturmkompagnie von Killinger erneut eingesetzt werden, um unter schweren Verlusten die beiden Flügel der Annabergfront bei Leschnitz und Groß-Stein vor polnischen Gegenangriffen zu bewahren. Wiederum erwies sich Hauptmann Römer als genialer Taktiker. Gerade als die Polen siegreich Leschnitz durchstoßen zu haben glaubten, warf er ihnen zwei Bataillone Oberland in die Flanke und entriß im Nahkampf den Polen Dollna und Olschowa. Vorübergehend gelang es den Polen, in Groß-Stein einzudringen. Die Sturmkompagnie Killinger, die in Oberschlesien die Brigade Ehrhardt vertrat, aber warf die Polen wieder heraus. 23 schwere Maschinengewehre wurden im Lauf dieser Kämpfe genommen. Diese Zahl macht die Waffenüberlegenheit der Polen anschaulich.

So angriffsfreudig die Truppe war, so sehr versagte die Oberleitung. Und während Korfanty unaufhaltsam seine Front verstärkte, während General Le Rond den Polen jegliche Hilfe angedeihen ließ, gewannen mit einem Male bei der deutschen Zentrale „diplomatische Bedenken" die Oberhand. Berlin beanstandete die Geschlossenheit und Einsatzkraft des Freikorps Oberland. Allen Ernstes überlegte man sich in der Zentrale, Oberland stillschwei-

gend nach Deutschland abzutransportieren. Da machte der kühne Angriffsentschluß der Freikorps dem jammervollen Spiel der Diplomaten ein Ende. Am 31. Mai scheiterten im Norden und Nordosten der deutschen Linien stärkste polnische Angriffe. Im Gegenstoß zerschmetterten die drei Oberlandbataillone und die Sturmabteilung Heinz die frisch eingesetzten polnischen Verbände und drangen bis zur Straße Kolinow—Groß-Strehlitz vor. Waren auch die Verluste um ein Vielfaches höher als bei der Erstürmung des Annabergs, so konnten doch als Ergebnis des Tages drei völlig aufgeriebene polnische Infanterieregimenter festgestellt werden. Sechs französische Offiziere, die an diesem Tag völkerrechtswidrig in den polnischen Reihen mitgekämpft hatten, erlitten mit Recht das Los der Franktireurs.

Sollte aber der ganze Feldzug gewonnen werden, so mußten zuerst einmal die Städte wieder in deutsche Hand fallen. Im Gegensatz zur Auffassung der Zentrale hatte Hauptmann Römer Kraftwagenkolonnen formiert, die dazu bestimmt waren, alle nur irgendwie einsatzfähigen Truppen durch die gegnerische Front hindurchzuwerfen, um von Gleiwitz aus die Städte zu entsetzen. Dem polnischen Volksaufstand konnte nur durch die deutsche Volkserhebung das Rückgrat gebrochen werden. Dies alles mußte überraschend erfolgen, ehe sich die Franzosen zwischen ihre polnischen Schützlinge und die Deutschen legten.

Hauptmann Römer konnte sich jedoch leider bei General Hoefer nicht durchsetzen. Auch General von Hülsen verweigerte dem Plan seine Zustimmung. Er gestattete lediglich ein Teilunternehmen, das den oberschlesischen Einsatz der Freikorps wenigstens mit einer heroischen Geste und einem schönen Sieg abschloß. General von Hülsen hat in seinem Buch „Kampf in Oberschlesien" den Angriffsplan selbst umrissen:

„Der Plan entbehrte nicht einer eleganten Kühnheit. Sein Ziel war die Einkesselung starker feindlicher Kräfte.

Um 2.30 Uhr früh sollte Oberland, verstärkt durch die Abteilungen Heinz und Bergerhoff, auf der Höhe vorstoßen, die feind-

lichen Stellungen durchbrechen und unter Zurücklassung ganz schwacher Sicherungen auf dem Annabergrücken gegen Slawentzitz weiter vorgehen. Nach Einnahme dieses Ortes sollte nach Süden und Osten abgeriegelt werden, im übrigen aber rücksichtslos im Klodnitztal bis zur Oder durchgestoßen werden. Dieser Weg führte die Umgehungskolonne in einer Entfernung von 7 Kilometer von der in der Ebene feststehenden polnischen Linie in deren Rücken und schloß sie bei Gelingen des Manövers vollkommen ein.

Um 4 Uhr früh, also 1½ Stunden später, sollte die Einheit Irmer auf Lenkau—Rokitsch und die Einheit Martin auf Rokitsch—Januschkowitz angreifen. Bei den sehr starken Deckungen der Polen war damit zu rechnen, daß hier nur langsam Gelände gewonnen werden konnte. Je mehr sich hier die Gegner verbissen, je stärkere Reserven die Polen einsetzten, um so vernichtender mußte ihre Niederlage werden."

Dieser Plan wurde am 4. Juni ausgeführt. Um punkt 4 Uhr morgens war bereits Slawentzitz in deutscher Hand. Die in der Ebene angreifenden Verbände aber stießen auf heftigste Gegenwehr und kamen nur langsam vorwärts. Kostbarste Zeit wurde in Slawentzitz versäumt. Anstatt sofort ins Klodnitztal bis zur Oder vorzustoßen, wartete man zuerst einmal weitere Befehle ab. Erst als sich die Franzosen zwischen die Städte und das zum Sprung auf die Städte in Slawentzitz bereitstehende Freikorps Oberland legten, wurde in drückender Mittagshitze der Gewaltmarsch mitten durch feindliches Gebiet, den Klodnitzkanal entlang, angetreten.

Trotz der Verspätung und des überflüssigen Aufenthaltes gelang die Umzingelung. Brücke auf Brücke im Klodnitztal wurde erstürmt. In unaufhaltsamem Gefecht wurde schließlich am Abend der Oderhafen erreicht. Die in der Ebene fechtenden Polen waren eingeschlossen. Über ihr Schicksal gibt am besten der Tagesbefehl des polnischen Oberkommandos vom 10. Juni Auskunft, der leidenschaftlich darüber Klage führte, daß in der letzten Woche rund

8000 Insurgenten die Waffen gestreckt hätten. Zur Ablieferung bei der Gruppe Süd aber waren nur knapp 600 gelangt!

Den Sieg vom 4. und 5. Juni, den das Bataillon von Heydebreck durch die verlustreiche Eroberung von Kandrizin krönte, bezahlten die deutschen Freikorps mit 300 Toten. Jetzt aber griffen die Franzosen ein, die die restlose Vernichtung ihrer polnischen Schützlinge befürchteten. Zwischen die überall abbröckelnden Polen und die siegesmutigen Freikorps wurden englische und französische Truppen geschoben, die eine Fortführung des deutschen Angriffs unmöglich machten. In den Forsten der Stadt Neisse fanden noch ein paar Nachhutgefechte statt. Dann erging der Befehl an die Truppe, sich aller Kampfhandlungen zu enthalten. Wieder einmal begann das Spiel der Diplomaten.

Und wieder einmal verdarb die Feder der Diplomaten, was die Waffe der Soldaten erkämpft hatte. Am 20. Oktober 1921 beschloß der Völkerbundsrat, den Polen die Kreise Pleß, Rybnik, Kattowitz, Königshütte, große Teile der Kreise Lublinitz und Tarnowitz und kleinere Teile der Kreise Ratibor, Beuthen und Hindenburg auszuliefern. Neun Zehntel des Kohlengebiets, sechs Siebentel der Zink- und Bleilager, insgesamt 2800 Quadratkilometer alten deutschen Landes wurden, der Abstimmung zum Hohn, durch einen Fehlspruch des Völkerbundes dem Reiche geraubt.

Still und heimlich, wie sie gekommen waren, rollten die Freikorps ins Reich zurück. Oberschlesien hatte bewiesen, daß der deutsche Soldat immer noch unüberwindlich im Angriff war, daß es aber auch eine Verschwendung besten deutschen Menschentums bedeutete, den Angriff nach außen zu richten, solange das liberal-marxistische System die Früchte des deutschen Opfermutes leichtfertig und vorsätzlich verderben ließ. So reifte in den Herzen der Freikorpssoldaten und Annabergstürmer die immer klarer werdende Erkenntnis heran, daß jedem deutschen großen Freiheitskampf der Sturz des westlichen parlamentarischen und liberal-marxistischen Systems vorausgehen mußte.

Freikorps im Westen 1918/20

Von Heinrich Mahnken
Adj. Westf. Freiw.Korps Lichtschlag

Mehrere hundert Kameraden der im Westen eingesetzten Freikorps ruhen im Revier, gefallen im Straßenkampf gegen Deutsche, gefallen oft in unerhört hohen Verlustsätzen, gefallen noch ohne Hoffnung und ohne das Bild eines zukünftigen Reiches. Worum ging dieser Kampf? War das Ziel diese Opfer wert?

Wir wußten es nicht, als wir im Dezember 1918 antraten, als wir uns mit wenigen hundert Männern den Weg in das im Spartakismus brodelnde Revier bahnten, als wir mit diesen Kameraden in den schweren ersten Wochen des Jahres 1919 völlig einsam im Westen standen. Aber deutsches Soldatentum ließ diese Männer freiwillig alles einsetzen für ihre Pflicht, aus dem trotzigen Willen des freien Mannes zum Widerstand; sie lagen mit ihren schwachen Verbänden wie einst einzeln im Trichterfeld nach dem Zusammenbruch einer Front und hielten die letzte Widerstandslinie, bis hinter ihnen neue starke Kräfte zum großen politischen Gegenstoß bereitgestellt werden konnten.

Jetzt, wo der Kampf gewonnen ist, ist der Sinn ihres Einsatzes erwiesen, ist auch Zeit für einen ersten zusammenfassenden Bericht ihrer Taten; nicht um Dankes oder Lohnes willen, jetzt so wenig wie damals, aber zum Gedächtnis der oft vergessenen ersten Vorkämpfer und zur Ehre der Gefallenen.

* * *

Als in der Revolution der Staat zersetzt, das Volk gelähmt, das Heer zerschlagen wurde, lebten Staat und Nation nur in

den Männern, die ohne Kompromiß aufrecht standen, als alles zerbrach. Ihr Kampf gegen das Chaos des Bolschewismus, gegen die Feigheit des Pazifismus, gegen den Verrat der Internationale, gegen das Versagen des Bürgertums war die Geburtsstunde der neuen Nation.

Der Westen stellte den Soldaten besondere Aufgaben. Schutzlos stand die Westgrenze nach der Besetzung des Rheinlandes unter einem Waffenstillstand, der ebensogut mit weiterem Kampf wie mit Friedensunterschrift enden konnte, unter der Drohung eines Einmarsches, der dann 1923 wirklich erfolgte; der gewaltige westdeutsche Industriebereich brannte lichterloh im Spartakismus, dem nur einzelne Beamte, wie Landrat Bürgers und Oberbürgermeister Jarres, und wenige Männer der Industrie sich zu widersetzen wagten, der stärkste Herd der Revolution, die von da aus ganz Deutschland lahmzulegen sich anschickte; das zuständige Generalkommando Münster hatte widerstandslos und schmählich kapituliert.

In dieser entscheidenden Stunde Dezember 1918 stellte Hauptmann Lichtschlag in Hagen sein Westfälisches Freiwilligenkorps auf und setzte sich Anfang Januar durch Straßenkampf in Hagen durch. Der neuernannte kommandierende General, Frhr. v. Watter, schlug durch Einsatz dieses Korps, der einzigen damals im Westen verfügbaren Truppe, Anfang Februar den Generalsoldatenrat des VII. Korps in Münster, die Zentrale der Meuterei, und seine roten Wehren nieder; Studenten und Unteroffiziere Münsters halfen. Da der offene Aufruhr im Revier keine Verzögerung mehr zuließ, wurde Lichtschlag zunächst allein gegen das Industriegebiet angesetzt. In verwegener Operation wurde die schwierige Lippelinie von rückwärts aufgerollt und bei Dorsten in schweren Kämpfen aller Waffen, vom Reiterangriff bis zum Einsatz schwerer Artillerie, der in großen Verbänden aus den westlichen Industriestädten eingesetzte Gegner niedergeworfen. Der Erfolg ermöglicht den Ansatz einer umfassenden Aktion im ganzen Revier, die das inzwischen aufgestellte Freikorps Schulz und Teile des Landesschützenkorps gemeinsam mit Lichtschlag und kleineren Verbänden

im März durchführen. Das Korps Schulz unterdrückt von seiner alten Garnison Mülheim aus mit der Energie eines zielbewußten Kommandeurs jeden Aufruhr in seinem Bereich. Der April bringt erneut Generalstreik im Revier unter Leitung der Neunerkommission in Essen und allgemeinen Aufruhr. Lichtschlag nimmt die Neunerkommission fest; er hält die Unruhen in Essen nieder, Schulz in Mülheim, ähnlich anderswo die Korps, die inzwischen zum Einsatz kommen (Gabke, Pfeffer, Stennes, Severin, Teichmann, André). „Nebenher" erfinden die Soldaten — beim ersten Einsatz Lichtschlags in Düsseldorf — die Technische Nothilfe gegen den Generalstreik, gleichzeitig mit der Berliner. Bis in den Mai dauern die Aktionen im ganzen Revier und in den Randgebieten, durch die überall die Rädelsführer und Agitatoren des Aufruhrs festgenommen, die Waffen eingezogen, Ordnung und staatliche Autorität wieder hergestellt werden. Im Sommer und Herbst 1919 sind nur noch Teilaktionen notwendig.

Inzwischen war die außenpolitische Entscheidung über das Friedensdiktat herangerückt: Verweigerung der Unterschrift? Einmarsch des Gegners? Rückmarsch der Korps? Widerstand? Der Standpunkt des Soldaten war klar: die Unterschrift war unmöglich, Widerstand notwendig. Alle Vorbereitungen für die Zurückziehung der Truppen etwa bis zur Weserlinie wurden getroffen, einige Verbände bereits in Marsch gesetzt. Unter den aktiveren Freikorps, die der Entschlußkraft der politischen Führung im Reich nicht trauten, wurden darüber hinaus Verbindungen über das ganze Reich hin geschaffen, um die Unterschrift durch Gewalt unmöglich zu machen. Aber der Fluch der Revolution und der Ungeist von Weimar zerbrachen die politische Widerstandsfront; die Soldaten, ohne politische Führung, mit einer versagenden militärischen Führung in Berlin, kamen nicht zum Einsatz. Das Schicksal der Nation unter Versailles nahm seinen Lauf. Es blieben den Korps nur der Ausbau der Vorkehrungen, um gewisse Forderungen von Versailles u. a. die Auslieferug zahlloser bester Männer, unmöglich zu machen, und die tiefinnerste Überzeugung

der Soldaten, daß dieses System, dem sie dienen mußten, Ehre und Existenz der Nation gefährde.

Herbst und Winter 1920 führten diese Entwicklung zwangsläufig fort. Die Truppe stand in dauernden Reibungen mit dem Weimarer Apparat: Kämpfe um die Vereidigung auf die Verfassung, um Grundsätze der Ehre wie die schwarz-weiß-roten Abzeichen der Freikorps Lichtschlag und Schulz, um die Züchtigungen von bekannten Landesverrätern, um die miserable Fürsorge aller Regierungsstellen für die Truppe. Am bedenklichsten wirkten die Versuche, die unvermeidliche Umformierung der Truppen auf das 200 000- und an schließend das 100 000-Mann-Heer gegen die Freikorps und ihren Geist zu mißbrauchen: Zerteilung der Verbände, Verdrängung der Führer und Stellenbesetzung weithin durch solche, die in der kritischen Zeit im Hintergrund geblieben waren; Geist und Qualität der Truppe mußten dadurch leiden, und zwar in dem Augenblick, wo man erkannte, daß in Deutschland der Bolschewismus nicht erledigt war, daß er vielmehr unter den schwachen Weimarer Regierungen sich zu einem neuen Schlag rüstete. Die Freikorps kämpften ja von vornherein weder für die Weimarer Republik noch „für Ebert und Noske", wie mancher dachte, so wenig wie für das versagende und politisch versinkende Bürgertum. Aber Vorbereitungen der aktivsten Freikorps im Reich, im Einvernehmen höchster Kommandostellen diese Entwicklung im Herbst 1919 durch eine „legale Diktatur" zu verhindern, scheiterten an zentraler Stelle. So trieb die Entwicklung zwangsläufig zur Krisis; der Kapp-Putsch löste vorzeitig die bolschewistische Aktion aus.

Beim Eingang der Nachricht über das Losschlagen von Kapp stand die Auffassung der Freikorps im Westen fest: Ziel und Grundrichtung der neuen Regierung waren unvergleichbar besser als die der alten; das Versagen der Vorbereitungen und die in Berlin verkannten Schwierigkeiten besonders im Westen waren ebenso offensichtlich und von maßgebenden Männern der Freikorps vorher oft betont worden; klar aber war der Entschluß der

Soldaten zum Einsatz auch in schwierigster oder hoffnungsloser Lage.

Die Entscheidung mußte bei dem kommandierenden General liegen. Frhr. v. Watter wurde durch zwei oberste Erwägungen bestimmt: er mußte außenpolitisch — verantwortlich für die gefährdetste Stelle der Westgrenze gegenüber einem Gegner, der unzweifelhaft ein Chaos für den Einmarsch benutzen würde — wie innenpolitisch vor allem seine gesamten Truppen geschlossen und intakt und seinen Bereich ohne offenen Kampf halten; nun stand der Bereich ganz überwiegend für die alte Regierung, große Teile im Revier für den Bolschewismus, die Truppe aber klar innerlich für die neue Regierung. Daher Watters Entschluß, unabhängig von der zentralen Auseinandersetzung, ohne vorläufige Entscheidung für eine der beiden Seiten, „Ruhe und Ordnung" im eigenen Dienstbereich durchzuhalten, was sein Auftrag von vornherein war.

Aber die Absicht scheiterte; der Angriffsentschluß der Linken, Schwäche und Verrat von Behörden führten zum Ausfechten des Konfliktes. Die gegen bolschewistische Gewaltakte und Unruhen im Revier eingesetzten Freikorps wurden angegriffen; durch Verrat marxistischer Dienststellen in unhaltbare Lagen gebracht, erlitt das Freikorps Lichtschlag in Wetter, Herdecke und Dortmund schwerste Verluste, ebenso Freikorps Lützow, Hacketau und die bergischen Zeitfreiwilligen in Remscheid; Schulz konnte sich mit den Düsseldorfer Verbänden unter hohen Verlusten nach Wesel durchschlagen, das er unerschütterlich hält.

Der Bolschewismus beherrschte das Revier; die Rote Armee, planmäßig in größter Stärke aufgestellt, rüstete sich zum Vormarsch über die Lippe auf Münster und zum Kampf um die Gewalt im Reich. Die alte Regierung war noch einmal gezwungen, zur Rettung des aufs äußerste bedrohten Staates an die Freikorps zu appellieren. Die Zange, die sich vom Rhein bei Wesel bis zum Sauerland und zum Kölner Brückenkopf

um das Industriegebiet legte, bestand fast ganz aus Freikorps; außer den westfälischen waren v. Epp mit seinen Bayern, württembergische und badische Verbände unter General Haas, die dritte Marinebrigade v. Loewenfeld, Faupel, Roßbach, Aulock u. a. aufgeboten, zwischen ihnen überall freiwillige Studentenverbände, wie die von Münster unter Naendrup und die der süddeutschen Hochschulen.

Noch einmal haben die Freikorps in großangelegter Operation den Bolschewismus niedergerungen. Zahlreiche Kameraden fielen dabei ohne Notwendigkeit, weil immer wieder rote Minister und Kommissare durch Verhandlungen mit den Aufrührern den Truppen in den Rücken fielen und unter Wortbruch „Frieden" und „Waffenstillstände" schlossen, die neues Blut kosteten.

Der Abschluß der Tragödie, der Dank des Weimarer Staates, war die Zerschlagung der Freikorps. An die Stelle der planmäßigen Überführung ihrer besten Teile in die künftige Armee trat die Zerschlagung der Verbände und die Ausschaltung aller irgendwie „Verdächtigen". Was in Berlin politische Taktik scheinen mochte, wurde unten in der Durchführung zur bitteren Verletzung besten Soldatengeistes, oft zu negativer Auslese. Die Vorgänge bei der Auflösung in der Senne, im Munsterlager, in Oldenburg, Holzminden usw., Haftbefehl Hörsings gegen alle erreichbaren Angehörigen der Korps Ehrhardt und Lichtschlag, Scheitern der Versuche, den Freiwilligen Siedlung zu schaffen und alles andere — eine unendlich bittere Tragödie.

Auch dieses Opfer der Freikorps ist gegen den Willen der Machthaber zum Segen der Nation ausgeschlagen. Die ältesten und besten Kämpfer um nationale Freiheit wurden so nicht in den Weimarer Apparat gebunden; sie mußten und konnten, überall verstreut, aber im gleichen Kampfgeist verbunden, ihren alten Kampf fortführen. Es erwuchs die lange Kette der Organisationen, in deren Stammbaum stets die gleichen Männer der ersten Jahre wieder auftreten, von der Organisation Escherich, den Selbst-

schutz- und Heimatschutzverbänden bis zum Stahlhelm, von der O. C. und Roßbach bis zur SA. Und in diesem Kampf konnte endlich die politische Führung unabhängig erstehen und die große Bewegung schaffen.

* *
*

Freikorps — das ist ihre Natur — wollen nicht ewig bestehen. Sie wollen aus dem Entschluß des freien Mannes in einer aus den Fugen gehenden Zeit eine bestimmte Aufgabe als Soldaten erfüllen. Haben wir im Westen sie erfüllt? Ist es das Blut unserer besten Kameraden wert gewesen?

Der Bolschewismus ist in seinem größten Herd in den gefährlichsten Aufständen niedergeschlagen, das absolute Chaos verhindert worden. Die Grundlagen des Soldatentums für ein neues Heer wurden gerettet. Der kämpferische Geist blieb lebendig, um die Verteidigung der Westgrenze im Ruhrkampf und im Niederschlagen des Separatismus zu übernehmen. Das Ringen um die neue Nation war begonnen, in dem wir jetzt einig mit allen Kameraden jeder Formation stehen.

Ewiges deutsches Soldatentum schuf die Voraussetzungen des Kampfes um die Freiheit. Diesen Kampf selbst konnte es noch nicht führen und nicht gewinnen. Aber es bahnte den Weg für den Frontsoldaten, der jetzt die gesamte Nation politisch führt und in diesem Kampf einigt.

Rote Armee an Rhein und Ruhr

Von Eduard Rodermund

„Es ist eine wunderliche und wirklich mystische Zeit, in der wir leben. Was sich den Sinnen zeigt, ist kraftlos, unfähig, ja heillos verdorben, aber es fahren Blitze durch die Gemüter, es geschehen Vorbedeutungen, es wandeln Gedanken durch die Zeit und zeigen sich wie Gespenster in mystischen Augenblicken dem tieferen Sinn, die auf eine plötzliche Umwandlung, auf eine Revolution aller Dinge deuten, wo alles Frühere so verschwunden sein wird wie eine im Erdbeben untergegangene Erde, während die Vulkane unter entsetzlichem Ruin eine neue, frische emporheben. Und der Mittelpunkt dieser Umgestaltung wird doch Deutschland sein mit seinem großen Bewußtsein, seinem noch fähigen und gerade jetzt keimenden Herzen, seiner sonderbaren Jugend (ich meine die physische, unser junges Volk)."

Alexander v. d. Marwitz.

Sylvesterglocken schwingen über die deutschen Lande. Sie läuten das Jahr 1920 ein. Jagende Wolken am finsteren Nachthimmel. Ragende Schlote. Kein Rauch steigt aus ihnen. Fördertürme. Ihre Räder stehen still. Gespensterhaft wirken sie in ihrer Untätigkeit. Das vertraute Bild der Arbeit mit seiner zum Himmel ansteigenden Glut, dem Sirenengeheul der Fabriken, dem Surren der Räder, dem Pfeifen der Lokomotiven, dem Gestoße und Geschiebe rangierender Eisenbahnwagen fehlt. Streik! Mal wieder, wie so oft im nun abgelaufenen Jahr.

Wo soll das alles hinaus? Wie soll das alles enden?

Hemmungslos, ungezügelt tobt Masse Mensch sich aus. Das Untermenschentum, die Vernichtung herrscht an der Stätte, die fleißiges, nimmermüdes, stets wagendes Unternehmertum schuf. Bienenfleiß ist dem Drohnentum gewichen, Unordnung an Stelle von Ordnung getreten, Zucht und Sitte hat Zuchtlosigkeit, Unsittlichkeit und Schamlosigkeit Platz gemacht, wo einst Sparsamkeit, ist heute Maßlosigkeit und Verschwendungssucht, Lüge statt Wahrheit und Aufrichtigkeit, Betrug und Profitgier, wo einst Treu und Glauben herrschte.

Religion, verlachter, veralteter Begriff. Gottlosigkeit ist Trumpf. Mord und Totschlag herrscht.

Ich sitze und sinne und grüble nach über den Sinn dieses Geschehens. Wie kommt es, daß sinnlose Hetzreden übelbeleumdeter Demogogen bei den Menschen mehr Gehör finden, als von heißer Vaterlandsliebe und tiefem Verantwortungsbewußtsein getragene, wohl abgewogene Worte von Männern, die etwas geleistet, die sich im Dienste für ihr Vaterland aufgeopfert haben? Weshalb wollten denn die Menschen gar nicht einsehen, daß nur Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit uns wieder aus dem Sumpf führen kann, daß es dem Einzelnen nur gut gehen kann, wenn es der Allgemeinheit, dem Vaterland, gut geht? Weshalb gab man Wehr und Waffe preis? War man sich nicht bewußt, daß nur im Schutz einer starken Wehr die Arbeit gedeihen kann?

„Nie wieder Krieg!" schrie man, und doch tobte seit nunmehr zwölf Monaten ein Bruderkrieg ohnegleichen im Lande.

„Arbeit und Brot" wollte man und zerstörte doch die Stätten der Arbeit.

Nach Reichtum ging das Verlangen, und zwölf Monate nun schon verschleuderte man Hab und Gut der Nation.

Wie soll das enden? Wie findet man den Weg zum Volk? Wie überbrückt man die tiefe Kluft der Gegensätze?

Ich sitze und grüble und finde keine Antwort auf meine Fragen. Schwarz und undurchsichtig wie diese Nacht ist auch die Zukunft, die eigene und die des Vaterlandes.

Die Gedanken schweifen zurück in die Vorkriegszeit. Ein starkes und mächtiges Reich mit einer blühenden Industrie, einem wohlhabenden Mittelstand und einer zufriedenen Arbeiterschaft, beschirmt von einem wohlgerüsteten, in der ganzen Welt bewunderten und gefürchteten Volksheer und einer starken Kriegsflotte.

Und jetzt dieser Gegensatz, wie konnte das kommen? Wo lag der Fehler?

Der Morgen graut. Müde und zerschlagen lege ich mich zu Bett. Der Streik ist beendet. Morgen heißt's frisch sein, denn schwere, ungewohnte Arbeit wartet meiner. Habe ich mich doch als Praktikant auf der Grube angemeldet. Vielleicht bekomme ich in enger Zusammenarbeit mit dem einfachen Arbeiter Antwort auf die vielen Fragen. Vielleicht wissen wir viel zu wenig vom Arbeiter und daher die tiefe Kluft, die vielen Mißverständnisse.

Märzmorgen 1920. Der Wecker rasselt. Seit Wochen nun schon jagt er mich um vier Uhr in der Frühe hoch. Um sechs Uhr bereits muß ich die Markenkontrolle der Grube passiert haben, um dann meine Fahrt in die Tiefe der Erde anzutreten. Das Ungewohnte ist zur Gewohnheit geworden. Ich spüre keine Müdigkeit mehr. Der Körper hat sich an die anfänglich unerträgliche Hitze dort unten in 800 Meter Tiefe gewöhnt. Auch dem rauhen Ton habe ich mich angepaßt. Gesegnet sei die militärische Erziehung! Die gemeinsame Verbundenheit draußen im Graben hat auch hier unten bald die Brücke geschlagen, wenigstens zu den alten, gedienten Leuten. Bei den Jungen ist es schon schwieriger. Die Verhetzung im letzten Jahr ist sehr tief gewurzelt bei ihnen. Aber mählich merken sie doch, daß der „Bourgeois", der „Leutnant" sich nicht drücken will, daß er nach seinen Kräften mit zufaßt.

Welcher Kontrast überhaupt zwischen den alten, gedienten und den jungen, ungedienten Arbeitern. Hier Abgeklärtheit, Ruhe und altgewohnte Disziplin, dort Unbeherrschtheit, Unrast, Disziplinlosigkeit. Unterordnung unter das Gesetz und den Führer ist diesen Selbstverständlichkeit, Voraussetzung für das Erreichen eines gesetzten Zieles. Auch sie wollen andere Verhältnisse, ersehnen

eine bessere Zeit, sind sich aber klar darüber, daß alles seine Zeit braucht, organisch werden muß. Jenen aber ist aller Zwang verhaßt. Freiheit ist für sie gleichbedeutend mit Willkür, Gesetzlosigkeit. Leben bedeutet ihnen Drohnendasein, Nichtstun. Herrschen wollen sie, nicht dienen.

Auch heute wieder beim Bergamt — dem täglichen Palaver vor Beginn der eigentlichen Arbeit — unten im Querschlag platzen die Meinungen hart aufeinander. Das Herannahen des Steigers macht der Sitzung ein Ende. Man geht auseinander und „vor Ort".

Oben im Aufhauen fasse ich mir ein Herz und frage meinen Kumpel: „Sag mal, was wollt ihr denn eigentlich? Warum ist euch alles verhaßt, was einen Kragen trägt? Wie stellt ihr euch die neue Zeit vor?"

„Der ‚Bourgeois', die ‚Offiziere', die ‚Kapitalisten' sind an allem Elend schuld. Der Krieg ist nur für die Reichen da. Wir mußten vorn im Graben Kohldampf schieben und konnten bestenfalls den Heldentod sterben. Die Offiziere saßen hinten und fraßen sich dick und rund. Alle Macht dem Arbeiter, dann wird es anders. Der Kapitalist kann jetzt mal arbeiten. Er soll von seinem Reichtum abgeben."

Ich: „Ja, aber wie kommt es denn, daß fast 90 Prozent aller aktiven Offiziere gefallen sind? War dein Kompagnieführer nicht immer bei dir vorn? Ertrug er nicht die gleichen Leiden wie du? Schob er nicht auch Kohldampf?

Er: „Aber es steht doch in der Zeitung, daß sie herumgehurt haben."

Ich: „Hast du nicht auch nach wochenlangem Ausharren vorn im Dreck und Schlamm, in Feuer und Tod, das Verlangen nach Vergessen, nach einem weiblichen Wesen gehabt? — Wie stellst du dir denn die Verteilung des Reichtums vor? Glaubst du etwa; daß durch die Sozialisierung des Bergbaus irgend etwas geändert wird? Ist dir nicht klar, daß es sich hierbei höchstens um einen Wechsel des Arbeitgebers handelt, daß aber die nun-

mehrige Behördenorganisation, die Anstellungs-, Avancements-, Gehaltsverhältnisse, das Etats- und Rechnungswesen, kurz die gesamte Einordnung in den normalen Staatsbetrieb mit seiner bürokratischen Auffassung schwere Hindernisse für eine wirtschaftliche Ausnutzung des Bergwerks bedeuten? Es wird stets Arbeitgeber und Arbeitnehmer geben. Ob nun der Staat oder irgendein „Kapitalist" der Arbeitgeber ist, bleibt sich gleich. Auf jeden Fall ist die größere Verantwortungsfreudigkeit und der Wagemut bei dem Kapitalisten, da er doch sein eigenes Vermögen riskiert. Er trägt etwaige Verluste allein. Der Staat arbeitet aber nur mit eurem, dem Volksvermögen, und etwaige Verluste treffen daher auch euch. Ihr redet immer von der „Internationale". Hat die Sozialdemokratie in Frankreich oder in England auch nur einen Finger gerührt, als man uns mit dem Versailler Vertrag beglückte. Ist in irgend einem Staate der Welt wohl besser für den Arbeiter gesorgt als in Deutschland durch die soziale Arbeitsgesetzgebung eines Bismarck und Wilhelm I.?"

Keine klare Antwort auf meine Fragen. Ausweichen, ohne auf den Kern der Dinge einzugehen. Unklar und verworren die Ansicht. Ewig die gleichen Phrasen.

Resigniert verstumme ich, grüble und sinne nach.

Wie bringt man es ihnen bei? Wie macht man sich den Leuten verständlich? Immer wieder quälen mich die gleichen Fragen.

Da, horch! Erregte Stimmen am Eingang zum Querschlag. Einzelne Worte dringen an mein Ohr: Schwarz-weiß-rote Fahnen in Berlin! Kapp! Noskehunde! ... Regierung geflohen! ...

Ich springe auf. Da kommt auch schon der Steiger. „Wir müssen sofort ausfahren, der Betriebsrat verlangt es. In Berlin soll eine Gegenrevolution ausgebrochen sein."

Ich muß mich zusammenreißen, um nicht laut aufzujauchzen vor Freude. Endlich! Also doch. Es gab noch Männer, die den Mut fanden, der Sauwirtschaft ein Ende zu machen.

Wenn ich doch schon Genaueres wüßte. Nur schnell ans Tageslicht. Oben auf der Hängebank gewaltige Erregung. Mißtrauisch

mustert man mich. „Auch einer von den verdammten Noske-hunden." „Etwa gar Spitzel?" „Nieder mit den Bluthunden." „Hoch Liebknecht und Luxemburg!"

Ich eile heimwärts. Auf den Straßen gärende Unruhe. An allen Ecken erregte Menschenansammlungen.

Der Frageteufel plagt mich wieder.

War es nicht noch etwas früh mit der Gegenrevolution? Das kam ja so sehr überraschend. Wie konnte die Regierung überhaupt entfliehen? War dadurch nicht der Erfolg von Anbeginn an in Frage gestellt?

Daheim litt es mich nicht lange. Ich mußte näheres wissen. Mußte vor allem wissen, wohin ich mich zu begeben hatte, um mitzuwirken im Kampf gegen die „Minderwertigkeit".

Die Stadt ein aufgeregter Ameisenhaufen. Wilde Gerüchte schwirren durch die Luft. In Dortmund, Hagen und Barmen wilde Schießereien. Sämtliche Bahnhöfe sind von den Roten besetzt. Nähere Nachrichten fehlen. Niemand weiß genaueres. Was soll man glauben? Ich muß hinaus zur Truppe, koste es, was es wolle. An allen Ecken wild gestikulierende Haufen. Meist fremde Gesichter. Höhnisches Grinsen auf ihren Zügen. Oder scheint mir das nur so? Da kommt Freund R. Von ihm erfahre ich, daß die Besetzung sämtlicher Bahnhöfe Tatsache ist. Also keine Möglichkeit mehr, fortzukommen.

Was ist denn da los? Eine schreiende und tobende Menschenmenge kommt die Oststraße heraufgestürzt.

Tacktacktacktacktack... Maschinengewehrfeuer! Die Polizei macht Ernst. Mit aufgepflanztem Bajonett treibt sie die immer stärker werdenden Ansammlungen auseinander. Aber kaum geht die recht dünne Sperrkette zum Rathaus zurück, gleich zieht die johlende und tobende Meute wieder hinterher. Den ganzen Tag über bis in die späte Nacht hinein wiederholt sich dieses widerliche Spiel. Bewundernswert ist die Ruhe der Polizei.

Am nächsten Tag das gleiche Spiel. Nur noch unruhiger und nervöser die stetig wachsende Masse, noch ruhiger die kleine Schar

der Polizisten. Gegen Mittag hat die Wut des Mobs ihren Höhepunkt erreicht. Verwegene Gestalten schwingen blutrote Plakate, die sie an allen Litfaßsäulen, an jeder Hauswand ankleben.

„Arbeiter und Parteigenossen!

Der Militärputsch ist da! Die Baltikum-Landsknechte, die sich vor der befohlenen Auflösung fürchten, haben den Versuch unternommen, die Republik zu beseitigen und eine diktatorische Regierung zu bilden. Mit Lüttwitz und Kapp an der Spitze! Arbeiter, Genossen! Wir haben die Revolution nicht gemacht, um uns heute wieder einem blutigen Landsknechtregiment zu unterwerfen. Wir paktieren nicht mit den Baltikumverbrechern! Arbeiter, Genossen! Die Arbeit eines Jahres soll in Trümmer geschlagen, Eure schwer erkaufte Freiheit vernichtet werden. Es geht um alles! Darum sind die schärfsten Abwehrmittel geboten! Kein Betrieb darf laufen, solange die Militärdiktatur der Ludendorffs herrscht! Deshalb legt die Arbeit nieder! Streikt! Schneidet dieser reaktionären Clique die Luft ab. Kämpft mit jedem Mittel um die Erhaltung der Republik! Laßt allen Zwist beiseite! Es gibt nur ein Mittel gegen die Diktatur Wilhelms II.: Lahmlegung jedes Wirtschaftslebens! Kein Stand darf sich mehr rühren! Kein Proletarier darf der Militärdiktatur helfen! — Generalstreik auf der ganzen Linie! — Proletarier, vereinigt Euch! — Nieder mit der Gegenrevolution!

Die sozialdemokratischen Mitglieder der Regierung:
Ebert. Bauer. Noske. Schlicke. Schmidt. David. Müller.
Der Parteivorstand der Sozialdemokratischen Partei:
Otto Wels."

Ich traue meinen Augen nicht. Waren denn die Ebert und Genossen wahnsinnig geworden? War ihnen denn nicht klar, daß sie mit diesem Aufruf Wegbereiter des Bolschewismus wurden, daß sie sich selbst dem Mob ans Messer lieferten?

Die Wirkung blieb auch nicht aus. Wie auf Kommando brüllten die Werksirenen und holten den letzten Mann von der Arbeit. Selbst die lebenswichtigen Betriebe standen still.

Mit jeder Sekunde wuchs die vertierte Masse und schob sich vor, unaufhaltsam gegen die dünne Kette der am Rathaus postierten Polizei. Eisern stand diese, vor ihnen ihr Hauptmann. Dreimal forderte er die Menge auf, zurückzugehen, dann erscholl auch schon messerscharf das allbekannte Kommando aus seinem Munde: „Seitengewehr pflanzt auf!" Wie der Wind zerstob die Masse. Hinterher die Polizei.

Tacktacktacktack ... Die ersten Toten wälzen sich in ihrem Blut. Hin und her geht es, wie am Tage vorher. Immer mehr staut sich die Masse auf den Straßen.

Der Abend senkt seine Schatten über die Stadt.

Da, horch! Was ist das? ... Es braust und brodelt wie ein heranahender Orkan. Töne eines fanatischen Gesanges. Erst abgerissen, dann immer deutlicher „Die In—ter—na—tio—na—le erkämpft das Menschenrecht ..."

Totenstille in der Masse vor uns. Aber nur eine Sekunde; dann bricht sie vor, die rasend gewordene Menschenmenge. Wie ein Fanal wirkt der Gesang.

Arme Polizei! Doch — Gott sei Dank — im letzten Moment ist sie auf bereitstehende Lastwagen gesprungen und rollt ab in Richtung Gelsenkirchen.

Nur einer — ich glaube, ich sehe nicht recht — gegenüber der Hauseinfahrt, wohin ich mich gequetscht habe, um nicht von diesem nun wild vorwärtsdrückenden Strudel erfaßt zu werden, steht einsam und verlassen, aber aufrecht und gelassen, die ragende Gestalt des Hauptmanns, auf den sich nun die ganze Wut des vertierten Haufens richtet.

„Schlagt das Aas tot! Der muß dranglauben!" Anspucken ihn die zu Megären gewordenen Weiber. Schon will man ihn lynchen. Da, im letzten Moment rast ein Auto heran mit flatternder roter Fahne vorn am Kühler, rücksichtslos in die Menge hinein. Heraus springt eine wüst aussehende Gestalt. Funktionär. „Halt, den muß ich lebend dem Vollzugsrat in Dortmund vorführen!"

Nur mit großer Mühe und unter Gewaltanwendung gelingt es, die blutrünstige Horde vom Äußersten abzuhalten. Ohnmächtig schier vor Wut muß ich all dem zuschauen.

Jetzt weicht die Meute plötzlich zurück auf die Bürgersteige. Der Gesang schwillt an zum Orkan. Marschtritte dröhnen. Pferdegetrappel, Rädergerassel. Zug um Zug, Schwadron um Schwadron, Abteilung auf Abteilung, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Maschinengewehrabteilungen, Minenwerfer, Bagage; feldmarschmäßig ausgerüstet, so zieht sie vorbei, die „Rote Armee".

Wüste Gestalten, denen man es ansieht, daß sie sich noch nicht lange der Freiheit erfreuen, das Gewehr mit nach unten gerichtetem Lauf über der Schulter, Handgranaten am Koppel. Weiber marschieren in ihrer Mitte, mit rotem Kopftuch und roter Armbinde mit weißem Kreuz, Weiber, die bestimmt nicht mitgekommen sind, um die Arbeit des barmherzigen Samariters zu verrichten.

Der Abschaum der Menschheit zieht vorbei, um „dem Volk die Freiheit zu erkämpfen".

Ich drücke mich seitwärts in die Büsche und gehe heimwärts, von banger Sorge und immer den gleichen verzweifelten Fragen gepeinigt. Ist das der deutsche Arbeiter? Sah so das deutsche Volk aus? Sollte so das Ende sein? — Nein, und abermals nein, so konnte es nicht sein.

In Hagen, Wetter und Dortmund begann die Tätigkeit der roten Armee. Der USPD.-Mann Lehrer Joseph Ernst nutzte die durch den Aufruf der geflohenen Regierung geschaffene Situation. „Jeder Generalstreik auf lange Frist ist verloren, ist irre Taktik. Ich fordere den bewaffneten Krieg gegen die Noskebande!" — Mit diesen Worten erschien er unter den SPD.-Funktionären und riß sie heraus aus ihrer Unentschlossenheit. Den soeben aus dem Gefängnis befreiten Meinberg in Dortmund zog er auf seine Seite, raste zurück nach Hagen, bewaffnete die Arbeiter mit den Waffen der Einwohnerwehr, beschlagnahmte jedes Auto von der Straße weg, requirierte den gesamten Straßenbahnwagenpark und führte auf diese Weise Tausende gegen Wetter, wo die Batterie

Hasenclever gerade angekommen war. In einem kurzen, aber desto blutigeren Gemetzel blieben 117 Artilleristen mit ihrem Kommandeur und 3 weiteren Offizieren auf der Strecke. 30—40 Mann dieser braven Männer wurden buchstäblich zu Tode getrampelt von der rasenden Menge, nachdem man sie wie eine Hammelherde in einer Ecke des Bahnhofsgebäudes zusammengetrieben hatte.

Die Pionierkompagnie Schorn in Annen, eine Abteilung des Freikorps Lichtschlag unter dem Kommando des Hauptmanns Lange in Herdecke und ein Bataillon Reichswehr in Kamen teilten ihr Schicksal. Am gleichen Tage wurde eine Reichswehrabteilung in Stärke von einem General und 1500 Mann, die gegen Barmen und Elberfeld vorrückte, von der zahlenmäßig bei weitem überlegenen Masse bei Kohlfurt auf besetztes Gebiet abgedrängt und nach Abnahme der Waffen von den Engländern interniert.

Hauptmann Lichtschlag, der mit dem Rest seines Korps Dortmund erreicht hatte und nun auf Schwerte vorrückte, geriet zwischen Aplerbeck und Berghofen in den Hinterhalt der auf Dortmund vorrückenden Arbeitermassen. Nur mühselig und unter Zurücklassung großer Mengen Kriegsmaterial gelang ihm der Rückzug auf Dortmund. Die dortige Polizei und die meist aus SPD-Arbeitern bestehende Einwohnerwehr faßte er unter seinem Kommando zusammen. Aber umsonst aller Heroismus. Unaufhaltsam wuchs die Lawine der roten Flut, wie eine Dampfwalze alles zermalmend, was sich ihr in den Weg stellte. Von allen Seiten drangen die Stoßtrupps der roten Horden ein in die Stadt. Wildes Getöse erfüllte die Straßen. Es war ein Kampf aller gegen alle. Arbeiter gegen Arbeiter, Soldaten gegen zu Bestien gewordene Weiber. Freund und Feind waren nicht mehr auseinanderzuhalten. Um 3 Uhr in der Frühe sah Lichtschlag das Nutzlose weiteren Widerstandes ein, nachdem er inzwischen auch von dem traurigen Ende seiner überall im Ruhrgebiet verstreuten Abteilungen erfahren hatte. Vom Balkon des Rathauses verkündete Meinberg seinen Henkersknechten die Auflösung der Polizei, Sicherheits- und Einwohnerwehr. An ihre Stelle trat eine

revolutionäre Sicherheitswehr. Die Verwaltungsgeschäfte der Stadt übernahm ein Vollzugsrat. Verstärkt um 32 Minenwerfer, 2 Panzerautos, 1 Panzerzug und 4 Wagen mit Schnellfeuergeschützen rückte die rote Armee weiter, überrannte Bochum, Wattenscheid und Gelsenkirchen und stand schon vor den Toren der Kanonenstadt Essen.

Der Befehl des Reichswehrkommandos Münster: „Essen ist auf jeden Fall zu halten", war unnötig. Mit dem Mut der Verzweifelten erwehrten sich die wenigen Truppen und die zahlenmäßig lächerlich geringe Polizei der roten Horden. Bis zum letzten Mann verteidigten die heldenmütigen Kämpfer jede einzelne Stellung. Herrliche Beispiele aufopfernder Pflichterfüllung auf Seiten der Soldaten, aber auch bis zum Sadismus gesteigerte Vertiertheit und Grausamkeit des Untermenschentums offenbarten diese Tage.

In Katernberg, im Hause eines Arztes, hielten einige wenige Polizisten einen Tag und eine Nacht hindurch zehntausendfacher Übermacht stand. Erst nachdem sie sich vollkommen verschossen hatten und jeder Rückzug abgeschnitten war, ergaben sie sich waffenlos. Unter entsetzlichen Martern hauchten sie ihr Leben aus. Die im Hause befindliche Frau des Arztes stellte man an die Wand, bespuckte sie und weidete sich an der seelischen Qual, die sie erleiden mußte, angesichts der ständigen Drohung, sie zu erschießen. Grausam war auch das Ende der kleinen Verteidigerschar im Essener Schlachthof. Zu einem formlosen blutigen Brei wurde sie von der bestialisch hausenden Meute zertreten. Die Wohnungen der dortigen Beamten wurden als wüste Trümmerhaufen zurückgelassen. Was nur einigermaßen Wert besaß, verfiel der Beutegier dieser Unmenschen. Das Essener Rathaus erlag bald dem konzentrierten Feuer aus Minenwerfern und Geschützen. Gepeitscht, gesteinigt und mit Kolbenhieben traktiert, sank die Besatzung in den Staub. Über sie hinweg brauste die tobende und geifernde Hölle zum Wasserturm an der Steeler Straße, verstärkt durch 1000 inzwischen aus dem Gefängnis befreiter Verbrecher übelster Art. Stundenlang hielt dieses letzte Bollwerk mit seiner

etwa 40 Mann starken Besatzung dem rasenden Ansturm des im Blutrausch tobenden Mobs stand. Erst als sie merkte, daß der Kampflärm in der Stadt verstummte und ihnen weiterer Widerstand als zwecklos erschien, hißte sie die weiße Flagge. Doch es gab keinen Pardon.

Die Szenen, die sich hier am Wasserturm abspielten, spotteten jeder Beschreibung. Eine Meute vollkommen ausgehungerter Bestien hätte nicht schlimmer hausen können. Essen war in Händen der roten Armee, Beutegier, Habgier, Raublust und Vergnügungssucht verlangten ihr Recht nach nun beendeter Blutarbeit. Hab und Gut arbeitsgewohnten Bürgertums fiel dem unersättlichen Moloch „Masse Mensch" zum Opfer.

Um der Gefahr des Abgeschnittenwerdens und damit einem ähnlichen Schicksal wie dem ihrer Kameraden in Hagen, Dortmund und Essen zu entgehen, verließen auf Befehl von Münster die noch in Düsseldorf und Mühlheim stehenden Truppenteile, Reichswehrregiment 61 und Detachement Schulz, unter Hinterlassung großer Vorräte an Waffen, Munition und sonstigem Material ihre Standorte, um nach Vereinigung in Duisburg die Feste Wesel zu erreichen. Eine Hölle war der drei Tage dauernde Marsch von Duisburg über Hamborn nach Wesel.

Das Kriegstagebuch des Regiments 61 führt hierüber die folgenden Aufzeichnungen:

„Als schon die Nachhut bis Ackerfähre gelangt war, erhielt ihr Führer die Meldung, daß sämtliche Lastkraftwagen, die infolge Defekts des Führerwagens einige Kilometer zurückgeblieben waren, in Duisburg von bewaffneten Arbeitern mit Infanterie- und Maschinengewehrfeuer überfallen seien. Die Truppen der Nachhut kehrten sofort zurück, um ihren bedrängten Kameraden zu helfen, kaum aber waren sie in der Höhe des Kaiserberges, als sie starkes Infanterie- und MG.-Feuer aus der linken Flanke erhielten. Es waren die von Mühlheim auf Lastkraftwagen heranrückenden Verstärkungen von etwa 300 Mann, die sich in den Raub der Reichswehrlastkraftwagen teilen wollten. Nachdem es gelungen

war, die bedrängten Kameraden zum Teil zu befreien und nachdem man unter ständigem Schützenfeuer aus Häusern, Hecken und Sträuchern den Anschluß an die Haupttruppe wieder erreicht hatte, stellte der nun folgende Marsch von Meiderich über Laar—Beeck nach Alsum—Aldenrade wohl mit das Beispielloseste dar, was selbst alte kriegsgewohnte Offiziere und Unteroffiziere mitgemacht haben. Auf die Truppe wurde andauernd aus Häusern und Kellerluken, von Dächern und Fabriken, von Halden und Bahndämmen, ja selbst aus Kessel- und Maschinenhäusern geschossen, so daß sie in viele kleine Teile zerriß, die nur unter ständigen Kämpfen vorwärts kamen und häufig Fahrzeuge und Pferde ungedeckt stehen lassen mußten. Die Verluste auf diesem Marsch waren groß."

Um die alte Feste Wesel brandete die rote Flut. Bestückt mit nur 8 Geschützen — der Versailler Vertrag erlaubte nicht mehr — ohne jede Munition, abgeschnitten von jeder Verbindung mit Münster, drohte auch sie dem Ansturm zu erliegen. Nur dem zähen Ausharren der tapferen Besatzung war es zu verdanken, daß hier der Vormarsch zum Stehen kam. Der nun beginnende Stellungskampf wurde der roten Armee zum Verhängnis.

Die Kampfleitung der roten Streitkräfte lag in Händen der „Militärischen Oberbefehlsstelle der roten Armee". Die Front selbst war in die Abschnitte Ost und West und diese wieder waren in die Unterabschnitte 1 und 2 eingeteilt. Auf 120 000 Mann war diese Armee inzwischen angewachsen. 35 Mark an täglichem Sold, bei freier Verpflegung, Bekleidung und Unterkunft erhielt jeder rote Soldat, 30 Mark jede „Krankenschwester". Die Gelder dazu wurden in den Kassen und Banken der Städte „requiriert".

Trotz dieser hohen Besoldung war dieser „stolzen" Armee kein langes Dasein beschieden.

Der Grabenkrieg stellt an den einzelnen Mann höchste Anforderungen. Straffe Manneszucht, eiserne Disziplin, ein Höchstmaß im Ertragen von Entbehrungen sind Grunderfordernisse für diese im Weltkrieg vielgeübte Art des Krieges.

Diese Tugenden waren bei jener zum größten Teil aus gewerbsmäßigen Zuhältern, Strolchen, Spitzbuben, Mördern, Räubern und Nichtstuern bestehenden Armee nicht zu finden. Ihnen hatten ja ihre Führer schon im Kriege beigebracht, daß es sich in der Etappe besser lebt, daß der Heldentod nur für die Dummen da ist. Fürwahr, diese Lehren hatten sie gründlich in sich aufgenommen, und sie waren auch jetzt wieder bereit, sie zu beherzigen. Drei Tage ungefähr hielten sie aus im Graben, dann aber zog es sie unwiderstehlich nach hinten. Einzeln erst, dann truppweise, und zuletzt gar kompagnieweise „hauten sie ab". Man mußte doch diese Zeit der unumschränkten Herrschaft gebührend ausnutzen. Plündernd, mordend, sengend zogen sie in der Etappe umher. Nichts war vor ihnen sicher. Läden und Privatwohnungen verfielen gleichmäßig ihrer Zerstörungswut. So mancher unbeliebte Vorgesetzte bekam jetzt ihre Rache zu fühlen. Grausig das Ende, das der Bergwerksdirektor Sebold u. a. fanden. In einem Schweinestall sperrte man ihn zunächst ein, holte ihn dann später wieder heraus, schlug ihn blutig, drehte ihm ein Seitengewehr in den Rücken hinein und machte ihm zuletzt mittels einer um den Hals gehängten Handgranate den Garaus.

Indes tagte in Bielefeld Herr Severing mit einer Kommission. So hatten sich diese Herren die Sache ja doch nicht gedacht. Aber wie sollte man die Geister bannen, die man selbst gerufen. Wie brachte man es möglichst schonend seinen eigenen Genossen bei, daß man dieselben „Baltikumsknechte", gegen die man kurz vorher zum Generalstreik aufgerufen hatte, jetzt gebrauchte zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Ruhrgebiet? Und ... geriet man nicht aus der Scylla in die Charybdis, wenn man jetzt diese „Baltikumsknechte" um Hilfe anging?

Eine verteufelte Zwickmühle! Aber man hatte doch schon so häufig mit „Erfolg" zum Kompromiß gegriffen.

Das Bielefelder Abkommen entstand. Völlige Amnestie aller Beteiligten, Waffenabgabe der Arbeiter, Bildung von Arbeiterwehren, Aufhebung des verschärften Belagerungszustandes, So-

zialisierung der dazu reifen Betriebe, Befragung der Gewerkschaften bei der nächsten Regierungsbildung, das waren die wesentlichsten Punkte dieses Abkommens.

Aber die Masse hatte Blut geleckt, sie war nicht gewillt, den einmal errungenen Vorteil aus der Hand zu geben.

Ein Flugblatt folgenden Inhalts war die Antwort der am 25. März in Essen versammelten Vertreter der Vollzugsräte Rheinlands und Westfalens:

„Gestern, am 25. März 1920, tagte in Essen eine Konferenz der Vertreter der Vollzugsräte von Rheinland und Westfalen, auf der beschlossen werden sollte, ob Ihr (s. Bielefelder Beschluß) weiterkämpfen oder nach Hause gehen sollt. Es wurde ein sog. Bezirksrat gebildet, der richtiger Begrab heißen sollte, und der die Aufgabe hat, Eure siegreiche Aktion zu lähmen. Soldaten! Jagt das politisierende Bonzengesindel aller Schattierungen mit Kolbenschlägen auseinander, duldet keine Konferenzen mehr, denn auf den Konferenzen wird Euer Todesurteil unterschrieben. Ihr als die Helden des revolutionären Proletariats habt zu bestimmen, nicht aber das Bonzentum. Das Bonzentum mit seinen Konferenzen hat Euch verwirrt. Seht Ihr das nicht ein? Wenn ja, dann handelt, aber laßt Euch nicht verhandeln. Eure Parole heißt nach wie vor: „Jetzt oder nie!" Gebt den Kampf nicht auf! Vor dem Sieg gibt es keinen von der Futterkrippenpolitik diktierten Waffenstillstand und Frieden. Ohne diesen verräterischen Waffenstillstand mit seiner demoralisierenden Atmosphäre wäre Wesel längst in Eurer Hand! Begreift Ihr das? Schlagt die Flaumacher tot! Eure Devise sei das Wort Schillers: Lieber tot, als in der Knechtschaft sterben! Handelt! Kämpft! Siegt! Wenn Ihr untergeht, soll die Reaktion mitgehen. Alle Truppen, die nicht an der Front sind, verlangen eine Versammlung, in der ich zu Euch spreche. Eile tut not! gez. Delmes."

Daß man an eine Aufgabe des Kampfes auch nicht im entferntesten dachte, geht aus folgendem Befehl des „Abschnitts-

kommandeurs West" hervor. Er zeigt aber auch schon deutlich das Abbröckeln der Front.

Befehl!

Auf Grund der mir übertragenen Gewalt durch die Zentralleitung befehle ich hiermit folgendes:

1. Sämtliche sich auf Grund des verräterischen Waffenstillstandsbeschlusses der in dieser Sache nicht kompetenten Bielefelder Konferenz von den Formationen der roten Armee entfernten Mannschaften werden aufgefordert, sich innerhalb sechs Stunden nach Herausgabe dieses Befehls zu ihrer Dienststelle zu begeben und ihre Dienste in der roten Armee wieder aufzunehmen.

2. Wer aus Gründen der Gesundheit oder anderen zwingenden Gründen den Verteidigungskampf nicht wieder aufnehmen kann, hat die ihm ausgehändigte Waffe nebst Munition an der Ausgabestelle, von der er selbige erhalten hat, ebenfalls innerhalb 6 Stunden nach Erlaß dieser Verfügung zurückzugeben.

Auf Nichterfüllung dieses Befehls setze ich die Todesstrafe.
Gegeben Gelsenkirchen, den 27. März 1920.

Der Oberkommandierende des Abschnittes West
der roten Armee.
gez.: Gottfried Karruszeit.

Sehr deutlich wurde Kampfleiter Leitner in Essen gegenüber Herrn Levi von der KPD.-Leitung, als dieser zur Einstellung des Kampfes aufforderte. „Auch in diesem Stadium des Kampfes ist ein Gewehr mehr wert als tausend Schnauzen!" war seine Antwort.

Immer größere Ausmaße nahm das Chaos an, immer verzweifelter wurden die Hilferufe der bis aufs Blut gequälten Bevölkerung, aber immer noch nicht konnte die inzwischen nach Berlin zurückgekehrte Regierung sich zum Handeln entschließen.

Severing entgegnete dem zum Handeln drängenden General v. Watter: „Auf Arbeiter lasse ich nicht schießen, wenn es nicht das unbedingte Staatsinteresse erfordert."

Endlich, am 3. April, nach kostbarem Zeitverlust und noch kostbarerem Verlust am Volksvermögen erhielt die Reichswehr den Befehl zum Vormarsch. Es wurde aber auch allerhöchste Zeit, denn schon begann der Mob mit der Zerstörung wichtigster Industrieanlagen. Der Janhagel hatte sich vollkommen gelöst von seiner eigenen Führung. Freiheit war für ihn zügelloses Sichgehenlassen. Ordnung, Disziplin, Zucht und Sitte waren für ihn veraltete, verspottete Begriffe.

Die vorrückenden Reichswehrtruppen fanden nur selten Widerstand. Mannesmut und Tapferkeit im offenen Kampf waren nicht die Tugenden des Gesindels. Wurde Widerstand geleistet, dann bestimmt nur von dem besseren Teil der irregeleiteten Arbeiter.

Dorsten fiel ohne Kampf. In wilder Flucht suchte das feige Gesindel sein Heil, ihnen weit voraus die „Führer", allerdings nicht ohne zu vergessen, die Kassen mitzunehmen.

Unter dem Jubel der aufatmenden Bevölkerung rückte General Faupel in Recklinghausen ein. Dort hatte sich die Einwohnerschaft selbst kurz vorher ihres Tyrannen Hülsbusch entledigt, indem sie ihn totschlug.

General von Epp drang mit den ihm unterstellten Studentenbataillonen gegen Hamm vor. Bei Pelkum fand er heftigen Widerstand. Unter Umfassung von Norden und Süden her ging die von Panzerwagen und Fliegern unterstützte Truppe vor. Es kam zu blutigen Straßenkämpfen. Erst am Abend war der Kampf mit der Einnahme des Friedhofes entschieden. Die Verluste der Roten wurden auf 200 Tote und ebensoviel Verwundete geschätzt. Die Truppe beklagte 3 Tote und 8 Verwundete.

Hartnäckiger Widerstand mußte auch vor Hamborn und Oberhausen, sowie an den Ruhrbrücken gebrochen werden. Erst nach Einsatz von Kampfwagen, Artillerie und Minenwerfern konnte hier das Reichswehrregiment 61 seinen Vormarsch fortsetzen.

Auch Bottrop und Buer, wo die Brigade v. Löwenfeld focht, wurde der Schauplatz einer erbitterten, auf beiden Seiten mit Artillerie geführten Schlacht.

Am ersten Osterfeiertag stieß der rechte Flügel der Reichswehr südöstlich Duisburg vor, um einen Übertritt der Roten auf besetztes Gebiet zu verhindern. Spelldorf, Saarn und Kettwig fielen. In Mühlheim rückte General Kabisch ein, ohne größeren Widerstand zu finden. Die Kampfleitung hatte sich ins besetzte Gebiet in Sicherheit gebracht. Die Genossen Ernst und Braß hatten die Parole „Lieber der Entente ausgeliefert, als den ostelbischen Junkern" wahrgemacht. Sie scheuten sich nicht einmal, mit den Besatzungsbehörden zu verhandeln, um sie zur Besetzung des Ruhrgebietes zu bewegen. Tatsächlich besetzten die Franzosen dann auch bald darauf Frankfurt.

Duisburg war gefallen, ebenso Gelsenkirchen. Immer mehr fiel die rote Armee auseinander.

In Dortmund und Essen zogen indessen die Roten noch einmal sämtliche Register ihrer Regierungskunst, demonstrierten noch einmal handgreiflich ihre „friedfertige, menschenfreundliche Gesinnung". Die öffentlichen Kassen wurden ausgeraubt, sämtliche Läden geplündert, wüste Orgien gefeiert. Am 3. April noch erpreßte man von der Dortmunder Stadtverwaltung 92000 Mark, um davon die „Krankenschwestern" auszustatten.

Endlich, am 6. April, zogen Reichswehrtruppen in Dortmund und am 7. April nach dreitägigem harten Ringen auch in Essen ein. Damit war das Ruhrgebiet endgültig befreit vom blutigen Terror. Wochen ja Monate aber noch dauerte es, bis die Spuren getilgt waren.

Die rote Flut war erstickt, erstickt am Ende im eigenen Sumpf. Uneigennützigkeit, Manneszucht und Disziplin und heißes nationales Wollen hatten den Sieg errungen über die in Eigennutz, Raublust, Mordgier, Indisziplin und Feigheit ausmündenden niedrigsten Instinkte der „Masse Mensch". Das war nicht der deutsche Arbeiter in seiner wahren Gestalt, das war der Abschaum

der Menschheit, die Hefe des Volkes. Ihre kurze, zügellose, in Anarchie ausartende blutige Regierung zeigte dem vernünftigen Arbeiter, daß eine starke Staatsautorität nötig war, daß nur diese Arbeit und Brot, Wohlstand, Ruhe und Frieden im Volk gewährleisten konnte. Er wandte sich ab von einer Regierung, die kraftlos und unfähig sich zeigte, die wohl in hochtönendem Wortschwall die Arbeiter besseren Zeiten entgegenzuführen versprach, der aber stets im entscheidenden Moment der Mut zu entschlossener Tat fehlte. Eine kraftvolle, zielbewußte Führung wollte er, die zu ihrem Wort stand und nicht sich im schwächlichen Kompromiß genügte. Anerkennung und Würdigung seiner selbst und seiner Arbeit wollte er. Immer klarer wurde ihm, daß nicht im Gegeneinander von Arbeitgeber und Arbeitnehmer die Wirtschaft und damit auch die Nation gedeihen konnte, sondern nur im kraftvollen Zusammenwirken beider Komponenten. Grundbedingung für ein kraftvolles Zusammenwirken aber war mit die unbedingte Einhaltung der in freier Vereinbarung getroffenen Abmachungen. Es war höchst unklug und eines Wirtschaftsführers unwürdig, dem Arbeiter den Ertrag aus seiner Arbeit zu schmälern, indem man einmal geschlossene Abkommen einseitig brach, nur weil der Arbeiter aus seinem Fleiß heraus vielleicht einmal das Doppelte des vertraglich Vorgesehenen verdiente. Das mußte unbedingt zu Mißtrauen gegenüber der Leitung führen und hemmend auf den Fleiß wirken. Diese Tatsache aber zeigte auch zugleich den Unsinn der starren tariflichen Bindungen, die nur der Faulheit auf Kosten des Fleißes Vorschub leistete. Hier lagen mit die Wurzeln all des Übels, all der Mißverständnisse, die zur Verhetzung, zur Zwietracht und Spaltung im Volke führten. „Gemeinnutz geht vor Eigennutz", dieser in den letzten Jahren verschüttete Grundsatz, mußte wieder vornehmstes Gesetz werden. Der Wirtschaft mußte die Erkenntnis kommen, daß sie nicht um ihrer selbst, sondern um des Volkes, der Nation willen, da ist. Wohl hatte die Regierung Scylla und Charybdis glücklich umschifft, aber mit ihrer überragenden Macht war es ein für allemal vorbei. Nicht nur die

drohende Auflösung der Freikorps hatte zum Kapp-Putsch geführt. Die tieferen Gründe lagen in der Außerachtlassung jeglicher nationaler Forderungen und Erinnerungen, die in einer maßlosen Hetze gegen das Soldatentum in jeder Form Ausdruck gefunden hatte und die notwendig mit der Annahme des Schandvertrages von Versailles, mit der Unterschreibung der Kriegsschuld und mit der Verfolgung der Kriegsverbrecher verknüpft sein mußte. Das wäre nur auszugleichen gewesen, hätte die SPD. in der Nationalversammlung, auf der Höhe ihrer Macht stehend, den Weg zu einer nationalen Arbeiterpartei gefunden und gezeigt, daß sie gewillt war, die nationalen deutschen Interessen zu vertreten. Statt dessen beharrte sie im Internationalismus und propagierte den Kampf gegen die staatserhaltenden Kräfte im Volk, dieselben Kräfte, deren sie sich in Notzeiten immer wieder bedienen mußte.

Separatismus

Von Eduard Rodermund

Rheinland! Sonnige Landschaft mit rebenumkränzten, burgengekrönten Hügeln und immer fröhlicher, leichtbeschwingter Bevölkerung ... Vor dem Kriege.

Jahre nun schon flattert Frankreichs Trikolore über dieser Landschaft, hallen die schrillen Klänge der Clairons in ihren Bergen wider, bevölkert Frankreichs schwarze Armee die Straßen der Städte.

Und es scheint, der Himmel hat sich verdunkelt ob dieser Schmach. Müde schleppt sich Deutschlands Strom in seinem Bett hin zum Meer, erstarrt ist das Lachen auf den Lippen der Bevölkerung.

Seit seinem Einmarsch versuchte Frankreich in „friedlicher Durchdringung" dem rheinischen Volke beizubringen, daß es seinem ganzen Herkommen nach zur „grande nation" gehöre.

„Ihr seid keine Deutschen, sondern celtes comme nous! Eure ganze Kultur, die Euch von den Barbaren von jenseits des Rheins unterscheidet, kommt von den Franzosen, zu denen Ihr in Wirklichkeit gehört."

„Wendet Euch ab von den Barbaren, die für alle Ewigkeit zu Reparationszahlungen verurteilt sind, kehrt zurück an die Brust der Mutter Frankreich, die sehnsüchtig ihre in die Irre gegangenen Kinder vom Rhein zurückerwartet, nachdem sie von den brutalen Preußen dazu verführt worden sind, sich für Deutsche zu halten, und habt Vertrauen zu ihrem Edelmut."

Mit diesen und ähnlichen Mitteln leitete die französische Propaganda die Kampagne der „friedlichen Durchdringung" ein. „Zucker-

brot und Peitsche" und schließlich die separatistische Bewegung waren weitere Überzeugungsmittel in diesem Feldzug.

Keines der im Kampf um den Besitz des Rheins von den Franzosen angewandten Mittel war neu, wie ja auch der Kampf um den Rhein selbst bereits eine tausendjährige Geschichte hat. Auch die separatistische Bewegung, die ja überhaupt nur zu verstehen ist im Zusammenhang mit der Geschichte des Kampfes um den Rhein, war eine alte, oft erprobte Waffe im Dienste der Außenpolitik Frankreichs. Stets trat sie in Aktion, wenn das deutsche Volk inneren Zwist austrug.

Die Geschichte des Kampfes um den Rhein beginnt mit der imperialistischen gallischen Politik der römischen Kaiser, die das eroberte Land der Kelten zielbewußt romanisierten und dann durch Julius Cäsar den Rhein als Ostgrenze Galliens festlegten, in der klaren Erkenntnis, daß der Besitz der Rhein-Rhone-Linie als der wichtigsten strategischen Linie, die die Mittelmeerwelt mit dem Norden und England verknüpft, Vorbedingung für die Durchführung ihrer imperialistischen Ziele war. Daß die Herrschaft über Mitteleuropa, die Vorherrschaft in der Welt, an den Besitz des Rheins gebunden ist, erkannten schon sehr früh auch die Franzosen und, angefangen von Hugo Capet, bis auf die heutige Zeit bildete der Kampf um den Rhein das Kernstück jeglicher französischer Außenpolitik. Die dabei angewandten Methoden blieben stets dieselben, sie zeigten höchstens einen Fortschritt in der Geschliffenheit und Verfeinerung ihrer Anwendung.

Um die Jahrtausendwende bestieg die erste französische Dynastie der Capetinger den französischen Thron, und damit zugleich begann auch der Kampf zwischen dem imperial gerichteten Einheitsstaat Frankreich und dem universal empfindenden vielgestaltigen Deutschland. Philipp August weckte zum erstenmal im französischen Volke den Anspruch auf die „natürlichen Grenzen", die Julius Cäsar im 16. Kapitel des 4. Buches seiner „Denkwürdigkeiten des Gallischen Krieges" für das alte Gallien festgelegt hatte. Philipp der Schöne griff diese These wieder auf und versuchte sein Ziel

zu erreichen, indem er sich deutsche Vasallen durch Belohnung mit französischen Gütern und Pensionen gefügig machte. Karl VII. schreibt im Jahre 1444 aus dem Metzer Feldlager an Friedrich III., daß er sich an die Grenzen begeben habe, um in den Ländern links des Rheins, die von alters her seinen Vorgängern auf dem Throne Frankreichs unterstanden hätten, zum Rechten zu sehen. Er wolle die Vergewaltigungen abstellen, die zum Schaden der Rechte und der Krone Frankreichs begangen worden seien, und die Lande wieder zu seiner Herrschaft und zum guten Gehorsam zurückzuführen.

Ein Brief in der Tat, den Poincaré oder Clémenceau ebensogut hätten schreiben können.

Karl von Valois blieb nur seiner Überlieferung getreu, wenn er das linke Rheinufer forderte. Der Kardinal Richelieu handelte als französischer Staatsmann, als er Ludwig XIII. ein Traktat vorlegte, in dem es heißt: „Il faut s'avancer jusqu'à Strasbourg s'il est possible pour acquérir une entrée dans l'Allemagne, ce qu'il faut faire avec beaucoup de temps, grande discrétion et une doulce et couverte conduite."

Unter Richelieu ging Frankreich sogar über sein bisheriges Ziel hinaus, indem es nicht nur die „natürlichen Grenzen", sondern den Rhein als Operationsbasis für den Weg nach Osten ins Unbegrenzte erstrebte. Er war der erste französische Politiker ganz großen Stils, der alle möglichen und unmöglichen diplomatischen und undiplomatischen Mittel zur Erreichung seines Zieles anwandte. Er wies Frankreich die „Methoden" im Kampf um den Rhein.

Der Sonnenkönig Ludwig XIV. zeigte sich als Meister französischer Machtpolitik, stellte verkörpertes Franzosentum dar, als er unter Ausnutzung der unklaren Bestimmungen des westfälischen Friedens von 1648 das Elsaß vergewaltigte. Die von ihm befohlene Verwüstung des Rheingebietes von der Kinzig bis zur Nahe und von der Tauber bis zur Saar — um hierdurch einen Ödlandgürtel um die „Ostgrenze" Frankreichs zu legen — ist

geboren aus der klaren Erkenntnis, daß Vorbedingung für die Vorherrschaft auf dem Kontinent der Rhein in Frankreichs Hand ist. In der Entmilitarisierung des Rheingebietes durch den Schandvertrag von Versailles findet man ein getreues Abbild dieses Vorganges. Selbst die französische Revolution änderte nichts an der Rheinpolitik der Franzosen. Während in Paris die Guillotine blutige Arbeit verrichtete, kämpfte die Revolutionsarmee um den Besitz des Rheins, brachte sie den Völkern am Rhein die „Freiheit", damit Frankreich über sie herrsche.

Napoleon I. brauchte den Besitz des Rheins und des rechtsrheinischen Hinterlandes als Fundament für die von ihm erstrebte Weltherrschaft. Damit das Fundament recht fest wurde, führte er in diesen Gebieten den Code Napoleon ein, unterdrückte er die deutsche Sprache, verbot er die Zeitungen, wurde schließlich die deutsche Selbstverwaltung dort von der französischen Staatsgewalt entmannt.

Das Ziel blieb stets das gleiche, die Methoden änderten sich nie. Daß sie nur geschliffener hinsichtlich ihrer Anwendung wurden, zeigte sich deutlich in der seit dem Einmarsch der verbündeten Armeen nach Frankreich im Jahre 1814 geänderten Taktik, nach der Frankreich fortan das „angegriffene" von einem „unerträglichen, eroberungssüchtigen, barbarischen Nachbarn vergewaltigte Land", der „heilige Herd der Zivilisation", der „Vorkämpfer der Freiheit" und „die Heimat der Demokratie" war, die von Preußen mit Krieg überzogen wurde.

„Il faut dépayser l'esprit allemand, c'est le but principal de ma politique." In diesem Ausspruch Napoleons gegenüber seinem Bruder Louis lag klar und offen das Ziel Napoleons und das des französischen Volkes.

Trotz aller Rückschläge verfolgte Frankreich seit Napoleon unablenkbar seine Hegemoniepolitik, die im Kampf um den Rhein ihre Grundlage hatte. Der Kampf um den Rhein, die Legende von den „natürlichen Grenzen" wurzelte bereits so tief im französischen Volke, daß es in der ihm auferlegten Norm des Jahres

1790 eine Verstümmelung seiner nationalen Grenzen erblickte. Seit dem zweiten Pariser Frieden beanspruchte die französische Nation sogar Kompensationen am Rhein für irgendwelche Nachteile in der Welt. „Die rheinische Frage ist für Frankreich nicht eine Frage der Gebietserweiterung, sondern eine Frage der nationalen Verteidigung." Aus dieser Auffassung des französischen Sozialisten Louis Blanc sprach die des gesamten französischen Volkes. „Die französische Rheinpolitik ist die Mission Hugo Capets und all seiner Nachfolger." Der große französische Sozialist Proudhon spricht darin nur in der Sprache seines Volkes.

Im Krimkrieg erklärte Napoleon III. sich nur unter der Bedingung zum Weiterkampf bereit, wenn das britische Kabinett seine Einwilligung zu einer „Berichtigung der Rheingrenze" gab. Der „rheinische Pufferstaat" unter französischem Patronat war in dem am 12. 6. 1866 mit Kaiser Franz Joseph geschlossenen Geheimvertrag als Ziel seiner Politik dokumentiert. Unter seiner Ära tauchten zum erstenmal die heute bereits sattsam bekannten „Sicherheitsmaßregeln" auf, die er für Frankreichs Einwilligung zur Neuordnung der deutschen Verhältnisse im preußischen Sinne forderte und die im Verlangen nach der Saar, der Pfalz und dem linksrheinischen Hessen bestanden.

Anlaß zum Kriege 1870 sah das französische Volk darin, daß die Besteigung des spanischen Thrones durch den Prinzen einer fremden Macht das „Gleichgewicht" der Mächte in Europa zum Schaden Frankreichs störe und „Frankreichs Interesse und Ehre" gefährde.

Auf der hier erstmalig angewandten Lehre vom „europäischen Gleichgewicht" und den Methoden vom „blutrünstigen Barbaren" und der „drohenden Invasion des friedlosen Nachbarn" baute die französische Nation ihre Politik im 20. Jahrhundert auf. Sie war sich bewußt, daß sie alles wiedergewann, wenn sie ihre hegemoniale Stellung am Rhein wieder aufrichtete.

Der Kampf um den Rhein trat in das Gewand der „elsässischen Frage" und fand in dem Ruf nach „Revanche" seinen Niederschlag.

Mit Inbrunst pflegte die französische Nation die Erinnerung an die „verlorenen Provinzen". Schule, Kunst, Literatur und Politik wurden in den Dienst dieser Erinnerung gestellt. Das „Toujours y penser, jamais en parler" Gambettas war fest in den Herzen der Franzosen verankert. In der „Entente cordiale", die im Marokko-Konflikt zum erstenmal deutlich in Erscheinung trat, schuf Poincaré ein Werkzeug zur Erneuerung des Kampfes um den Rhein, der am 1. August 1914 begann und im Versailler Vertrag seine Krönung fand.

Die Konsequenz in der Durchführung ihrer Rheinpolitik zeigte sich im Februar 1917, als die Franzosen ohne Wissen Englands mit den Russen verhandelten. Schon damals forderten sie die Abtretung Elsaß-Lothringens mit den „erweiterten Grenzen von 1814" also einschließlich des Saargebietes. Briand schrieb am 13. Februar 1917 an den französischen Botschafter Cambon in London, „Deutschland dürfe mit keinem Fuße mehr über dem Rhein stehen".

Die im Weltkrieg gegen uns angewandten Propagandamethoden deckten sich mit der seit 1814 geübten Taktik, den Deutschen zum Angreifer zu stempeln und ihm all das als Greuel und Übel auszulegen, dessen sie sich durch Jahrhunderte mit wahrem Eifer und großer Selbverständlichkeit bedienten. Das Résumé dieser Politik kam in einer Mantelnote vom 28. Juni 1919 zum Ausdruck, wo es u. a. heißt: „Die Regierenden Deutschlands hätten während langer Jahre dahin gestrebt, ein unterjochtes Europa zu beherrschen und zu tyrannisieren, so wie sie ein unterjochtes Deutschland beherrschten und tyrannisierten. Der von ihnen eröffnete Unterseebootskrieg sei eine Herausforderung von Seeräubern an das Völkerrecht; weitere Verbrechen seien die Verschleppung von Frauen, Männern und Kindern in die Sklaverei und eine barbarische Behandlung der Kriegsgefangenen, vor der Völker unterster Kulturstufe zurückgeschreckt wären."

Im Versailler Vertrag wurde uns ein Sammelwerk aller von französischer Politik unter der Führung Hugo Capets bis Clé-

menceau ersonnenen Methoden zur Unterdrückung und Versklavung Deutschlands überreicht. Seinen Anker besaß dieses Diktat im Paragraphen 231 von der Kriegsschuldlüge. Der Titel zu diesem Teufelswerk würde mit dem Ausspruch Napoleons I.: „Il faut depayser l'esprit allemand, c'est le but principal de ma politique“ treffend gewählt sein.

Nur sehr widerstrebend hatte Frankreich der in diesem Schandvertrag getroffenen Regelung der Rheinlandfragen zugestimmt. Sie blieb weit hinter seinen Wünschen zurück und deshalb war es fest entschlossen, die Besetzung praktisch zur Vorstufe einer endgültigen Loslösung vom Reich zu gestalten.

Immer wieder kam dieser Wille in den Reden der französischen Staatsmänner und Generäle zum Ausdruck. Ganz offen gab Clémenceau diesem Willen in einer Aussprache vor dem französischen Ministerrat Ausdruck mit den Worten: „Herr Präsident! Sie sind viel jünger als ich. Ich werde in 15 Jahren nicht mehr leben. Wenn Sie mir in 15 Jahren die Ehre erweisen, mein Grab zu besuchen, dann werden Sie mir, davon bin ich fest überzeugt, herunterrufen: Herr Clémenceau, wir stehen am Rhein und wir bleiben am Rhein!“

Der Oberkommandierende der amerikanischen Besatzungstruppen, Henry T. Allen, schreibt in seinem „Rheinlandtagebuch“ am 10. Juli 1919: „General Mangin sprach von der Wichtigkeit, Deutschland durch eine Einrichtung zu schwächen, wie es die Rheinrepublik sein würde.“ Und am 10. August 1919 über ein Gespräch mit zwei Generalstabsoffizieren des Generals Mangin: „... und einer von ihnen verteidigte offen die Lostrennung des Rheinlandes von Preußen, damit es als Pufferstaat dienen könne. Er begründet diese Pläne geschichtlich durch die zwischen der Rheinlandbevölkerung und den Franzosen vorhandene Sympathie und setzt große Hoffnungen auf deren Zunahme, wenn man sich die französischen Soldaten, die „liebe Kinder“ seien, mit der Bevölkerung verbrüdern lasse. Die Rheinlandfrage betrachtet er als für Frankreich von äußerster Wichtigkeit.“ Poincaré äußerte den

Willen zur Rheinlandannexion am 26. Juni 1922 gelegentlich eines Empfanges der Pariser Presse mit den Worten: „Wir gehen ganz einfach — und ich fühle mich sehr wohl dabei — der dauernden Besetzung des linken Rheinufers entgegen. Mir für meinen Teil würde es wehe tun, wenn Deutschland zahlte. Dann müßten wir das Rheinland räumen, und so würden wir den Nutzen unserer Experimente verlieren, die wir unternehmen, um friedlich, aber mit der Waffe in der Hand, die Bevölkerung am Ufer des Grenzflusses zu erobern. ... Und das einzige Mittel, den Vertrag von Versailles zu retten, besteht darin, es zu arrangieren, daß Deutschland ihn nicht halten kann."

War es da ein Wunder, daß Frankreich jedes Mittel anwandte, um sein Ziel zu erreichen, daß es in der Zermürbung der rheinischen Bevölkerung den sichersten Weg dazu erblickte. Der ausgeklügeltsten und grausamsten Methoden bediente es sich, um die Rheinländer klein zu kriegen, und in der Schaffung und Stützung der separatistischen Bewegung fand das „Office Centrale d'Expansion Nationale" schließlich das geeignete Werkzeug zur Vollendung des Sieges im Kampf um den Rhein.

Die separatistische Bewegung bedeutete keine neue Methode in der französischen Außenpolitik.

Die Verkündung der Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der großen französischen Revolution fand in den Ohren einiger Wirrköpfe und politischer Gernegroße ein williges Echo und führte im Jahre 1792 nach der „Eroberung" von Mainz durch Custine zur Gründung der „Gesellschaft der Freunde der Freyheit und Gleichheit" in Mainz, die Georg Forster leitete. Die Bestrebungen dieser Gesellschaft waren die gleichen wie die der heutigen Separatisten, und auch in ihrem Charakter sowie in ihrem Auftreten glichen ihre Anhänger den heutigen Vertretern der „Freiheitsbewegung". Der ewig ruhelose und ständig in Geldnöten schwebende Forster erlag der Lockung des Geldes und Ruhmes. Der Professor der Philosophie Dorsch gebärdete sich wie ein Pascha und trat stets als Freund schöner

Frauen auf. Seine Hohlheit und Geschwätzigkeit teilte der Professor Böhmer. Seine Artikel in der Mainzer Zeitung und schwulstigen Reden erregten unter der Mainzer Bevölkerung nur Spott. An Charakterlosigkeit seinesgleichen suchte der Mainzer Arzt und Professor Wedekind, Herausgeber der Zeitung „Der Patriot" und Mitverräter der Festung Mainz. Ein Wichtigtuer war der Mathematikprofessor Metternich, Herausgeber des „Bürgerfreundes". Großen Einfluß auf diese Gesellschaft und die Regierungsgeschäfte hatte auch ein weibliches Kleeblatt: Madame Daniels, die Maitresse Custines, Madame Dorsch, das schmachtende Kätchen genannt, und die oft verliebte, politisch und persönlich kompromittierte Hausfreundin Forsters und Tischgast bei Custine, Karoline Böhmer, genannt Madame Luzifer. Diese Gesellschaft war in den Händen Custines nichts anders als der Stoßtrupp zur Einverleibung des linken Rheinufers nach Frankreich.

Mit der Niederlage Custines kam auch das Ende dieser Gesellschaft. Im Jahre 1797 lebte der Gedanke einer cisrhenanischen Republik wieder auf. General Hoche griff ihn auf mit der Absicht, einen Staat nach dem Muster des „Cisalpinischen" zu errichten, um ihn nach erfolgter Republikanisierung zu annektieren. Kein Geringerer als Joseph Goerres führte damals von Koblenz aus unter dem Banner grün-weiß-rot und mit der Parole „Gegen die Fürsten und Pfaffen" diese Bewegung, deren Ende ebenfalls mit dem Tode Hoches kam.

Es zeugt für den geschichtlichen Sinn und die hartnäckige, gradlinige Politik der Franzosen, daß sie gleich nach ihrem Einmarsch ins Rheinland jene „Sympathien für die gefürchtete und verehrte Adoptivmutter Frankreich" in Rechnung stellten und darauf ihren Plan zur Annektierung des Rheinlandes und der Pfalz aufbauten.

Die Zermürbung der rheinischen Bevölkerung durch den Krieg und die Hungerblockade, die innere Zerrissenheit und Uneinigkeit im deutschen Volk, die kommunistischen Parolen aus Moskau schließlich waren ihnen hierbei willkommene Bundesgenossen.

Die separatistische Bewegung der Jahre 1918—24 nahm wesentlich größeren Umfang an als die im 18. Jahrhundert. Sie war auch nicht einheitlich hinsichtlich ihres Charakters und hinsichtlich ihres Zieles. Die katholische „Los-von-Preußen-Bewegung" wollte eine „westdeutsche Republik im Verbande des Deutschen Reiches", die Hauptbewegung der „Dorten-Smeets-Matthes-Deckers-Orbis" erstrebte eine „autonome rheinische Republik mit Anlehnung an Frankreich", und die bayerische Bewegung schließlich ersehnte die Wiedererrichtung der „Mainlinie". Zur richtigen Auswirkung kam nur die Hauptbewegung der „Dorten und Genossen". Sie verlief in drei Phasen, deren erste in die Zeit vom Zustandekommen des Waffenstillstandes am 11. November 1918 bis zur Unterzeichnung des Versailler Vertrages am 28. Juni 1919 fällt. Die zweite umfaßte die folgenden Jahre bis zum Ruhreinbruch am 12. Januar 1923 und die dritte, die Hauptphase, das Jahr 1923. Räumlich ließen sich bei der Hauptbewegung vier Zonen unterscheiden, und zwar:

1. Die belgische Zone unter Deckers mit Sitz in Aachen,
2. die englische Zone unter Smeets mit Sitz in Köln,
3. die französische Zone unter Dr. Dorten mit Sitz in Wiesbaden und Koblenz,
4. der Bund „Freie Pfalz" unter Führung des Chemikers Dr. Haas und später des Landwirts Heinz-Orbis mit Sitz in Worms.

In der Hauptphase dieser Bewegung wurden die Zonen unter 2 bis 4 im „Rheinischen Unabhängigkeitsbund" mit Sitz in Düsseldorf zusammengefaßt, nach außen von Kremers und dem „Redakteur" Matthes geführt, während die eigentlichen Führer, der Rechtsanwalt Wolterhoff und Hauptmann a. D. von Metzen, im Hintergrund saßen.

Die „Los-von-Preußen-Bewegung" der rheinischen Katholiken kann als Vorläufer, als erste Phase der großen separatistischen Bewegung angesehen werden. Gewisse katholische Kreise hatten sich nie damit abfinden können, das Untertauchen der rheinischen Ka-

tholiken in der Masse des protestantischen Preußens, dem sie durch den Wiener Kongreß im Jahre 1815 eingegliedert worden waren, als endgültig hinzunehmen. Dazu kam die Erinnerung an den Bismarckschen Kulturkampf. In dem radikalen sozialistischen Plan zur Verstaatlichung des Eigentums fanden sie einen äußeren Anlaß zur Verwirklichung ihrer Idee einer „rheinischen Republik unter Loslösung von Preußen, aber im Verbande des Deutschen Reiches". Schon im Dezember 1918 auf einer großen Versammlung in Köln und wenig später in Trier erörterten die Zentrumspolitiker Oberpfarrer Kastert und Dr. Trimborn diese Frage. Im Januar 1919 berief der Kölner Oberbürgermeister Dr. Adenauer eine Versammlung der rheinischen Abgeordneten in das Kölner Rathaus, um die Frage eines rheinischen Bundesstaates zu prüfen. Der Widerstand der Preußen- und Reichsregierung und vor allem der Sozialdemokraten, die hinter diesem Gedanken sehr richtig einen katholischen Plan zur Sicherung der Vorherrschaft witterten und erklärten, sie würden die Ausrufung des Rheinstaates mit einem Generalstreik beantworten, ließ diesen Plan zunächst nicht zur Verwirklichung kommen. Aber das bedeutete für das rheinische Zentrum nicht völlige Aufgabe. Eine am 9. Juli 1921 von allen Parteien nach Königswinter einberufene Versammlung kam zu der Entschließung, daß alle Erwägungen über eine Änderung des Status des Rheinlandes solange außerhalb jeder Betrachtungen zu stellen seien, wie noch ein fremder Soldat auf rheinischem Boden sei. Man sieht hier, daß die „Erwägungen" immer noch spukten. Sehr viel später, im September 1931, tauchte wiederum das Gerücht von der Bildung eines Rhein- und Ruhrstaates auf, unter Nennung des katholischen Oberbürgermeisters Dr. Bracht-Essen und der Zentrumspolitiker Dr. Trimborn und Kloft.

Daß sich die Franzosen solche Strömungen zunutze machten, war nur zu verständlich, und es entsprach durchaus ihrer Politik, wenn sie sich nicht selbst mit diesen Kreisen in Verbindung setzten, sondern sich gewisser Mittelspersonen bedienten, die entweder nur

als bezahlte Kreaturen arbeiteten, oder auch aus übertriebenem persönlichen Ehrgeiz heraus eine politische Rolle spielen wollten.

Der französische Propagandadienst, der in Paris in dem „Office Central d'Expansion Nationale" zentralisiert und dessen rührigster Agent das berüchtigte „Comité de la Rive Gauche du Rhin" mit Barrès und Abbé Wetterle an der Spitze ist, und dem die Generäle Gérard in der Pfalz und Mangin in Mainz hilfreich zur Seite stehen, arbeitet gut. Schon bald gelingt es dem Beauftragten Mangins und Bezirksdelegierten in Mainz, Oberst Pineau, in dem maßlos ehrgeizigen und eitlen preußischen Staatsanwalt Dr. Dorten ein brauchbares und allzeit williges Werkzeug für die französischen Pläne zu finden. Auch Gérard hatte bald seinen Mann in der Person des Chemikers Dr. Haas gefunden.

Dorten, von Mangin mit den üblichen französischen Versprechungen angestachelt, ging gleich ans Werk. Da er bei den katholischen Kreisen, die durch die Haltung der Sozialdemokraten gewarnt waren und auch keinen Wert darauf legten, mit den französischen Machenschaften identifiziert zu werden, auf Ablehnung stieß, stützte er sich auf mehr oder weniger zweifelhafte Elemente, um mit deren Hilfe sein Ziel zu erreichen. Den Franzosen war damit die Hoffnung, auf „legalem" Wege zum Ziele zu kommen, genommen. Andererseits war nicht mehr viel Zeit zu verlieren, wollte man die Verbündeten noch vor Abschluß des Friedensvertrages vor vollendete Tatsachen stellen. Was friedlich nicht gehen wollte, mußte auf gewaltsamem Wege zu erreichen sein. Die „Freunde Frankreichs" mußten sich erheben. Die kommunistischen Unruhen im rechtsrheinischen Gebiet und die Ausrufung der Rätediktatur in München bedeuteten in ihrer psychologischen Wirkung hierbei wertvolle Hilfe. Eine rege Propagandatätigkeit der französischen Besatzungsorgane und ihrer „Freunde" half nach mit dem Erfolg, daß am 22. Februar 1919 im Hotel „Schwan" zu Landau eine Versammlung zustande kam, die vor allem von den Anhängern des Bundes „Freie Pfalz" besucht war, und auf der folgenden Entschließung angenommen wurde: „Eine sehr große Zahl

Pfälzer wünscht die Errichtung einer autonomen Republik Pfalz. Die Vertreter dieser Idee sind davon überzeugt, daß sie nur mit Zustimmung der Friedenskonferenz verwirklicht werden kann. Auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker bitten sie Herrn General Gérard, ihren Wunsch der Friedenskonferenz gütigst unterbreiten zu wollen. Die Art und Weise der Ausführung dieser Idee wird von der Stellungnahme dieser Konferenz abhängen."

Gérard übersandte diese Urkunde dem Marschall Foch, dessen Antwort lautete: „In kurzem könnten die Pfälzer frei und offen sprechen und Garantien würden ihnen gegeben, damit sie handeln könnten, ohne die Wiederkehr der deutschen Behörden fürchten zu müssen."

Am 11. März 1919 verlangte ein Hessen-Nassauischer Ausschuß die Einrichtung einer westlichen Republik, die Hessen-Nassau, die Rheinprovinz und auch Westfalen und Oldenburg umfassen sollte. Es wurde die Errichtung eines autonomen Staatswesens als einer Friedensrepublik verlangt. Dr. Dorten, der Vorsitzende dieses Komitees, übersandte diese Erklärung den Generälen in Köln, Koblenz und Mainz.

Das französische Ministerium des Auswärtigen griff die Angelegenheit gleich auf. In einer Verfügung an die Generäle der besetzten Gebiete wurden diese angewiesen, „der rheinischen Bevölkerung zu verstehen zu geben, daß das Glück ihres Landes nicht notwendig von dem politischen Band mit dem rechten Ufer abhängt und daß die Entscheidung, die in bezug auf sie getroffen wird, nicht im Widerspruch mit ihren eigenen Interessen steht".

In einem Diensterlaß vom 16. März 1919 wurden die Offiziere und Mannschaften der VIII. französischen Armee auf die Abtrennungsbestrebungen in der Pfalz hingewiesen. Es heißt darin u. a.:

„... Diese Bestrebungen müssen von jetzt an ausgenutzt werden, indem wir der linksrheinischen Bevölkerung begreiflich machen, daß die Trennung vom rechten Rheinufer ihrem materiellen und ideellen Interesse entspricht. Die linksrheinischen Länder sollen frei bleiben, sollen ihren Anschluß frei nach Gesichtspunkten der

Rasseverwandtschaft, der geschichtlichen Entwicklung oder des wirtschaftlichen Interesses ansehen können, sollen Selbstverwaltung und Selbstregierung haben. Der große Gedanke der Freiheit ist es, den es vor allem gilt, leuchtend hervortreten zu lassen. Politische, industrielle, religiöse, kommerzielle Freiheit in jeder Beziehung, gewährleistet durch die Alliierten, im besonderen durch Frankreich. War es doch schon immer die ruhmvolle Rolle Frankreichs, den Völkern die Freiheit zu bringen und überall, wo die französischen Fahnen wehen, die Herrschaft des Rechts und der Gerechtigkeit zu sichern."

Das Vorgehen der Haas und Konsorten wurde von der deutschen Regierung mit Recht als Hochverrat angesehen und ihre Verhaftung befohlen. Aber man hatte nicht mit den französischen Besatzungsbehörden gerechnet. Die eben Verhafteten mußten auf ihre Anordnung hin freigegeben werden, die an der Verhaftung beteiligten deutschen Beamten wurden ausgewiesen.

Eine „machtvolle" Kundgebung sollte der ganzen Welt den Willen der Pfälzer zur Selbständigkeit beweisen. Um aber die in ihrer übergroßen Mehrheit solchen Plänen abgeneigten Pfälzer ihren Wünschen gefügig zu machen, versuchten die Franzosen durch den Stabschef Gérards, Major Jaquot, den überaus angesehenen und beliebten Regierungspräsidenten v. Winterstein zu bewegen, sich selbst an die Spitze einer Bewegung für die Trennung der Pfalz zu stellen. Dieses Ansinnen scheiterte aber an der aufrechten Haltung des kerndeutschen Mannes. Das Los aller derer, die sich mißliebig gemacht hatten, traf ihn. Am 31. Mai 1919 wurde er ausgewiesen. Seinem Stellvertreter, Regierungsdirektor v. Chlingensberg, wurde noch am gleichen Tage von de Metz mitgeteilt, daß sämtlichen pfälzischen Beamten nunmehr der französischen Besatzungsbehörde unterstellt seien. Zur selben Zeit trafen im „Wittelsbacher Hof" in Speyer vier französische Journalisten ein. Sämtliche pfälzischen Pressevertreter wurden ebenfalls dorthin befohlen. Sie sollten am andern Tage Zeugen der ersten Proklamation der pfälzischen und rheinischen Republik sein, jener Re-

publik, die im Augenblick ihrer Proklamation erstickte an dem brausenden Gelächter der ganzen Bevölkerung.

Daß es sich bei dieser erstmaligen Verkündung um ein rein französisches Machwerk handelte, dafür ist unwiderlegbarer Beweis einmal die völlige Ahnungslosigkeit der sich absolut ablehnend verhaltenden Bevölkerung und die Tatsache, daß Mangin am gleichen Tage beim amerikanischen General Liggett um die Erlaubnis für eine „Revolution" in der amerikanischen Zone nachsuchte, die sich die „Ausrufung einer von Deutschland unabhängiggen Rheinland-Republik" zum Ziel gesetzt habe. Es ständen 50 Agenten zur Verfügung, um diesen „spontanen Ausbruch" in Szene zu setzen. Liggett lehnte dieses Ersuchen entschieden ab, ließ die Agitatoren ausweisen und beschlagnahmte das gesamte Propagandamaterial. Eine auf Grund seines Berichtes an Wilson von diesem an Clémenceau gerichtete Beschwerde hatte die sofortige Abberufung der Generäle Mangin und Gérard zur Folge.

Das änderte aber an den gestellten Zielen der Franzosen gar nichts, sondern führte nur zu einer Änderung ihrer Taktik, die in der Arbeit auf lange Sicht und mit „friedlichen" Methoden bestand. Die Generäle de Metz, Degoutte und Fayolle, sowie der französische Oberkommissar in der J. R. C., Paul Tirard, unterschieden sich in nichts von ihren Vorgängern. Sie gingen höchstens vorsichtiger und zurückhaltender ans Werk. Nach wie vor wurden die verschiedenen Versuche Dortens, eine breitere Basis für seine Pläne zu schaffen, aufs eifrigste unterstützt. So erhielt er Anfang August 1920, einer Meldung der „Humanité" zufolge, gelegentlich einer Besprechung mit französischen Offizieren in Wiesbaden von dem Leutnant Clarac, Ordonnanzoffizier im Stabe des französischen Oberkommandierenden, die Summe von 250 000 Frs. für diese Zwecke.

Daß das Ziel nach wie vor unverrückt feststand, geht auch aus einem Gespräch des Dr. F. H. Klingelschmidt aus Mainz mit Oberst Denvignes, dem politischen Berater des General Mangin, hervor. Klingelschmidt berichtete hierüber wie folgt: „Eines Tages

erschien dann, als ich bei dem Mainzer Kreischef, Kommandant Spiral, weilte, Oberst Denvignes, von dem Spiral mir sagte, er komme eben von Versailles. Dieser Herr hatte nun ein großes Interesse an der rheinischen Bewegung. Er verwarf den Gedanken einer Annexion des Rheinlandes durch Frankreich als den Keim zu neuen Kriegen, begrüßte aber den Gedanken eines rheinischen Bundesstaates. Ihnen komme es darauf an, Preußen vom Rhein zu entfernen, damit das Hauptspannungsmoment beseitigt sei. Dagegen fragte er mich, ob nicht die Pfalz bzw. die Landauer Gegend, die doch nach geographischem Charakter, kulturellen und historischen Traditionen zum Elsaß gehöre, eine Annexion durch Frankreich wünsche."

Nebenher betrieb Barrès unter dem Deckmantel „Kulturpropaganda" mit wahrem Eifer die „friedliche Durchdringung" der rheinischen und pfälzischen Bevölkerung. Bücher und Zeitschriften, die von der Sonderstellung des Rheinlandes handelten, wurden kostenlos zur Verfügung gestellt, Lesesäle eingerichtet, französische Sprachkurse abgehalten, Suppenküchen eingerichtet, Konzerte und Theatervorführungen gegeben, ja französische Offiziere und Mannschaften nahmen lebhaften Anteil an Familienfestlichkeiten. Tageszeitungen wie das „Echo du Rhin", die „Revue rhénane", der „Rhin illustré", die „Freie Pfalz" und das üble französische „Nachrichtenblatt" sorgten, daß die geistige Vergiftung immer mehr zunahm.

Die täglichen Vergewaltigungen, Erschießungen, Verhaftungen, Ausweisungen, Enteignungen und „Steuererhebungen" waren nur „gerechte" Maßnahmen „üblen und verhetzten Elementen" gegenüber, welche die „allzu große Duldsamkeit des Friedenshüters" ausnutzten.

Vergebens jedoch „Zuckerbrot und Peitsche". Die Mehrheit der rheinischen Bevölkerung verhielt sich ablehnend gegenüber den Bestrebungen der Dorten und Haas. Zu diesen hatte sich inzwischen noch Joseph Smeets gesellt. Ganz offen erklärte letzterer, die „Rheinfranken könnten nur unter französischem Schutz gedeihen".

Am 30. Januar 1920 hatte er in Köln die „Rheinisch-republikanische Volkspartei“ mit dem Ziel der Errichtung einer von Deutschland losgelösten rheinischen Republik gegründet. Ihr Publikationsorgan war die Zeitung „Rheinische Republik“, ein Blatt, dessen blöder Inhalt obendrein noch von orthographischen und grammatikalischen Fehlern strotzte. Smeets schloß mit dem Bund „Freie Pfalz“ ein Abkommen über ein gemeinsames Vorgehen in allen Fragen der Autonomie der Rheinlande, Rheinhessens, Birkenfelds und der Pfalz. Die deutsche Presse in der Pfalz und in den übrigen besetzten Gebieten wurde durch die französische Besatzungsbehörde gezwungen, Artikel für die „Freie Pfalz“ und „Rhein-Republik-Bewegung“ aufzunehmen. Die Versammlungen dieser „Verbündeten“ wurden durch französische Gendarmerie geschützt, ihre Führer von französischer Geheimpolizei bewacht. Und doch waren die Franzosen absolut „neutral“.

Eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen den sozialistischen Parteien und der bayerischen Staatsregierung in der Frage der Einwohnerwehr benutzte General de Metz am 1. April 1921, um mit angesehenen Führern der Mehrheitssozialisten über die Möglichkeit politischer Neugestaltung in der Pfalz zu verhandeln. — Gleichzeitig forderte er den Klerus auf, möglichst rasch bei der unmittelbar bevorstehenden politischen Neugestaltung der Dinge in der Pfalz die Rechte des Bürgertums und vor allem des Zentrums zu wahren, da sonst die Sozialisten die Dinge allein in die Hand nehmen würden. Höchste Eile sei geboten, denn sonst käme die Geistlichkeit vielleicht zu spät.

Vergebens, sein Ränkespiel wurde durchschaut.

Nun, was im guten nicht ging, mußte auf andere Weise zu erreichen sein. Die Zollgrenze wurde eingeführt. Alle über die Ostgrenze hereingeführten Waren unterlagen einem Zoll in Höhe von 25 % der im deutschen Zolltarif vorgesehenen Zölle. Zeitungen aus dem unbesetzten Deutschland durften gar nicht eingeführt werden. Wo sich Widerstand regte gegen die separatistische Bewegung, wurde er im Keime erstickt. Der Aachener Polizei-

präsident mußte im Mai 1922 in einer öffentlichen Erklärung sein Bedauern darüber aussprechen, daß von Unbekannt die Hauswand eines Separatisten mit Drohungen und Warnungen beschrieben worden war. Ja, die französische Behörde setzte ohne weiteres Reichsgesetze außer Kraft, wenn ihre „Freunde" dadurch bedroht waren. Das Verbot der Zeitung „Rheinische Republik" durch den Kölner Polizeipräsidenten, das wegen landesverräterischer Artikel erfolgte, hob der britische Kommissar auf Druck von französischer Seite hin wieder auf. Als Smeets im Jahre 1922 wegen verleumderischer Beleidigung zu Gefängnis verurteilt wurde, stellte ihn die H. J. R. C. mit Schreiben vom 7. Oktober 1922 außerhalb der deutschen Gesetzgebung, indem sie seine Gefangensetzung unter Hinweis auf seine Beziehungen zu und seine Verdienste für die alliierten Behörden untersagte. Man versuchte sogar, die deutschen Verwaltungsbehörden auszuschalten. So erklärte der Bezirksdelegierte von Kusel, er werde Gesuche der Bevölkerung ablehnen, wenn sie durch Vermittlung der deutschen Verwaltungsbehörde an ihn gelangten. Der Abgeordnete Dariac erklärte im Budgetausschuß der französischen Kammer ganz offen, daß von der J. R. C., besonders aber von ihren französischen Mitgliedern alles geschehe, um die allmähliche Ablösung der Rheinlande und der Pfalz vom Deutschen Reich herbeizuführen.

So kam das Jahr 1923 und mit ihm der Ruhreinbruch Frankreichs. General Allen, der Oberbefehlshaber der amerikanischen Besatzungstruppen, erklärte noch am 3. Januar 1923 in seinem „My Rhineland Journal", es könne überhaupt nicht länger in Zweifel gezogen werden, daß Frankreichs Hauptziel darin liege, seine Sicherheit durch eine Schwächung Deutschlands herbeizuführen. Am 11. Januar marschierten die Franzosen ins Ruhrgebiet ein, um den „Ruhrkoks mit dem lothringischen Eisenerz zu vermählen".

Ein ungeheurer Terror setzte ein. Die J. R. C. unterstellte die Kohlenverteilung im besetzten Gebiet einer interalliierten Kohlenkommission, beschlagnahmte die Zölle sowie die Ein- und Ausfuhr-

abgaben und die Erträgnisse der Staats- und Gemeindeforsten. Die deutschen Zoll- und Finanzbeamten und die Beamten der Forsten wurden ihr unterstellt. Zugleich mit der Ruhrinvasion sollte die Verkündung der „Rhein-Republik“ erfolgen. Daß es aber hierzu zunächst noch nicht kam, hatte seine Ursache in dem mit der Invasion spontan erwachten und bis zur Leidenschaft gesteigerten Freiheitswillen der Rhein- und Ruhrbevölkerung.

Trotzdem begann aber zugleich mit dem Ruhreinmarsch für die Separatisten ein neuer Auftrieb. Verbände und Verbändchen, wie der „Rheinische Volksbund“, die „Rheinische Patriotenliga“, die „Rheinisch-sozialistische Partei“, die „Rheinische Volksgemeinschaft“, der „Verband zur Wahrung der rheinischen Interessen“ schossen wie Pilze aus der Erde. Kein Wunder, genügte doch die Mitgliedskarte eines solchen Vereins, um den Inhaber von Strafverfolgung von seiten der deutschen Behörden zu schützen und ihm in jeder Lage die volle Unterstützung der französischen Truppen und Behörden zuteil werden zu lassen. Es war eine herrliche Gelegenheit für Verbrecher jeder Art, deren sich die Franzosen zu Spionagezwecken und Denunziationen bedienten. Tausende von Ausweisungen und Mißhandlungen kommen auf das Konto dieses Gesindels. Aber dieses Tun steigerte nur den Abwehrwillen der Bevölkerung. Das Attentat auf Smeets am 17. März 1923 war ein drohendes Menetekel.

Kurze Zeit vorher hatte dieser Smeets einem französischen Berichterstatter erklärt: „Solange Ihr die Deutschen so behandelt, als wären sie Franzosen, d. h. so sanfte und demokratisch gesinnte Menschen, habt Ihr keine Aussicht, über sie zu triumphieren, denn sie hetzen und terrorisieren die Masse, die ohne ihren Einfluß Euch zweifellos gutgesinnt wäre. Ihr laßt Herrn Cuno herkommen und die Leidenschaften schüren, Ihr laßt bis zu den Toren Eurer improvisierten Kasernen Anschläge in französischer Sprache anbringen, die Eure Soldaten zum Aufruhr, zum Desertieren aufreizen sollen; Ihr laßt die Manifestanten, die immer dreister werden, ungestraft vor den Augen der interalliierten Bevollmäch-

tigten umherlaufen und ihnen Aufreizungen in Form von aufrührerischen Liedern zusingen. Das ist keine gute Methode, glaubt es einem Rheinländer, der sein Land und Preußen kennt. Ich bin jeden Tag bereit, für mein geliebtes rheinisches Vaterland und für die gerechte Sache Frankreichs den Märtyrertod zu erleiden. Ich wünsche, daß man in Frankreich wisse, daß nur die Gewalt ein wirksames Mittel ist und daß Blut fließen muß. Es ist dringend notwendig, daß Frankreich seine getreuen Anhänger durch energische Maßnahmen schützt, und wenn es auch eine zweite Bartholomäusnacht kostet. Vor allem ist die Ausweisung des Fürsten Hatzfeld, des deutschen Reichskommissars in Koblenz, notwendig, der die Seele des preußischen Widerstandes ist, sowie des Sozialdemokraten Sollmann, des energischsten Verfechters der Reichseinheit. Weiterhin müssen alle für die Reichseinheit eintretenden deutschen Zeitungen seitens der Besatzungsbehörde verboten werden. Schließlich müssen 5—6000 preußische Eisenbahner ausgewiesen werden."

Als „vollwertigen" Ersatz für diese überreichte er gleich eine Liste von 1200 Verrätern an der deutschen Sache.

Die Wirkung der Smeetschen Erklärungen folgte auf dem Fuße. Den preußischen und Reichsministern wurde das Betreten des besetzten Gebietes untersagt, die Grenze zwischen dem besetzten und unbesetzten Deutschland wurde Anfang Juli 1923 vollständig gesperrt. Sämtliche Beamten, der Oberpräsident, sämtliche Regierungspräsidenten und 26 von 32 Landräten wurden ausgewiesen. Damit waren alle Vorbedingungen für ein Losschlagen der Separatisten gegeben. Dorten hatte hierfür den 14. Juli angesetzt. Aber dem „Comité de la Rive Gauche du Rhin" schien dieser Tag noch nicht geeignet. Es gebrauchte noch einige Monate zur Durchorganisierung des Haufens von Unzufriedenen. Mit der Vielzahl der separatistischen Verbände wuchs nämlich auch die Unzufriedenheit unter ihnen. Die Führer machten sich gegenseitig den Rang streitig. Jeder wollte gern möglichst viel von der Gunst der Franzosen erhaschen. Man zeigte sich gegenseitig an. Ein

Schreiben des Herrn Smeets an den Präsidenten der H. I. R. C. ist außerordentlich aufschlußreich. Es gibt zugleich ein wunderbares Bild von der „Blütenlese", die die Führung der separatistischen Bewegung darstellte:

„Herr Präsident! Die Zentrale der Rheinischen Republikanischen Volkspartei beehrt sich, Ihnen, Herr Präsident, von folgendem Kenntnis zu geben: Seit meiner am 17. März d. J. stattgefundenen Verletzung machen sich innerhalb der Rheinischen Volkspartei Strömungen bemerkbar, die auf eine Zersplitterung unserer Partei hinauslaufen. Verschiedene Elemente, die ich unten namentlich bezeichnen werde, haben es verstanden, Verwirrung in unsere Reihen hineinzutragen. Die Zersplitterungsversuche führen auf das Treiben von Preußen bezahlter Elemente zurück. Meines Erachtens kann nur der preußischen Regierung in dem heutigen Augenblick eine Spaltung unserer Partei gelegen kommen. Leider haben preußische Elemente es verstanden, gleichfalls den früheren Generalsekretär unserer Partei, Herrn Franz Trier, zu bewegen, daß Herr Trier mit diesen Zersplitterern gemeinschaftliche Sache macht.

Herr Präsident, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die Haupträdelsführer namentlich angebe: Leo Decker, Fabrikant, Aachen, Haskampstr. 38, der vor einigen Monaten von mir ein Beglaubigungsschreiben erbat, um Medikamente nach Holland zu verschicken. Es handelte sich bei dieser Affäre um einen Betrag von 55 000 Gulden. Selbstverständlich, als Führer einer politischen Partei, bin ich dem Wunsche des Herrn Decker nicht nachgekommen, da Herr Decker selbst nicht im Besitz einer Handelserlaubnis für Medikamente war. Gleichzeitig hat Herr Leo Decker versucht, un- unseren Bezirksleiter in Aachen, Herrn W. Mühleneisen, Möbelhändler, dessen Frau eine Belgierin ist und dessen Sohn in der belgischen Armee dient, aus persönlicher Niedertracht bei der Besatzung als preußischen Spitzel zu denunzieren. Des weiteren ist Decker in Aachen allgemein als Schieber bekannt, der es verstanden hat, während des Krieges und nach dem Kriege sich ein un-

geheures Vermögen zu erwerben. Die Motive des Herrn Decker zu seinem Vorgehen gegen mich sowie gegen die Zentrale sind nur darin zu finden, daß ich mich Herrn Decker gegenüber nicht bereit erklärt habe, ihm bei diesen unsauberen Machenschaften behilflich zu sein. — Franz Trier, Köln-Deutz, Düppelstr. 29, bisher Generalsekretär unserer Partei, hat anläßlich einer Versammlung, die am 17. Juli d. J. in Bonn für die Frau Witwe Kaiser und für mich selbst von dem Vorsitzenden der Bonner Ortsgruppe in die Wege geleitet worden ist, einen Betrag von über 1½ Millionen Mark unterschlagen. Es ist anzunehmen, daß Herr Trier mit Wissen oder ohne Wissen von einer preußischen Stelle zu diesem Schritt verführt worden ist. Herr Trier verbreitet dasselbe Gerücht, welches die preußische Presse schon seit Jahren verbreitet: ich sei mit französischem Geld bestochen und hätte die Absicht, das Rheinland an Frankreich zu verkaufen.

Des weiteren möchte ich Ihnen von den Zersplitterern noch folgende Namen nennen: Ingenieur Klee, Bonn; Joseph Jansen, München-Gladbach; Robert Greven, Köln; Rechtsanwalt Lequis, Bonn; Installateur Dilger, Köln, Brüsselstr.; Spielmann, Köln-Ehrenfeld u. a."

In einer von Trier nach Bonn einberufenen Versammlung gab es ungeheuren Krach. Trier warf dem Smeets vor, er habe die Partei um Millionen betrogen. Das Büro des Generalsekretärs müsse auf Verlangen von Paris nach Bonn oder Mainz verlegt werden, da es dort besser geschützt sei. Die Übersiedlungskosten, die Unterhaltung der Druckerei und die Kosten für Papier würden von der Pariser Stelle bestritten. Jansen aus München-Gladbach warf dem Smeets seine Denunziationen an die Franzosen vor. Trier sagte schließlich noch, die Mißwirtschaft des Smeets sei groß. Es werde aber die Zeit kommen, wo er mehr sagen könne. Man sei belogen und betrogen worden.

Aber das Machtwort des französischen Geldgebers machte diesem Unfrieden bald ein Ende. Alle separatistischen Gruppen wurden in der inzwischen von dem „Redakteur" Matthes gegründeten

und unter Leitung eines Rechtsanwalts Wolterhoff und Hauptmanns a. D. von Metzen stehenden „Rheinischen Unabhängigkeitspartei" zusammengefaßt. Publikationsorgan war die Zeitung „Frei Rheinland".

Mit Hilfe der französischen Eisenbahnregie wurde das gesamte Gesindel am 21. Juli in Koblenz zusammengezogen, wo dann folgender Beschluß zustande kam:

1. Die Separatisten fordern die Aufrichtung einer Rheinischen Republik.
2. Diese soll ein Friedensstaat sein, der Völkerversöhnung dienen und sich bemühen, die Reparationsfrage ehrlich und ernstlich zu lösen.
3. Es soll eine rheinische Volksvertretung geschaffen werden, die der J. R. C. als beratende Körperschaft beigegeben werden soll.
4. Einführung einer rheinischen Währung.
5. Die von nun an vereinigte rheinische Bewegung garantiert dem rheinischen Volk, daß die Rheinische Republik mit allen Mitteln und, ohne vor irgendeiner Schwierigkeit zurückzuschrecken, an die Wiederherstellung des wirtschaftlichen Lebens und dadurch für das Heil des rheinischen Vaterlandes arbeiten werde.

Doch der aus der Bevölkerung heraus organisierte deutsche Abwehrdienst war auf der Hut. Die weiteren Versammlungen dieser Vaterlandsverräter verliefen nicht sehr vorteilhaft für sie. In einer am 26. August in München-Gladbach von etwa 400 Separatisten besuchten Versammlung bemächtigte sich die erregte Bevölkerung der grün-weiß-roten Fahnen und des Propagandamaterials und überantwortete es einem Scheiterhaufen. Die „Befreier" wurden mit den Fahnenstöcken bearbeitet, bis sie ihre belgischen Freunde aus dieser unangenehmen Lage befreiten. In einer Versammlung zu Trier, in der sogar der dortige Platzkommandant Oberst Guillebon mit seinem ganzen Stab anwesend war, griff die Bevölkerung die Separatisten an, obwohl sie von diesen leb-

haft beschossen wurden. Einige Schwadronen Spahis griffen hierbei helfend ein — natürlich zugunsten ihrer Freunde.

Am 30. September 1923 war man — auch nach Ansicht der Franzosen — soweit, um losschlagen zu können. An diesem Tage wurde der gesamte Klüngel nach Düsseldorf zusammengezogen, um hier im Schutze Frankreichs unter blutigem Terror die Rheinrepublik zu verkünden. Die eigens zu diesem Zweck aufgestellten und bewaffneten „Sturmtrupps“ wurden in von der französischen Regie zur Verfügung gestellten Extrazügen dorthin geleitet.

Goldene Herbstsonne wirft ihre Strahlen über die kunstfreudige Stadt, aber menschenleer sind ihre Straßen. Die Einwohnerschaft ist daheim geblieben, um damit zu bekunden, daß sie nichts zu tun hat mit dem, was jetzt vor sich gehen soll. Am Bahnhof patrouillieren einige wüst aussehende Gestalten auf und ab, die Hände tief in den Taschen vergraben, am Arm die grün-weiß-rote Binde: das Empfangskomitee. Eben läuft ein Zug ein. Unter lautem Lärm und Getobe entsteigen ihm die gleichen Bassermannschen Gestalten. Weitere Züge folgen. Bis zum Mittag haben sich rund 30 000 Mann versammelt, die sich nun auf dem Bahnhofsplatz formieren, um dann ihren Demonstrationszug durch Düsseldorf anzutreten. Einer laut schnatternden und lebhaft gestikulierenden Negerbande gleich setzt sich schließlich der Zug in Bewegung nach dem Hindenburgwall zu, vorbei am Hotel „Breidenbacher Hof“, von dessen Balkon herab General Degoutte mit Gefolge Heerschau hält über seine „Getreuen“. In diesem Augenblick kommen ein paar für Ordnung sorgende blaue Polizisten dem Zug entgegen. Wie rotes Tuch wirken sie auf das Gesindel, das sich mit wüstem Gebrüll auf sie stürzt und sie angesichts des zuschauenden und sich köstlich amüsierenden französischen Offizierskorps furchtbar mißhandelt, ohne daß die dicht dabei stehende französische Gendarmerie auch nur die geringsten Anstalten zum Eingreifen trifft. Da, plötzlich scharfe Kommandos. Die schleunigst alarmierte grüne Schutzpolizei rückt an, um ihren bedrängten Kameraden zu helfen. Forsch, aber in aller Ruhe geht sie gegen den

wildgewordenen Mob vor. Schüsse fallen aus dem bewaffneten Haufen. Jetzt macht auch die Polizei von ihrer Schußwaffe Gebrauch. Das war aber zu viel für das feige Gesindel. In regelloser, wilder Flucht macht es kehrt und sucht Zuflucht im Hofgarten, verfolgt von der Polizei. Vollkommen durcheinander und in dem Glauben, auch dort von der Polizei eingekesselt zu sein, schießt es auf eigene Genossen. Es kommt zu einem wilden Kampf untereinander. Aber schließlich ist die Ruhe wiederhergestellt, die Polizei ist gerade im Begriff, wieder abzurücken in die Kaserne. In diesem Augenblick ertönen Hornsignale. Französische Truppen und berittene Gendarmerie rückt an, aber nicht etwa, um das Gesindel, sondern um die Polizei, die noch eben für Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung gesorgt hatte, zusammenzutreiben, zu verhaften und zu entwaffnen. Das war für den Pöbel das Zeichen zu erneutem Angriff. Fürchterlich wütet er nun. Buchstäblich totgeschlagen und zertrampelt wurden die wehrlosen Opfer, und das unter den Augen französischer Offiziere und der tatenlos dastehenden Gendarmerie. Der englische Berichterstatter der „Times", Gedye, schreibt hierüber u. a.:

„Die Separatisten betätigten sich als Hunde bei der Polizeijagd der französischen Kavallerieoffiziere. Geführt von einem Dutzend Separatisten ritten 20 französische Kavalleristen an einen Polizisten heran, der in der Nähe des Hotels Posten stand, und entwaffneten ihn. Als das geschehen war, wandten sich die Separatisten gegen den Wehrlosen und schlugen ihn mit Knüppeln und Bleirohren zu Tode. Der dem Tode Geweihte begrub sein Gesicht in seinen Armen und sank zu Boden. Die französische Kavallerie hielt ihre Pferde an und sah ruhig, ohne einzugreifen, zu, während die 20 und mehr Schläge geführt wurden, die nötig waren, um ihn zu töten."

„Kommandeur" dieses Gesindels war ein Individuum polnischer Herkunft, das sich bald „Parzifal", bald „Arndt" nannte. 10 Tote, 74 Schwer- und eine große Anzahl Leichtverwundeter waren das traurige Ergebnis dieses Sonntags. Wenn das Ziel trotzdem nicht

erreicht wurde, dann war dies in erster Linie dem Abwehrdienst zu danken, der den Plan in allen Einzelheiten bereits vorher der Öffentlichkeit bekanntmachte und so eine große Anzahl von Vertretern der Weltpresse Zeuge der französischen Machenschaften werden ließ.

Die französische Besatzungsbehörde verurteilte in Verfolg dieses Sonntags den Düsseldorfer Regierungspräsidenten Dr. Grützner in Abwesenheit zu 20 Jahren Zwangsarbeit. 19171 Personen, darunter 5073 Reichsbeamte, waren bis zum 1. Oktober 1923 ausgewiesen worden. Die deutsche Reichsregierung gab jetzt den passiven Widerstand auf, nicht aber die deutsche Bevölkerung. Zäh hielt sie alle französischen Schikanen aus. Einen schweren Stand hatte sie. War doch die deutsche Währung vollkommen zerrüttet. Plagte sie doch der Hunger. Zu all dem setzte gerade jetzt ein wütender Terror des separatistischen Gesindels in allen Städten und Dörfern ein.

Diese Zustände benutzte Herr Tirard, um jene Schicht der „nüchternen" Bevölkerung zu sammeln, die für die vollständige Zerstörung ihres wirtschaftlichen Wohlstandes fürchtete. Kurz nach Beginn der terroristischen Phase lancierte das Kölner Tageblatt den Gedanken, daß Matthes, Smeets, Dorten und Genossen durch französische Bajonette an die Macht gebracht wurden. Wenn ihnen einmal die Republik französischer Observanz aufgezwungen werden sollte, dann sollten die soliden Rheinländer ihre eigenen verantwortlichen Führer herausstellen, die mit einem Minimum an Risiko für den Wohlstand des Landes das tun sollten, was die Franzosen beruhigen würde. Das war natürlich für die deutsche Einheit eine sehr viel gefährlichere Bewegung, als der separatistische Terror, der inzwischen fürchterliche Formen angenommen hatte.

Schreckliche, nicht wiederzugebende Leiden hatte die Bevölkerung zu erdulden. Die Franzosen unterstützten diesen Terror meisterhaft, indem sie die Gelder der Staats- und Kommunalkassen, der Banken, Sparkassen und Industriewerke mit Beschlag belegten. Kontributionen in ungeheurer Höhe wurden den Städten und Ge-

meinden auferlegt. Beamte und Arbeiter wurden rücksichtslos ausgewiesen, wenn sie sich weigerten, für die französische Behörde Dienste zu leisten. Manche von ihnen wurden eingesperrt und in fürchterlicher Weise gemartert und gequält. Raub, Mord und Plünderungen waren an der Tagesordnung. Herrliche Tage fürwahr für den Abschaum der Menschheit. Wie ein Hohn klingt ein Erlaß Nr. 74 des Generals Degoutte, der alle Verbände, die aktiv oder durch ihren Ruf den Franzosen Dienste leisten, unter besonderen Schutz stellte und den Mitgliedern dieser Verbände das Recht gewährte, für irgendwelche Verluste oder Schäden, die sie infolge ihrer Betätigung erlitten, Schadensersatzansprüche an die deutschen Behörden zu stellen. Beispiellos steht dieser Erlaß da in der Geschichte der zivilisierten Welt. Den deutschen Sicherheitsorganen nahm man die Waffen, um sie Verbrechern übelster Art auszuhändigen. Wohl nahm schon jede Nation Verräter in ihre Dienste, strafte sie aber stets mit der ihnen gebührenden Verachtung. Frankreich darf das „Verdienst" für sich in Anspruch nehmen, als erste Nation von diesen Gepflogenheiten abgegangen zu sein.

Tirard ließ endlich auch die Maske des Scheins fallen. Am 2. Oktober 1923 empfing er Dorten und Matthes in Koblenz, erklärte sein volles Einverständnis mit ihren Plänen und sicherte ihnen seine ganze Hilfe zu. Für den 18. Oktober war die Verkündung der Republik nunmehr festgesetzt. In Paris bereitete man bereits die Einführung der „rheinischen Währung" vor. Im Büro des belgischen Leutnants Dolfe fand eine eingehende Besprechung statt. Beteiligt waren daran die separatistischen Führer sowie der französische und belgische Oberkommissar. Ein bis ins kleinste ausgearbeiteter Plan lag dieser Besprechung zugrunde. Danach sollte die Rheinische Republik aus drei Zonen bestehen, und zwar aus der südlichen mit Koblenz, der Ruhrzone mit Düsseldorf und der nördlichen mit Aachen als Regierungssitz. In der nördlichen Zone sollte Belgien freie Hand haben. Tirard hatte aber in typisch französischer Weise bereits ein Geheimabkommen mit Dorten und

Matthes getroffen. Hiernach sollte eine ungeteilte Republik unter französischem Protektorat mit einem vom Völkerbund ernannten Präsidenten und Dorten als Regierungskommissar gebildet werden. Aber der belgische Oberst Raul, Vorsitzender des „Comité de la politique Nationale Belge" erfuhr von diesen Abmachungen und beschloß, in Erkenntnis der großen Gefahr, die Belgien drohte, nach Rücksprache mit Decker, den Franzosen durch sofortiges Losschlagen zuvorzukommen.

Der Konflikt Bayerns mit dem Reich machte die Pfälzer unruhig. Am 23. Oktober 1923 begaben sich der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Johannes Hoffmann, der zweite Bürgermeister von Ludwigshafen, Paul Kleefoot, und der Rechtsanwalt Dr. Friedrich Wilhelm Wagner zum General de Metz und erklärten ihm, daß sie in Anbetracht der gegenwärtigen Verhältnisse in Bayern beschlossen hätten, aus der Pfalz einen selbständigen Staat im Rahmen des Reiches zu machen. In der am folgenden Tage stattfindenden Sitzung des Kreistages der Pfalz verlas der Vertreter des französischen Kreisdelegierten, Major Louis, folgende Erklärung: „In Anbetracht, daß der gegenwärtige Zustand nicht andauern kann, ohne schließlich die allernotwendigsten moralischen und materiellen Interessen der Bevölkerung zu gefährden, und in Anbetracht ferner der höchst beunruhigenden und gefährlichen Lage in Bayern ist von heute an die Pfalz als autonomer Staat mit einer provisorischen Regierung bis zur weiteren Entwicklung der Ereignisse gebildet. Dieser autonome Staat der Pfalz verpflichtet sich feierlichst gegenüber der Interalliierten Rheinlandkommission zur Mitarbeit für die Erfüllung sämtlicher Verpflichtungen, die zur Tilgung der geschuldeten Reparationen und zur Gewährung der möglichen Sicherheiten Frankreichs erforderlich sind."

Der stellvertretende Vorsitzende des Kreistages, Geheimrat Bayersdörfer, erwiderte darauf: „In der vorstehenden Frage ist der Kreistag der Pfalz nach den geltenden Gesetzesbestimmungen entsprechend dem Artikel 18 der Reichsverfassung in keiner Weise zuständig und damit ist der Antrag für uns vorerst erledigt...

Ich habe mich noch einer Aufgabe zu entledigen. Ich bekam vorhin auf telephonischem Wege die Mitteilung, daß in der heutigen Nacht das Reichskabinett, die Reichsregierung, ebenso die Regierung von Bayern sich mit der Frage aufs eingehendste beschäftigt haben und daß sie die Bildung eines neuen Staates in jeder Form als Landesverrat abweisen müssen. Damit schließe ich die Sitzung und behalte mir die Festsetzung der nächsten Kreistagssitzung vor."

Die Überrumpelung des Herrn de Metz war gescheitert. Um sich aus der Affäre zu ziehen, erklärte er den Vertretern der Industrie und Landwirtschaft, die er am selben Nachmittag zu einer Besprechung über Währungsfragen befohlen hatte, die Pfalz hätte im Rahmen des Deutschen Reiches bleiben sollen, der Zusatz „im Rahmen des Reiches" sei aber infolge eines Versehens des Übersetzers aus der am Morgen verlesenen Erklärung fortgeblieben.

Inzwischen hatten die Separatisten in Stärke von 2000 Mann am 21. Oktober in Aachen sämtliche öffentlichen Gebäude besetzt. Auf dem Rathaus wehte die grün-weiß-rote Fahne der „Freiheit" und an allen Ecken verkündeten große Plakate, daß über Nacht die „Rheinische Republik Rheinland-Nord" erstanden sei. Die Stadt Duisburg ereilte das gleiche Schicksal. Das Ersuchen der sehr schwachen Polizei an die belgische Behörde, ihr zu gestatten, die Separatisten zu entwaffnen und auszuweisen, wurde vom belgischen Delegierten abgelehnt mit dem Bemerken, die Polizei sei eine unpolitische Organisation und dürfe sich nicht einmischen. Eine politische Partei habe durch einen Staatsstreich die Macht an sich gerissen. Man werde keine Störung der Ordnung dulden.

Dem unerwarteten Vorgehen ihrer Genossen in der belgischen Zone mußten sich Dorten und Matthes notgedrungen anschließen. Am 22. Oktober wurden Mainz, Wiesbaden, Trier, Düren, München-Gladbach, Viersen, Mayen und Erkelenz besetzt. Koblenz, Bonn, Krefeld folgten am nächsten Tage. Dort sowie auch in Bingen, Düsseldorf und Worms kam es zu heftigen Kämpfen zwischen Separatisten und der treudeutschen Bevölkerung. Die Flam-

men des Aufruhrs lohten über den Rheinlanden und griffen auch schnell über auf die Pfalz, wohin die Horden am 5. November einbrachen und Kaiserslautern, Neustadt, Landau, Germersheim besetzten. Am 12. November wurde die „autonome Republik“ für die ganze Pfalz verkündet.

Unsägliches schon hatten die Rheinländer und Pfälzer bisher erdulden müssen, aber es bedeutete nichts gegenüber der Leidenszeit, die nunmehr über sie hereingebrochen war. Schutz- und wehrlos standen sie einer Horde von Teufeln gegenüber. Schon bei der Besetzung der verschiedenen Städte wurde diesen offen oder versteckt die Hilfe der Belgier und Franzosen zuteil. Wo sich die Bevölkerung und die deutsche Polizei dem Gesindel widersetzte, griffen die Franzosen ein, entwaffneten die Verteidiger und lieferten sie wehrlos den schwer Bewaffneten aus. In Bonn erging das Verbot, auf Sonderbündler zu schießen. In Koblenz wurden alle Sicherungsmaßnahmen deutscherseits von den Franzosen aufgehoben, die schwerbewaffneten Sonderbündler gelangten durch die Straßensperre aus ihrem Quartier im Regiebahnhof ungehindert zum Schloß und Rathaus und hielten am nächsten Morgen einträchtig mit Marokkanern dort Wache. Als sich die Erbitterung der Bevölkerung in heftigen Gegendemonstrationen, bei denen es einigen „Matthes-Helden“ schlimm erging, Luft machte, drohte der französische Delegierte, Oberst Philippi, „wenn es noch einmal zu Demonstrationen käme, werde das Militär mit solcher Gewalt einschreiten, daß die Bevölkerung im Blut ersticke!“

„Wir werden euer Opfer entwaffnen und ihm Hände und Füße binden. Wir werden euch die Messer in die Hand geben und dabeistehen, um es festzuhalten, wenn es sich wehrt, aber ihr müßt ihm selbst die Kehle durchschneiden. Denkt daran, wir sind streng neutral.“ Nun, tausende von Beispielen solcher „Neutralität“ erlebte die arme rheinische und pfälzische Bevölkerung. Nur mit Hilfe dieser Neutralität konnten die „Freunde“ Frankreichs auch Fuß fassen, denn Mut war nicht ihre starke Seite. Aber hatten sie erst Fuß gefaßt, dann übten sie im Schutze der „Grande

Nation", des „Hüters der Ordnung und des Friedens", ein furchtbares Schreckensregiment aus. Läden und Wohnungen wurden geplündert, Banken und Sparkassen ausgeraubt, die Bauern in den umliegenden Dörfern wurden bis aufs Hemd ausgeplündert und unter Todesdrohungen und entsetzlichen Folterqualen gezwungen, den Eid auf die „Republik" zu leisten. Ausweisungen in der rigorosesten Form waren an der Tagesordnung und fanden die Billigung der französischen Behörden. General de Metz erwiderte einem deutschen Industriellen auf dessen Vorstellungen hinsichtlich der separatistischen Machenschaften: „Ich kann nicht anders handeln, ich habe von meiner vorgesetzten Stelle in Paris den bestimmten Auftrag, so vorzugehen, wie ich es tue." Einem anderen erklärte er zynisch: „Ich werde so lange alle Teufel auf die Pfalz loslassen, bis die bürgerlichen Parteien Vernunft annehmen und auf meine Pläne eingehen. Ich habe mich in Paris für die Verwirklichung der französischen Ziele stark gemacht, ich werde mit der erfolgreichen Erledigung dieser Mission stehen und fallen." Jede Kundgebung gegen die Separatisten wurde von den Franzosen streng geahndet und unter Anwendung drakonischster Maßregeln unterdrückt.

Man kann sich nach alledem vorstellen, was für Gesindel jetzt die Herrschaft ausübte, wenn man hört, daß selbst den Franzosen das Treiben ihrer „Freunde" mitunter zu bunt wurde. In einem französischen Geheimschreiben hieß es: „Seit den ersten Tagen der Errichtung der Regierung der autonomen Pfalz durch die Herren Bley, Schwenk, Mayer und Heinz wird die Regierung in einer solch unverantwortlichen Weise geführt, daß es unmöglich ist, diesen Machenschaften länger zuzusehen. Die von der französischen Regierung zur Verfügung gestellten Gelder wurden verschleudert, teilweise verschwanden sie in den Taschen des Herrn Bley; die Mannschaft ging leer aus, die Arbeitstätigkeit der Herren erschöpfte sich in persönlichen Streitigkeiten und Eifersüchteleien, und bei der wahllosen Besetzung der hohen Regierungsposten durch unfähige Personen ist und wird es unmöglich sein, die Schwierig-

keiten auf wirtschaftlichem, finanziellem und politischem Gebiet zu bessern oder gar zu meistern."

Noch besser hat der holländische Korrespondent des „Rotterdamsche Nieuwsblad", H. B. Koelensmid, dieses Gesindel erkannt. Ihr Konterfei hat er in folgendem naturgetreu wiedergegeben: „Als Hauptstück bleibt mir da ewig denkwürdig eine veritable Parade der ganzen Bande, aus der sich ihre Dürener „Heeresmacht" zusammensetzt. Eine Lumpenparade im besten Sinne des Wortes und eine ungewollte Parodie berühmter Muster. Die vier „Kompagniechefs" Bassermannsche Gestalten und Hanswürste zugleich; der Herr „Bataillonskommandeur" ein Galgenvogel, dessen Kopf ganz in einem Verbande steckte wie in einem Turban; der „Höchstkommandierende" ein noch ganz junger, nervenzerfressener Kerl, der statt des Turbans ein verbeultes Hütchen und dazu einen sehr schmierigen Papierkragen trug ... Und so darf ich denn auf Grund eingehender Okularinspektion versichern, daß mir nie in meinem Leben eine solche Schwefelbande von miserablen Tagedieben und Strolchen, solch ein lebendes Verbrecheralbum vor Augen gekommen ist. Aus all diesen Gesichtern sprach Dummheit, Verschmitztheit oder nackte Gemeinheit, so daß man sich geradezu die Vagabunden, die Zuhälter, die Strauchdiebe und die schweren Jungen hätte heraussuchen können. Nicht ein, buchstäblich auch nicht ein einziges anständiges Gesicht darunter. Durchweg Visagen, aus denen Beschränktheit und Ruchlosigkeit, zugleich aber auch überall die niedrigsten Begierden sprachen. Es ist wirklich bewundernswert, wie man solch eine Kollektion des verdorbensten Gesindels hat beieinander aufbringen können."

Das waren wirklich keine Ausnahmen. Man hatte den Eindruck, als habe sich der Abschaum der ganzen Menschheit im Rheinland ein Stelldichein gegeben. Bei den Führern war es nicht anders. Es schien, als sei die Höhe des Strafregisters ein Maßstab für die Führerauswahl gewesen. In Bonn wurde damals folgendes Flugblatt verteilt, dessen Richtigkeit vom Bonner Kriminalgericht jederzeit bestätigt werden konnte:

1. Lokalkommissar für Kirchen und Schulen: Henderkott, Alex; bürgerlicher Beruf: Bordellwirt, 22mal vorbestraft, 3mal wegen Mißhandlung zu insgesamt 7 Monaten Gefängnis, 4mal wegen Betruges zu insgesamt 14 Monaten Gefängnis, 3mal wegen Diebstahls zu insgesamt 4 Jahren Zuchthaus, 3mal wegen Zuhälterei und Kuppelei zu insgesamt 8 Monaten Gefängnis, wegen Beleidigung, Obdachlosigkeit usw. zu 2 Jahren Arbeitshaus.

2. Lokalkommissar für öffentliche Sicherheit: Nowack, Johann Wilhelm; bürgerlicher Beruf: Schuhmacher, vorbestraft, 1mal wegen schweren Diebstahls zu 6 Monaten Gefängnis, 1mal wegen gefährlicher Körperverletzung zu 2 Jahren Gefängnis, 1mal wegen Totschlages zu 10 Jahren Zuchthaus, 1mal wegen Amtsanmaßung, Erpressung und schwerer Urkundenfälschung zu 9 Monaten Gefängnis.

3. Polizeichef: Heimann, Josef; bürgerlicher Beruf: Hilfskellner und Althändler, vorbestraft, 1mal wegen schweren Diebstahls zu 3 Monaten Gefängnis, einmal wegen Straßenraubes zu 5 Jahren Zuchthaus, einmal wegen gefährlicher Körperverletzung zu 10 Tagen Gefängnis.

4. Lokalkommissar für Volkswohlfahrt: Groll, Ferdinand; bürgerlicher Beruf: Hausbursche, vorbestraft, 9mal wegen Körperverletzung, 1mal wegen Hausfriedensbruch, 1mal wegen fortgesetzten Betruges, außerdem wegen Unterschlagung, Glücksspiels, Beleidigung.

5. Lokalkommissar für Verkehrswesen: Paffenholz, Josef; bürgerlicher Beruf: Ausläufer, vorbestraft, 23mal wegen Diebstahls, Körperverletzung, Sachbeschädigung, Beleidigung, öffentlichen Ärgernisses, Verbrechens gegen § 268 (Bedrohung usw.), Betrug, Urkundenfälschung usw.

6. Lokalkommissar für öffentliche Kunstpflege: Schulz, Ludwig, Trompeter, vorbestraft, 13mal wegen Mißhandlung, Hausfriedensbruchs, Nötigung, Körperverletzung, Beleidigung, ruhestörenden Lärms (Berufsgefahr), Widerstandsleistung.

7. Lokalkommissar für Armenwesen: Gräf, Ferdinand, Anstreicher, vorbestraft, 6mal wegen Hausfriedensbruchs, Mißhandlung, Körperverletzung usw.

8. Chef der Wucherpolizei: Simon, Johann, Arbeiter, vorbestraft, 15mal, worunter 6mal wegen Betrugs, 5mal wegen Unterschlagung, Bettelei, Diebstahls usw.

9. Kommissar für Militärdienstpflicht der Separatisten: Junker, Robert, Konditor, vorbestraft, 1mal wegen Fahnenflucht zu zwei Jahren Gefängnis und Versetzung in die II. Klasse des Soldatenstandes, 1mal wegen Hehlerei zu 1½ Jahren Gefängnis, 1mal wegen schweren Diebstahls zu 1 Jahr Gefängnis.

10. Kommissare ohne „Portefeuille": Schmidt, Wilhelm, 8mal vorbestraft; Stauf, Wilhelm, 7mal vorbestraft; Trimborn, Peter, 9mal vorbestraft; Junker, Wilhelm, 3mal vorbestraft; Klein, Josef, 3mal vorbestraft.

Seinen ersten Eindruck von Herrn Joseph Smeets schilderte ein Franzose u. a. wie folgt: „Und dann erhob sich in dem Lärm einer mehr als fragwürdigen Versammlung ein junger Mensch mit blassem, aufgedunsenem Gesicht, trüben, kleinen Augen, pomadisiertem Scheitel, blondem Schnurrbärtchen und stotterte einige belanglose Sätze, die er mühselig von einem Blatt Papier ablas. Ich schloß einige Sekunden die Augen, suchte die plumpe, kleine Gestalt im schlechtsitzenden Sakko zu vergessen, forschte im Klang dieser Stimme auf den Ton, der das Bedeutende kennzeichnet — und mußte lächeln. Denn zu dieser Stimme gestaltete die Phantasie unwillkürlich das Bild eines verlegenen, blöden Schülers, der vergessen hat, seine Aufgabe zu lernen und in dem die Dreistigkeit des Schlechterzogenen mit der Furcht vor dem Stock ringt. In diesem Augenblick begann meine Entzauberung vom Banne des rheinischen Mythos."

Der Werdegang dieses „Befreiers" zeugte von außerordentlicher Vielseitigkeit: Schreiner sollte er werden, Schreiber wollte er werden. Auf halbem Wege hörte er aber auf und versuchte sich als Dentist. Aus dem Dentistenlehrlings-Anwärter wurde ein

Krankenpfleger beim Roten Kreuz während des Weltkrieges. Als solcher fühlte er sich berufen, in den Revolutionstagen von 1918 die Interessen der „Frontkämpfer“ im Kölner Arbeiter- und Soldatenrat wahrzunehmen. Avancierte später vom Schreiber bei den Unabhängigen zum „Redakteur“ des „Ventilators“, einem Blättchen, das ein schamhaft im Verborgenen blühender Edelkommunist, Sohn reicher, wahrscheinlich jüdischer Eltern, herausgab, um seine revolutionären Ideen auf diesem weniger gefährlichen Wege unter das Volk zu bringen. Von hier beriefen ihn linksstehende Pseudopazifisten in die Comités, die sie um 1919 herum für die „Rheinische Freiheit“ im Auftrage Frankreichs bildeten. Fürwahr eine außerordentliche Laufbahn, die ihren Gipfelpunkt fand in dem von Größenwahn befallenen „Herrscher der Rheinischen Republik“, einem „Rheinfranken“, dem der Besitz „französischer Goldfranken“ höchste Seligkeit dünkte.

Von Herrn Matthes sagte der englische Reporter Gedye: „In der äußeren Erscheinung eine Kreuzung zwischen einem Mussolini und einem Preisboxer war er — ich muß es zu meinem Bedauern sagen — ein früherer Kollege. Er hatte ein langes Register von Gefängnisstrafen hinter sich, hauptsächlich wegen gemeiner Verleumdungen, die in seinem kommunistischen Lumpenblättchen, der „Fackel“, in Frankfurt a. M. veröffentlicht worden waren. Er entging der Abbüßung einer der Strafen durch die Flucht ins besetzte Gebiet, wo er in den Dienst der Franzosen trat und unter ihrem Pressebüro gegen sein Land arbeitete.“

Mr. Natter, der örtliche Präsident der Rheinland-Republik in Bonn, mußte vor dem Kriege nach Amerika auswandern, da ein Haftbefehl gegen ihn ergangen war unter der Beschuldigung, sich an Schulmädchen vergangen zu haben. —

Heinz, von Frankreichs Gnaden Beherrscher der Pfalz, war geregelter Arbeit abhold. Herrschsüchtig und von krankhafter Eitelkeit, dabei ein gewandter Volksredner, gewann er früh Einfluß in der bäuerlichen Organisation, wo er die Bauern durch aufreizende Reden zu fesseln verstand und besonnene Männer stets

bekämpfte. Gernegroß, der er war, ließ er sich von seinem Dienstknecht bei einem Pferdekauf in Berlin „Herr Baron" anreden, erschien nach dem Einzug der Franzosen fast täglich hoch zu Roß in Kirchheimbolanden, bekleidet mit einer Offizierspelerine, um auf die französischen Soldaten, die er mit Wein und Zigaretten traktierte, Eindruck zu machen. Auch seine Umgebung setzte sich nur aus Lumpen, Verbrechern und geistig und moralisch minderwertigem Gesindel zusammen.

Das Haupt dieser erlauchten Gesellschaft war der „große Revolutionär" und ehemalige preußische Staatsanwalt Dr. Dorten, das „Baby" oder der „schöne Addi" genannt. Fanatischer Preußenhasser und von einem maßlosen Ehrgeiz beseelt, „einem Ehrgeiz, der dem ähnlich ist, der Cromwell dazu trieb, die Krone Englands abzulehnen, um Lordprotektor des Staates zu sein", wie der Marquis de Villers, Delegierter in Wiesbaden, in seinem Geheimbericht über Dorten an Tirard schrieb. Kein Wunder, daß die Bevölkerung von solchen Gestalten bis aufs Blut gequält und gepeinigt wurde. Aber durch nichts war sie in ihrer Treue zur deutschen Heimat zu erschüttern. Sie verzichtete händeringend auf die „Segnungen" dieser „Freiheitsbringer". Mit Hilfe aufrechter Männer aus allen Teilen des Deutschen Reiches ging sie daran, eine Abwehrorganisation zu schaffen. Mit wahrem Heldenmut nahmen sie den ungleichen Kampf auf. In Aachen, wo die „Rheinische Republik" entstanden war, begann sich auch ihr Ende vorzubereiten.

Am 2. November hatte der belgische Delegierte der H. J. R. C. in Aachen, Baron Radzinsky d'Ostrovitch, von der belgischen Regierung, dank der sehr dringlichen Vorstellungen, die von dem britischen Gesandten erhoben worden waren, die bindende Anweisung bekommen, dafür zu sorgen, daß die Separatisten entwaffnet und noch am Nachmittag aus der belgischen Zone abgeschoben würden. Der Befehl wurde sofort ausgeführt.

An demselben Tage wurden die Separatisten auch aus allen anderen Städten und Ortschaften in der belgischen Zone verjagt.

Unter frenetischem Jubel der Bevölkerung mußte die Fahne des Verrates eingezogen werden. Der separatistischen Bewegung war das Rückgrat gebrochen.

Dessen ungeachtet gab Tirard sein Spiel noch nicht verloren. Anfang November erklärte er gewissen Kreisen in Köln, Frankreich sei jetzt bereit, einen besonderen Bundesstaat innerhalb des Reiches anstatt einer vollständigen Trennung von Deutschland anzunehmen. Dieser müsse allerdings eine Zollgrenze gegen Deutschland haben und einen eigenen Zolltarif sowie eine von den Franzosen beherrschte Währung besitzen. Seine Eisenbahnen müßten in den Händen „einer ausländischen Macht" sein; er müsse eine ausländische militärische Besetzung haben und der Herrschaft der Rheinlandkommission unterstellt werden, schließlich sollte er eine eigene diplomatische Vertretung in Paris erhalten. Eine Notenbank sollte zu 30—35 % französisches, zu 15 % internationales und zu 50 % deutsches Kapital haben. Leute, wie der Bankier Louis Hagen u. a. ließen sich tatsächlich dazu bringen diesen französischen Plan ernst zu nehmen.

Das Kölner Tageblatt scheute sich nicht, auf die Briten einzureden, ihren Widerstand gegen die französischen Pläne aufzugeben, sie vielmehr triumphieren und das Rheinland kapitulieren zu lassen, worauf dann beide Teile sich wieder der Arbeit und dem Geschäft widmen könnten.

Mit dem Mut der Verzweiflung erwehrte sich indessen die Bevölkerung der entmenschten Bestien. Die Schlacht am Ägidienberg im Siebengebirge bildete den Auftakt zur Erhebung gegen das Untermenschentum.

Pfarrer Junkersberg von Ägidienberg veröffentlichte hierüber folgenden Bericht in der „Essener Zeitung":

Am Morgen des 16. November 1923 rückten die Separatisten aus Honnef, es lagen etwa 3000 Mann dort, in drei Kolonnen gegen Ägidienberg vor. Die ausgestellten Ägidienberger Posten wurden überrumpelt und gefangen. Das Dorf Hövel wurde von den Separatisten überschwemmt. Die Fenster und Türen in den

Häusern wurden eingeschlagen, die Frauen und Kinder mit den Schußwaffen bedroht. Es wurde geplündert, Gold- und Silbersachen wurden geraubt, die besten Kleider mitgenommen, und ältere Leute vor ihnen hergetrieben. Der ganze Ort war bald ein Bild der Verwüstung.

Hövel war nur schwach von der Wehr besetzt. Die Mehrzahl lag, verstärkt durch die Windhagener Wehr, an der Chaussee Honnef—Himberg. Aber die wenigen Wehrmitglieder, die in Honnef zurückblieben, leisteten tapfer Widerstand. Schon waren einige Separatisten gefallen, die übrigen fingen bereits an, sich zurückzuziehen. Diese Verwirrung benutzte Hubert Weinz aus Növel, den man zum Erschießen auf einen Holzstoß gestellt hatte, um zu entfliehen. Die zurückgebliebenen Separatisten flüchteten in die Häuser und in die Keller. Die Oberpleiser Wehr kommt an. Unterhövel ist gerettet. In Oberhövel geht die Brandschatzung weiter. Bis an die Kirche ist das Gesindel vorgedrungen. Da erscheint auch hier die Hilfe. Von zwei Seiten, von der Kirche und vom Kirchhof her, werden die Separatisten von unserer Wehr, verstärkt durch die Oberpleiser Wehr, angegriffen. Sie sehen sich überwunden. In ihrer Wut vergreifen sie sich an den wehrlosen Geiseln. Der 65jährige Weinz, der sich waffenlos bei seiner Frau in seiner Wohnung aufgehalten hatte, wird lebensgefährlich von ihnen verletzt. Er stirbt nach wenigen Stunden. Immer zahlreicher rücken unsere Wehrmitglieder heran. Die Separatisten können sich nicht mehr halten. Vierzehn Tote lassen sie zurück und entfliehen. Die Dörfer von Ägidienberg sind wieder frei vom Gesindel, aber noch liegen sie uns in dichten Schützenschwärmen im nahen Walde gegenüber. Immer neue Verstärkungen erhalten sie. Vorstöße gegen Himberg werden blutig abgewiesen. Aber werden die Ägidienberger die Front halten können? Nach allen Seiten ruft das Telefon des Gemeindevorstehers Klein um Hilfe. Zahlreiche Kämpfer kommen aus dem Westerwald, aus Neustadt, Nuchholtz und Asbach. Die Kreisstadt Siegburg sendet Autos mit Mannschaften und Lebensmitteln, ebenso Honnef-Geistingen, Ückerath und Honnef-Seehof.

Es mochten wohl auch nachmittags 150—200 Kämpfer auf unserer Seite stehen, während die Separatisten noch Zuzug aus den anderen von ihnen besetzten Rheinstädten erhielten. Der Kampf tobt weiter. Auf beiden Seiten heftiges Gewehrgeknatter. Vier Uhr ist es geworden. Auf der Himberger Straße erscheint ein Auto, das die weiße Fahne zeigt. Ein angeblicher französischer Kreisdelegierter stellt sich vor, in Wirklichkeit ein gebürtiger Deutscher, der inzwischen das belgische Bürgerrecht erworben hat. Er verhandelt mit unserem Führer. Die Parlamentäre wünschen freien Durchzug nach Siegburg und die Erlaubnis, auf dem Marktplatz von Ägidienberg die Rheinische Republik ausrufen zu dürfen. „Unannehmbar." Das Separatistenauto mit den Insassen holt eine Patrouille.

Inzwischen bietet Ägidienberg mit den umliegenden Ortschaften ein trauriges Bild. Überall Flüchtlinge. Auf Karren und Wagen hat man das Nötige zusammengepackt. Das Vieh wird fortgetrieben. Alte Leute, Frauen mit Kindern verlassen die Heimat. Die Nacht wird zu unsicher werden. Es könnte den Separatisten noch einmal gelingen, durchzubrechen. Was dann? Ihre Drohungen werden sie wahr machen und alles in Brand stecken. Hövel ist wie ausgestorben. Tiefe Nacht ist es geworden. In den Wachtlokalen wird die ganze Nacht durch gekocht. Vier Stück Vieh waren geschlachtet worden. Lebensmittel, Brot und Kartoffeln wurden von nah und fern herangeholt. Den wackeren Kämpfern sollte es an nichts fehlen. Unermüdlich werden Lebensmittel an die Front gebracht. Die Wachen werden nachgesehen. Die Separatisten werden es nicht wagen, nochmals vorzudringen. Schon tagt der Morgen. Nur hier und da hört man noch Gewehrgeknatter. Der neue Befehl wird ausgegeben. Vorrücken auf der ganzen Linie in Richtung Schmelztal—Honnef, um auch den letzten Separatisten aus Honnef zu verjagen. Ein gewagtes Unternehmen. Schon waren wir mit etwa 500 Mann in Schmelztal angekommen. Da erschienen Honnefer Bürger, die uns belehrten, daß Franzosen in Honnef angerückt seien. Ägidien-

berg würde ebenfalls besetzt werden.... Am Abend kamen französische Gendarmerie und am 18. November 1923 Marokkaner, die etwa 14 Tage in Ägidienberg blieben. Die Separatisten wurden sofort von Honnef nach Koblenz abtransportiert. Der Mittelrhein war frei von Verrätern. Die Zahl der Toten und Verwundeten in diesem Kampfe konnte nicht genau festgestellt werden. Die französischen Zeitungen geben die Zahl der Toten mit 29, der Verwundeten mit 120 an. Der Führer der Separatisten, Rang in Honnef, nannte über 60 Tote. Es war wohl die schwerste Niederlage, die die Separatisten erlitten. Von diesem Schlag haben sie sich nicht mehr erholt. Ihre Herrschaft war für immer gebrochen."

In der Tat ging es jetzt unaufhaltsam dem Ende separatistischer Herrschaft entgegen, zumal die britische Regierung wegen der Umtriebe dieser Bande energische diplomatische Schritte in Paris und Brüssel unternahm. Es war ja mittlerweile in aller Welt bekannt geworden, wer hinter diesen Machenschaften steckte.

Am 9. Januar 1924 fand der Präsident der „Autonomen Republik Pfalz", Heinz-Orbis, ein wohlverdientes Ende. Wie allabendlich sitzt er im Speisesaal des Gasthofes „Wittelsbacher Hof" in Speyer und tafelt mit seinen Freunden und Freundinnen. Außer ihnen sitzen noch einige andere Gäste im Saal, darunter der englische Berichterstatter Gedye und ein junger Mann, der sich als Dr. Weiß ins Fremdenbuch eingetragen hat. Gegen 9½ Uhr treten 4—5 Männer im Alter von 23—30 Jahren ins Zimmer, gehen wie auf der Suche nach einem Tisch durchs Zimmer und nähern sich so unauffällig der Tafelrunde des Präsidenten. In diesem Augenblick springt Dr. Weiß auf mit dem Ruf: „Hände hoch, es gilt nur den Separatisten!" Im gleichen Moment krachen auch schon Schüsse. Heinz und seine Begleiter fallen tödlich getroffen zu Boden. Ruhig wie sie gekommen, verlassen die Täter den Raum. An der Tür ruft der Führer noch: „Während der nächsten Viertelstunde darf niemand das Lokal verlassen. Wer hinausgeht, wird erschossen." Gleichzeitig erlischt das elektrische

Licht. Auf der Straße kommt es zu einer Schießerei zwischen den Tätern und einem Separatisten. Dieser wird schwer verwundet, zwei der Täter, Franz Hellinger und der Steuerassistent Wiesmann, sinken tot zu Boden. Die anderen entkommen unerkannt.

General de Metz nahm an der Beerdigung des Heinz teil. Am Grabe legte er einen Kranz in den Farben Frankreichs nieder und erklärte in seiner Ansprache, Heinz sei ein wahrer Freund Frankreichs gewesen. Hinter ihm stehe die gesamte pfälzische Bevölkerung.

Die Engländer hatten aber inzwischen den seit November 1923 in München tätigen Botschaftsrat Generalkonsul Clive in der Pfalz zur Feststellung der dortigen Zustände entsandt. Schon nach fünftägigem Aufenthalt dort schickte er folgendes Telegramm an die britische Regierung: „Die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung steht der „Autonomen Regierung" feindlich gegenüber. Diese Regierung hätte niemals ohne französische Unterstützung in die Erscheinung treten können und würde sofort vertrieben werden, sobald die französische Unterstützung aufhörte. Nach einem Zugeständnis von Bley, der das nominelle Haupt der Regierung ist, sind 75 % der Separatisten von außerhalb der Pfalz gekommen. Sie umfassen unzweifelhaft zahlreiche Vorbestrafte und Männer, die gänzlich unerfahren sind in den Geschäften einer Regierung."

Die Wirkung dieses Telegramms blieb nicht aus. Unter dem Druck der Weltmeinung war aus Paris an de Metz scharfer Befehl ergangen, dafür zu sorgen, daß die Separatisten die öffentlichen Gebäude in der Pfalz räumten.

In Pirmasens lehnen es die Horden ab, selbst unter Zusicherung freien Geleits, abzuziehen. Das Rathaus ist in den Händen des Gesindels, das seit Wochen nun schon ein wahres Schreckensregiment über die Bürgerschaft ausübt. Täglich droht ihr eine neue Schikane.

So auch am 12. Februar 1924. Es ist gegen ½11 Uhr vormittags. Etwa 20—30 Bürger stehen vor dem Verlage der Pirma-

senser Zeitung, die seit dem 20. Januar heute zum ersten Male wieder erscheinen soll. Sie wollen ihre Zeitung persönlich abholen. Doch sie haben nicht mit den Herren Separatisten gerechnet.

Schon ist es 12 Uhr, aber immer noch nicht sind sie im Besitz ihres Blättchens. Jetzt kommt aus dem in der Nähe des Verlages befindlichen separatistischen Bezirkskommissariat der Separatist Weiß, geht hinein ins Zeitungsgebäude und erklärt dem Inhaber des Verlages, die „Autonome Regierung" in Speyer habe das Erscheinen der Zeitung untersagt, die Zeitung sei auch weiterhin verboten. Zwei Bürger, die dem Separatisten in das Verlagsgebäude hinein gefolgt sind, hören dies und teilen das Gehörte den draußen Harrenden mit. Diese verlangen stürmisch die Herausgabe der Zeitung, indem sie erklären, sie seien nicht länger gewillt, solche Repressalien zu ertragen. Die Ausgabe der Zeitung erfolgt trotz Verbots. Der Herausgeber der Zeitung bittet aber die Leute, zum Schutz des Verlagsgebäudes dazubleiben, denn der separatistische Bezirkskommissar Schwaab habe soeben telephonisch mit Besetzung des Gebäudes gedroht, falls nicht unverzüglich eine Buße von 10 000 Goldmark an ihn gezahlt würde.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich diese unverschämte Forderung und Drohung unter der Bürgerschaft, die sich in immer größerer Anzahl vor dem Zeitungsgebäude versammelt, zu allem bereit, sollten die Separatisten ihre Drohung in die Tat umsetzen wollen. Verhaltene Wut, finstere Entschlossenheit blickt aus ihren Gesichtern. Wilde Drohungen gegen das Separatistengesindel und die französische Besatzung werden laut. Vier Uhr ist es inzwischen geworden. Eine Abordnung aus der Bürgerschaft geht zum französischen Bezirksdelegierten und verlangt den sofortigen Abzug des Gesindels. Doch vergebens. Der Delegierte verweigert jegliches Eingreifen. Telefonisch fordert jetzt ein Bürger die Separatisten selbst auf, Pirmasens zu verlassen. Herr Schwaab denkt nicht daran. Selbst eine zweite und dritte Aufforderung der Bürgerschaft, die ihm und seiner Begleitung freies Geleit und Bedeckung durch Schutzleute zusichert, wird abgelehnt. Inzwischen

hat sich die immer stärker anwachsende Menschenmenge zum Bezirksamtsgebäude begeben und verlangt stürmisch den Abzug der Separatisten. Diese erwidern die Aufforderung mit Gewehrschüssen und Handgranaten. Die ersten Toten und Verwundeten stacheln die Masse nur noch mehr auf. Sturm läuten die Glocken. Zu gleicher Zeit erlischt das elektrische Licht in dem Viertel um das Bezirksamt, um den Separatisten, die in demselben Augenblick ein wildes Feuer auf die Menschenmenge eröffnen, ein genaues Treffen unmöglich zu machen.

Die Feuerwehr will nun mit der Dampfspritze gegen das Bezirksamt vorrücken, doch auf Befehl der französischen Bezirksdelegierten muß sie wieder abrücken.

Zur Raserei steigert sich die Wut der Menge, zumal verlautet, daß der Arzt Dr. Anstett bei Ausübung seines Berufes von einer separatistischen Kugel zu Tode getroffen ist, und sie sieht, daß die Zahl der Verwundeten immer größer wird.

Die berechtigten Besitzer von Waffen holen diese und beschießen nun die einzelnen Fenster des Bezirksamtes mit Schrot und Kugeln, um wenigstens etwas das rasende Feuer der Separatisten zu schwächen.

Notdürftig geschützt dringen einige Beherzte gegen das Gebäude vor, schlagen die Fenster in den Zimmern des Erdgeschosses ein, werfen Pech, Papier, Benzin und andere leicht brennbare Stoffe hinein und zünden sie an. Das Feuer und der beizende Qualm treibt die Belagerten bis in den dritten Stock. Da sie aber von dort trotzdem noch weiterschießen, sprengt nun ein kleiner Trupp mit Zuschlaghämmern, Äxten und Brecheisen die schwer verrammelte Tür und dringt trotz der immer mehr um sich greifenden Flammen bis in den dritten Stock des Gebäudes vor. Die Stürmer werden mit Gewehr- und Revolverschüssen empfangen, aber nichts kann die rasend Gewordenen aufhalten. Ein heftiger Kampf Mann gegen Mann entspinnt sich in dem brennenden Gebäude. Erst als ihr Führer Schwaab niedergemacht ist, geben die Se-

paratisten ihren Widerstand auf und kommen der Aufforderung, das Gebäude zu verlassen, nach.

Die ins Freie Hinausstürzenden werden von der aufs äußerste gereizten Menge mit einem Wutgeheul empfangen, mit Beilen und Knüppeln niedergeschlagen und totgeprügelt oder totgetrampelt. Aber noch immer nicht ist der Zorn verraucht. Schon tot werden die Verhaßten zerrissen und in die Flammen des Bezirksamtes geworfen.

Erst dann ebbt allmählich der Sturm ab, aber noch lange geben die hellauf lodernden Flammen des Bezirksamtes und die knatternden Salven der im Feuer explodierenden Munition — die in großen Mengen im Bezirksamt lagerte — den umliegenden Ortschaften Kunde von dem Befreiungskampf der Pirmasenser Bevölkerung.

Die Rheinlande und die Pfalz waren wieder frei von der „Herrschaft der Minderwertigen", frei dank dem aufopferungsvollen Kampf der treudeutschen Bevölkerung an Rhein und in der Pfalz und aufrechter Männer aus allen Teilen des Deutschen Reiches.

In diesen Kämpfen vollzog sich die nationale Wiedergeburt der deutschen Nation, ward es manchem Deutschen wieder bewußt, was Einigkeit vermag, selbst einem zahlenmäßig überlegenen Gegner gegenüber. Klarer schon zeichnete sich ab das Werden der neuen Zeit, das Werden der nationalen Revolution.

Freikorps von Epp

Erinnerungen eines Freikorps-Studenten

Von Heinz Schauwecker



I. Aufbruch

Unversehens platzte der junge Bundesbruder in meine stille Dachstubenbude. „Allein?" Er sah sich argwöhnisch fragend um. „Wie du siehst; aber Guten Tag könntest du wenigstens sagen, auch wenn du zum Soldatenrat befördert sein solltest!" dämpfte ich seine allzu deutliche Aufregung. Er trat ganz nahe an mich heran und stieß heftig heraus: „Du sollst sofort aufs Haus kommen! Hermann Wiedemann ist da! Er ist Werbeoffizier für ein bayerisches Freikorps!" „Mensch!" Mit einem Ruck flog die Pharmakologie von Tappeiner, aus der ich gerade büffelte, ins Eck. „Menschenskind, los, los!" Mit einer für einen würdigen ehemaligen Fuchsmajor nicht ziemenden Beschleunigung war ich schon in meinen Mantel gefahren und riß den Hut vom Haken. Wortlos stürmten wir die Treppe hinunter und eilten die Hindenburgstraße entlang zur Luitpoldbrücke, hinüber zum Haus, über dem die rosaweiße Fahne des Studentengesangvereins Erlangen i. S. V. im Märzwind flatterte.

„Endlich!" schrie es in mir. „Endlich!"

Ihr jungen Dächse auf den hohen Schulen von heute, ihr könnt es gar nicht mehr ermessen, wie es damals war! Wir „alten Kerle", die längst schon in Amt und Würden hätten sein

sollen, drückten mit jungem Gemüse von eurer Sorte die Kollegbänke und mühten uns nach vier Jahren Krieg, wieder an eine Beständigkeit unseres Daseins, an einen Sinn unseres Studiums zu glauben; wir dachten oft plötzlich erwachen zu müssen aus einer theaterhaften Unwirklichkeit, wenn wir in der Stille unserer kärglichen Studentenbuden uns mit hartnäckiger Verbissenheit hineinfraßen in Gelehrsamkeit und Wissen dickleibiger Bücher. Wir standen manchmal auf und sahen erstaunt um uns, wunderten uns, daß die Stille blieb, daß die Wände nicht über uns hereinbrachen mit Donnergepolter und Krachen. Das Höllengetöse des Krieges lag uns immer noch irgendwie in den Ohren, ob wir nun aus Dreck und Schlamm kampfumbrüllter Schützengräben herkamen oder aus der abstumpfenden Eintönigkeit eines seelenzerfressenden Lazarettdienstes, aus der uns kaum die mörderischen Einschläge feindlicher Fliegerbomben recht hatten erwachen lassen.

Wir flüchteten uns damals in die zeitlose Kühle eines Studiums. Obwohl wir von Tag zu Tag mehr zweifeln mußten an der Möglichkeit, einst davon uns und eine Familie ernähren zu können, klammerten wir uns doch an dieses Studium, als käme uns daraus die Rettung — Rettung, die kommen mußte — nach der unsere Herzen schrieen, unsere Herzen, die dennoch wußten, tief innen: Nicht auf das Studium, nein auf uns selber kommt es an!

Und derweilen stiegen Schande und Verrat, Schmutz und Elend um uns immer höher, daß wir schier ersoffen darin, drückte uns die Bitterkeit des Erlebens einer geistlosen Revolte und ihrer selbstgefälligen Schamlosigkeit schier die Lebensluft ab. Wir bissen die Zähne zusammen, um nicht Unsinnigkeiten zu begehen beim Anblick roter Kokarden. Von unserem kleinen Akademikerstaat hatten wir die rote Fahne des Verrats an Nation und Staat ferngehalten. Mit kaltem Lachen hatten wir den angebotenen Eintritt von Studenten in den Rat der Arbeiter, Soldaten und Bauern abgelehnt, der im Rathaus tagte. Wir hatten sogar den Mut gefunden, an Eisner-Kosmanowski, der über Bayerns Schicksale bestimmte, eine öffentliche Absage hinauszugeben. Wir demon-

strierten auf der Straße, als das Gerücht aufkam, der galizische Jude wolle den deutschen Studenten das Farbentragen verbieten. Auch wir von den schwarzen Korporationen erschienen geschlossen auf dem Plan, um den Eingriff in die akademische Freiheit abzuwehren.

Durch die Stadt Erlangen ging ein Lachen der Befreiung; Männer und Frauen und vor allem die jungen Mädchen winkten aus den Fenstern, als wir durch die Straßen zum Rathaus zogen, wo die rote Wache eiligst nach der entgegengesetzten Seite ausrückte; aber das waren kleine Ausbrüche ohne Zielrichtung, die verpufften und uns und dem verlassenen Volk der Deutschen nicht weiterhalfen, unserm Volk, dem wir mit einer heißen, schamhaften Liebe zugetan waren, von der wir nicht reden konnten. Uns Bayern, die wir in einer blutbedingten Liebe an unserer Heimat hängen, fraß die Wut am Herzen, daß an Stelle unseres anderthalbtausend Jahre mit uns verbundenen Wittelsbacher Herrscherhauses ein volksfremder hergelaufener Pressejude regierte und uns undeutsche Vorschriften aufzwang.

So stand es damals um uns — und all das ging mir durch den Sinn auf jenem Weg zu unserem Korporationshaus. Ich sah mich wieder in dem Beratungszimmer des Münchener Asta (allgemeiner Studentenausschuß). Unser langer Stelzner von den Bubenreuthern rief im Namen der Erlanger Studenten auf zum Widerstand gegen die schandvolle Herrschaft ausländischer Juden und einheimischer Verräter und Verbrecher. Im Auftrag der Würzburger Kommilitonen, zu denen ich einige Tage vorher abgeordnet war, sollte ich das gleiche fordern. Ich spürte wieder das Würgen in der Kehle, das mich damals befallen hatte, als die Münchener uns in dem Augenblick baten, zu schweigen, weil bisher mühsam ferngehaltene aufgezwungene Studentenvertreter einer republikanischen Gruppe erschienen, die alles verraten hätten. „Das ist das Bitterste — daß wir unter uns deutschen Studenten nimmer von der Befreiung Deutschlands reden können!" hatte

ich gestammelt und zornheiße Tränen waren mir in den Augen gestanden.

„Endlich!" brach es wild aus meinem Herzen; gleich mir geschah es vielen meiner Kommilitonen und wie eine sieghafte Verheißung ging plötzlich der Name Franz von Epp von Mund zu Mund unter uns — der Name eines Soldaten, um den der stolze Klang bayerischer Märsche jauchzte, um den das Rauschen alter bayerischer Heerfahnen wehte — der Name eines deutschen Mannes, um dessen kühnes, von der Sonne dreier Erdteile gebräuntes Antlitz der harte Ernst des grauen Stahlhelms dräute; wie der Schein einer Herzogskrone stand der Ruhm siegreicher Kämpfe darüber. Weg waren alle Zweifel. Unsere gläubige Begeisterung riß jede Schranke nieder, die den Weg zu ihm versperren wollte.

Wir Ersten warteten nicht ab, was wurde. In einem dunklen kleinen Zimmer nahe beim Bubenreutherhaus unterschrieben wir bedingungslos den Verpflichtungsschein, den uns Hauptmann Ritter von Heilingbrunner vorlegte. Unter mancherlei Verkleidung kamen wir durch die rote Bahnsperrenwache und fuhren auf Umwegen gegen Ohrdruf in Thüringen, wo im Lager das Freikorps aufgestellt werden sollte. Im Zuge riß ich den Drohbrief in Fetzen, der mir zugesteckt wurde kurz vor meiner „Abreise" als „Sanitäter, der von Koburg einen Patienten zur Universitäts-Ohrenklinik nach Erlangen holen sollte!" Aufhängen und Erschießen waren mir angetragen in dem liebevollen Schrieb!

Ich schaute hinaus ins frühlingsnahe Land, durch das der Zug dahineilte. Ein heißes Gefühl durchflutete mich. Jedem einzelnen Baum hätte ich sagen mögen: „Sei nicht traurig! Die Menschen sind nur irr geworden an sich selber. Es kommt der Tag, wo sie die Verräter erkennen, wo sie wieder auf die Stimme derer hören, die niemals Heimat und Volk vergaßen — auf unsere Stimme, die wir eins sind mit Himmel und Erde um uns, in deren Blut raunt, was der Wind durch die Bäume des Waldes weht, was die Wasser der Heimat rauschen! Dann wird wieder ein Volk sein, ein Land — ein Deutschland!"

In Bamberg mußte ich, da der Zug bereits vor der Abfahrt stand, tatenlos mitansehen, wie rote Matrosen heimkehrende Kriegsgefangene belästigten. Die Feldgrauen konnten sich infolge ungenügend ausgeheilter Wunden nicht helfen und starrten wehr- und verständnislos auf ihre Beleidiger. Da rafften sich ein paar Männer auf, verjagten die üblen roten Kerle und geleiteten die Heimkehrer. Obwohl manchem der Mitreisenden die Empörung anzusehen war, sprach doch niemand; die Züge steckten voll von Spitzeln; ein unkluges Wort konnte genügen, um die unliebsame Aufmerksamkeit der roten Herrschaften auf sich zu ziehen. Kein Mensch wußte, was werden sollte. Man rechnete stündlich mit der Ausrufung der Räterepublik; seit Eisners Erschießung durch den Grafen Arco am 21. Februar brodelte es in München wie in einem Hexenkessel; die parlamentarische Scheinregierung des Ministerpräsidenten Hoffmann — eines Volksschullehrers, um den sich damals die Mehrzahl seiner Berufskollegen drängte — stand auf schwachen Füßen.

Ich war mir klar: wenn wir nicht als Sieger einrückten in eine befreite Landeshauptstadt, würden wir nimmer wiederkehren können. Dann war es aus mit Studium, Heimat und Zukunft. Die andern, die sich gleich mir gemeldet hatten, wußten es auch. Trotzdem *mußten* wir fahren. Zwei Tage später wurde von der gesamten Erlanger Studentenschaft die Schließung der Universität durchgesetzt, denn alle fühlten: Jetzt ist keine Zeit, hinter den Büchern zu sitzen. Alle wollten ihren Mann stehen für Volk und Heimat, und der Wille dazu führte sie ins Freikorps von Epp.

*

II. Lager Ohrdruf

Schier kann ich ein Lächeln — halb grimmig, halb stolz — nicht verbeißen, wenn ich an die Lagerbaracken von Ohrdruf denke!

Mit achtzig Freiwilligen fing es an, die ich als „stellvertretender Kommandoarzt“ zu betreuen hatte!

„Was sind Sie von Beruf?"

„Mediziner, Herr Oberst!"

„Sie treten zu meinem Stab, übernehmen den ärztlichen Dienst und die Einrichtung des Sanitätswesens!"

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

Das war der Empfang; ein Blick in das bronzefarbene, schmale Soldatengesicht des Obersten Franz Ritter von Epp genügte, um aus diesem „Zu Befehl!" ein Gelöbnis zu machen, das alle Widerwärtigkeiten überwand. Von dem knappen Ernst des Führers ging eine eigenartige, vertrauenerweckende Kraft aus.

Die Botschaft vom bayerischen Freikorps von Epp machte überall zwischen den weißblauen Grenzpfählen die Mannsbilder wegig. Das merkten natürlich die roten Machthaber auch. Sie hielten scharfe Aufsicht über die Bahnhöfe und schickten bewaffnete Fangtrupps in die Personen- und Schnellzüge. Trotz der Regierung Hoffmann in Bamberg, die damals noch nicht wußte, wie sie sich zu uns stellen sollte, gelangten die Kerle bis herauf nach Saalfeld und versuchten — manchmal mit Erfolg — die waffenlosen Zuzügler zum Freikorps aus den Zügen zu treiben und zur Umkehr zu zwingen. Mit den wenigen Gewehren, die wir vor Eintreffen der vom Reich gelieferten Einrichtung besaßen, wurden Gegentrupps von vier bis sechs Mann ausgeschickt, meist Studenten, die dem Unwesen sehr rasch ein Ende machten. Sie prügelten die Rätesendlinge verschiedentlich so weidlich durch, daß die roten Zugpatrouillen die Strecke Lichtenfels—Saalfeld in Zukunft mieden.

Unsere Freiwilligen trafen bald einzeln, bald truppweise ein. Einmal ritt eine ganze Reiterschwadron kriegsmäßig den Lagerhügel herauf unter Führung ihres Rittmeisters v. Eggloffstein bis von der polnischen Grenze. Zwei Tage lang schlug ich mich mit dem Gedanken herum, meinem jüngeren Bruder zu schreiben, daß er kommen möge. Er paukte noch am Nürnberger Realgymnasium Grammatik und mathematische Formeln. Ich wußte, daß er gern ausgerückt wäre; aber ich mußte immer wieder an unsere Mutter

denken, die dann niemanden mehr zu Hause hätte. Da rief mich eine Ordonnanz heraus. Zwei verdächtige Kerle ohne alle Ausweispapiere hatten sich gemeldet und sich dabei auf mich berufen. Es war mein Bruder Kurt mit einem Klassenkameraden. Die beiden Bengels sahen so räubermäßig aus, daß man sie für waschechte Spartakisten halten konnte. Das gab ein fröhliches Gelächter! Mein Bruder trat zur ersten Kompagnie des Hauptmanns Schmidt als Flügelmann, der andere zur Stabswache. Unsere anfangs schwierige Lage in Ohrdruf besserte sich mit zunehmender Stärke des Freikorps. Während der ersten Tage gab es oft recht unangenehme Situationen, wenn man in das Städtchen hinunterging; — befanden sich doch vier Kompagnien Volkswehr recht zweifelhafter Art in Ohrdruf; bald jedoch herrschte so restloser Respekt vor den „rabiaten Bayern", daß sich niemand auch nur schief nach uns zu gucken herausnahm.

Einige Schwierigkeiten des Beginns sind mir noch recht lebhaft in Erinnerung.

Meldet sich da ein Sanitätsunteroffizier bei mir, ein anscheinend gemütlicher, bierehrlicher Münchner, eifrig und dienstbeflissen. Kommt gerade recht! Er erhält eine Baracke als Revierstube anvertraut mit meinem ganzen Materialbestand: zwei Fieberthermometer, fünfhundert Aspirintabletten, zwanzig Leintücher über die Strohsäcke der kriegsgedienten Eisenbettstellen gebreitet! Am nächsten Morgen kommt aufgeregt der neueingeteilte Bataillonsarzt angesaust. Das Bataillon selbst ist noch nicht komplett, aber der Dienst schon im schönsten Schwung.

„Herr Kollege, da muß etwas passiert sein! Das Revier ist verschlossen, der Unteroffizier rührt sich nicht!"

Böser Ahnung voll begleite ich ihn samt meiner getreuen Ordonnanz, einem biederen, pausbäckigen Oberpfälzer Landsmann namens Bösl. Läden zu! Türe verschlossen! Nichts regt sich, so fest wir auch klopfen. Kurzerhand wird die Türe eingedrückt.

Leer die Stätte! Alles ist fort: Leintücher, Fieberthermometer, Aspirintabletten, Unteroffizier samt nagelneuer Ausrüstung. Zum

Glück hatte ich noch mein Hörrohr und der Kollege Bataillonsarzt, ein gebürtiger Bayreuther — seinen Namen weiß ich leider nicht mehr —, ein Bandmaß. Damit bewältigten wir weiterhin die ärztliche Musterung der angeworbenen Freiwilligen.

Solche Kerle, die Durcheinander stifteten, erschienen mehrere; sie waren eigens zu dem Zwecke von der Münchner Räteregierung auf uns losgelassen. Ein geheimer Dienst schaffte bald Abhilfe. Nachdem etliche der roten Sendbrüder durch die sich stets ganz zwanglos ergebende Reihe der Freiwilligen Spießruten gelaufen waren bis zum Lagerausgang, hörten solche Vorkommnisse auf.

Es war strenger Befehl, die schwarz-weiß-rote Kokarde und die ranggemäßen Achselstücke zu tragen! Als ich, um Sanitätsmaterial zu beschaffen, nach Gotha fuhr, empfing mich gleich am Bahnhofausgang der Herzogstadt eine Rotte junger Lümmel mit Zurufen: „Achselstücke herunter! Der kommt wohl vom Mond!" Eine laute und deutliche Einladung auf die Kirchweih, die ich an sie ergehen ließ, erwarb mir derart die Sympathie des umstehenden Publikums, daß ich ungerupft durchkam. „Das ist ein Bayer!" hieß es; man lachte, und ich hatte gewonnen. Über dem Schloß wehte eine große rote Fahne. Mit dem gemütlichen Gruß: „Grüß Gott, beieinander!", den ich mir aushilfsweise angewöhnt hatte, weil es keinem der Volkswehrsoldaten einfiel, eine militärische Ehrenbezeugung zu erweisen, trat ich in das Schreibzimmer des Garnisonsarztes. Meine Bitte, mich bei dem Herrn Generaloberarzt zu melden, wirkte erheiternd. „Das hat sich aufgehört! Gehen Sie hinein, wenn Sie was wollen, da drinnen sitzt er."

Ein älterer, liebenswürdiger Sanitätsoffizier, ich glaube ehemals Leibarzt des Herzogs, empfing mich freundlich. „Lieber Kollege! Ich freu mich herzlich, daß die Bayern ein eigenes Freikorps aufstellen! Ich hülfe Ihnen gern; aber wenn Sie mit einer Anweisung von mir ins Depot gehen, bekommen Sie bestimmt nichts!" Er wußte mir dennoch einen guten Rat. In einem Lazarett gab es eine tüchtige und zuverlässige Apothekenschwester,

an die er mich verschrieb. Mit aufrichtigem Dank schied ich. Es war mir wie ein körperlicher Schmerz, diesen prächtigen, feinen Menschen unter einem solchen Gesindel zu wissen, wie es in den Kanzleistuben dort zigarettenrauchend herumlümmelte und unserm Herrgott die Zeit wegstahl.

Als ich aus dem Schloßportal trat, konnte ich mich nicht mehr bezähmen: „So ein schönes Schloß und der rote Fetzen darauf! Saustall!" Der rote Wachtposten hatte mein lautes Selbstgespräch gehört.

„Halt!" Die breite Straße ging schnurgerade bergab. Ich blieb natürlich nicht stehen.

„Halt! Oder ich schieße!"

Der Kerl legte wahrhaftig an, wie ich mich mit einem raschen Umschauen überzeugte. Jetzt nur Haltung! Trotz einem recht unangenehmen Gefühl in der Magengrube ging ich ruhig weiter. Mit jedem Schritt, den ich von ihm wegkam, ward mir etwas leichter; die Gewehre gingen damals verdammt rasch los. Der Posten begnügte sich jedoch, mir noch einige unflätige Schimpfworte über reaktionäre Bayern nachzusenden und hing sein Gewehr wieder um, verkehrt, mit der Mündung nach unten, wie es zum roten Komment gehörte.

In einer Konditorei versah ich mich mit einer Schachtel Pralinen. So bewaffnet suchte ich die Apothekenschwester auf. Sie erwies sich nicht bayernfeindlich und überließ mir die notwendigsten Dinge für unseren Sanitätsdienst.

Ein andermal reiste ich mit einem mir zugeteilten Sanitätsvizefeldwebel, einem vergnügten Erlanger Frankonen, nach Kassel, um einen größeren Bestand Sanitätsmaterial zu holen. Wir hatten glücklich einen Infanterie-Sanitätswagen vollgepfropft mit allem Notwendigen. Das Fahrzeug stand mitten in einem Kasernenhof. Ich sollte von der dortigen Volkswehr-Trainabteilung Bespannung anfordern, um den Wagen zum Verladebahnhof zu bringen.

„Für die reaktionären Bayern fahren wir nich!" beschied mich der Soldatenrat. „Dann . . . .!" Mit dem bayrischen Gruß verließ ich nebst meinem Begleiter die unliebenswürdige Stätte.

„Jetzt so ein Blödsinn!" schimpfte mein guter Vizekommilitone. „Macht man sich erst die Plage, daß alles eingeladen wird und dann führt die S...bande nicht!" Da trafen plötzlich heimische Laute unser Ohr. Ein Bierfuhrwerk rollte bedächtig daher, und sein kernhafter Lenker ermunterte in urbajuwarischer Zunge die strammen Rösser. Der Brave wunderte sich zuerst ein wenig, als wir ihn so plötzlich und überaus herzlich als Landsmann begrüßten. Wir stellten jedoch sehr rasch die nötige Tuchfühlung her, indem wir fürchterlich schimpften über die S...preußen, die unseren Sanitätswagen nicht fahren wollten! — Ich bewundere und verehre den großen Preußenkönig Friedrich und das heroische Preußentum aus ganzem Herzen; aber die Volkswehrtrainer von Kassel waren wirklich S...preußen! — Grimmige Entschlossenheit vermischt mit tatfreudiger Begeisterung malte sich in dem schnauzbärtigen Gesicht unseres bierführenden Landsmannes. —

„Dös wern mir glei ham!" erklärte er und lenkte seine Rösser seitwärts auf eine Wirtschaft zu. Halten, Ausspannen waren eins.

„So, jetzt waar'n ma gschickt!" meldete er. Zwei Gäule und drei Mann hoch zogen wir zur Eroberung des Sanitätswagens für unsere „bayerischen Belange" aus. Wir hatten Glück. Die Trainkutscher waren eben dabei, zu menagieren, und gaben nicht obacht. Als ob das so sein müßte, ging es an dem Posten vorbei, der faul am Kasernenhoftor flegelte, schnurstracks auf unsern Wagen los. Angespannt, hinauf auf den Bock und: Hü! Die Hand in der Tasche um die entsicherte Pistole gekrampft, fuhren wir durchs offene Tor. „Servus!" Der Posten nickte gleichgültig und döste weiter. Wir atmeten auf. Um die Ecke herum und dann auf einen Vorortbahnhof, wo der Bierkutscher wußte, daß ein bayerischer Beamter Dienst tat. Es klappte auch dort, und bald war unser Sanitätswagen verladen, die Güterwagentür mit einer Plombe verschlossen. Im Bremserhäuschen postierte sich mein getreuer Vize,

der den Transport mitmachen sollte. Ich selber marschierte mit dem Vierfahrerlandsmann nochmals in die Stadt, wo mir nach einem herzhaften Abschied noch ein kleiner Beutezug auf einen Sanitätstornister und fünfhundert Verbandspäckchen gelang.

In Ohrdruf war inzwischen der erste vollausgebildete Arzt eingetroffen, Oberarzt Dr. Pallesen, der aus Würzburg kam. Nachdem wir diensttuenden Feldhilfs- und Feldunterärzte alle erst Kandidaten der Medizin waren, wurde er zum Kommandoarzt ernannt. Ich wurde zu seinem Adjutanten bestellt, so daß ich im Stab und damit in der nächsten Umgebung unseres Führers bleiben durfte.

Die Nachrichten aus Bayern wurden immer alarmierender. Der Stab von Epp genoß das Vergnügen, mit seinem Führer in absentia für vogelfrei erklärt und zum Tode verurteilt zu werden. Der Regierung Hoffmann in Bamberg wurde es inzwischen immer schwüler zu Mute. Zuletzt schickte sie sogar an den ihr verhaßten Obersten von Epp einen Kurier um den andern mit der Aufforderung zum Einmarsch. Unser „Franzl" tat nicht dergleichen, sondern ließ wacker exerzieren, Waffen- und Zeugappell halten und was ähnliche soldatische Erziehungsmaßnahmen waren.

Endlich riß uns Studikern die Geduld. Wir waren nicht zum Soldatenspielen, wie wir uns verächtlich ausdrückten, sondern um gegen die Roten geführt zu werden, nach Ohrdruf geeilt! Eine Abordnung wurde beim Obersten vorstellig. Kurz darauf ließ uns Franz von Epp zusammenrufen. Dann kam eine Standpauke auf unsere Köpfe niedergesaust, die sich gewaschen hatte. „Soldaten rücken ab, wenn es befohlen wird! Wenn Sie meinen Befehl nicht erwarten können, scheren Sie sich zum Teufel; einen zuchtlosen Haufen kann ich nicht brauchen! Wo ich befehle, benötige ich keinen Soldatenrat!" Das genügte. Wir standen wie die begossenen Pudel; aber dann schlugen wir die Haken zusammen, und trotz unserer mangelhaften soldatischen Erziehung war die Sache mit einem: „Zu Befehl, Herr Oberst!" erledigt; wir spürten alle: Er hat ja recht, der Franzl!

Für die alten Berufsoffiziere mögen wir Studenten nicht immer die angenehmsten Soldaten gewesen sein; aber guten Willen und ehrliche Begeisterung brachten wir mit. Wir brauchten auch nie zu klagen über Mangel an Kameradschaft und Geduld auf der andern Seite. In München gab sich dann Gelegenheit, zu zeigen, wie wir mit unserer Führung verwachsen waren. Neben Oberst von Epp wirkten in seinem Stab besonders Oberstleutnant Herrgott, Major von Hörauf, Hauptmann Röhm.

Wir koppten in Zukunft nur mehr ganz verstohlen, wenn wir unter uns waren, über das Herumliegen im Lager. Der Ausmarschbefehl kam dann plötzlich. Mit frohem Singen brachen wir auf; denn wir brannten darauf, nach Bayern hineinzukommen, um Ordnung zu schaffen. Unser liebes, sauberes Weißblau sollte endlich wieder zu Recht kommen gegen den verhaßten roten Fetzen, der sich blutrünstig über der Landeshauptstadt blähte und unsere Schande und Not aller Welt offenbar machte!



III. Vormarsch

Eine lange Eisenbahnfahrt führte uns um unser Bayernland herum nach der württembergischen Donaustadt Ulm. Dort wurden wir zunächst ausgeladen. Unsere Formationen, in den Kasernen und Forts der alten Reichsfestung untergebracht, verstärkten sich durch den dauernden Zuzug von Freiwilligen aus ganz Bayern immer mehr.

Das Gebiet der Räterepublik reichte von Freising über Rosenheim hinüber nach Kempten, lechabwärts nach Augsburg. Bei Freising und Dachau waren unzulängliche Vorstöße voreilig in Marsch gesetzter Regierungstruppen kläglich gescheitert. Toller, der Abschnittskommandant der Roten Armee bei Dachau, hatte mit seinem aufgeblasenen Siegesbericht das Selbstbewußtsein der roten Herrschaften erheblich gestärkt.

Von Norden her wurden die norddeutschen Hilfstruppen angesetzt, die Gardekavallerie-Schützendivision Deetjen mit Freikorps Lützow und Marinebrigade Ehrhardt sowie die Gruppe Friedeburg — Gardedivision Generalleutnant von Friedeburg, hessisch-thüringisch-waldecksches Freikorps und Freikorps Görlitz.

Von Osten marschierten unter dem bayerischen Generalmajor Siebert die Detachements Denk und Schaaf (Regensburg) heran.

Von Westen griff das württembergische Freiwilligenkorps unter Generalmajor Haas mit dem Detachement Bogendörfer an.

Von Süden endlich sollte unser Freikorps von Epp mit den unterstellten Freikorps Schwaben, Landsberg und Werdenfels im Anschluß an die Ostgruppe Siebert den eisernen Ring vollenden.

General Haas war bereits unterwegs und nahm mit bayerischen und württembergischen Freiwilligen in den Tagen vom 20. bis 23. April Augsburg mit seinen hartnäckig verteidigten Vorstädten Lechhausen und Oberhausen. Damit war auch für uns der Weg frei. Am 28. und 29. April fuhren wir über den Lech. Den technischen Eisenbahnaufmarsch leitete von Neu-Ulm aus ein aus dem Krieg bereits rühmlich bekannter Eisenbahner, Reichsbahndirektor Wilhelm Emrich. Die Nacht vom 30. April verbrachte der Stab von Epp in Starnberg, das eben erst vom Gegner freigemacht war. Mitten in der Nacht entstand in der Nähe unseres Quartiers „Seerose" eine Schießerei. Es waren die ersten Schüsse, die ich vor München hörte. Wir rumpelten sofort auf. Es ward aber gleich wieder Ruhe. Wir erfuhren, daß man einen Bahnmeister daran verhindert habe, eine kleine Eisenbahnbrücke der Strecke nach München zu sprengen. Der verbohrte Mensch wollte unseren Vormarsch aufhalten. Es gelang ihm zwar, auf einen der Seedampfer zu flüchten, die noch in Winterruhe lagen; doch wurde er auch dort entdeckt und hernach erschossen.

Vor dem Beginn der Kampfhandlungen war über das ganze Gebiet Standrecht verhängt worden. Die Roten begingen solche Scheußlichkeiten, daß Härte berechtigt war; ebenso erforderte die Sicherheit der Truppen und eine endgültige erfolgreiche Nieder-

werfung des Gegners das Ergreifen schärfster Maßnahmen. In München hatten die Juden Levien und Leviné durch ihre bodenlose Hetze das übelste Gesinde aufgerufen und an die Macht gebracht. Aus den Gefängnissen entflohene Verbrecher, Zuhälter, Landesverräter, Fahnenflüchtige, Rauf- und Saufbrüder, Schwabinger Tagdiebe übten mitsamt ihren Dirnen eine greuliche Schreckensherrschaft aus. Bezeichnend für die Art des Gelichters war es, daß ein Trupp in der Nacht vom 28. auf 29. April ins Polizeipräsidium eindrang, alles durcheinanderwarf und vor allem die Polizeiakten vernichtete. Sie wurden im Hof mit Benzin übergossen und angezündet.

Am Vormittag des 30. April wurden im Luitpoldgymnasium zwei gefangene Reiter der Gardeschützen in gemeinster Weise niedergemetzelt und noch ihre Leichen viehisch geschändet. Am Nachmittag teilten acht Geißeln aus der Bürgerschaft — darunter völlig unbeteiligte, harmlose Menschen — das Los der Unglücklichen. Unter den Hingeschlachteten befand sich die Gräfin Hella von Westarp, Mitglied der Thule-Gesellschaft, der auch Rudolf Heß und Alfred Rosenberg angehörten.

Toller und Klingelhöfer redeten in einer Betriebs- und Soldatenratssitzung einer gemäßigteren Richtung das Wort. Es hatte nichts mehr geholfen. Die rote Restregierung bekam es mit der Angst zu tun. Sie sandte dreimal, zuletzt noch am Morgen des 1. Mai, Parlamentäre an die „Front" nach Dachau. Trotzdem Levien und Leviné verschwunden waren, konnte sie sich nicht zur geforderten bedingungslosen Waffenstreckung und Übergabe entschließen. So blieb nur die Entscheidung der Waffen.

*

IV. Kampf um München

30. April

Die vierte Kompagnie des ersten bayerischen Schützenregiments, bestehend aus lauter Offizieren, meist Studenten, rastet an einem

Waldstück bei Neufahrn. Der Kompagnieführer ist eben zu einer Besprechung mit dem Bataillonsführer weggeritten. Da kommt in eiligem Tempo ein Radfahrer in Zivil von Hohenschäftlarn herauf und winkt schon von weitem. Beim Posten springt er vom Rad und erzählt keuchend, daß die Rotgardisten vor kurzem Hohenschäftlarn mit einem Lastkraftwagen und dreißig Mann wieder besetzt hätten, nachdem die Württemberger, die am Vormittag dagewesen, weiter vormarschiert waren. Das verabredete Sturmläuten bei Gefahr sei scheinbar nicht gehört worden. Unter Führung eines Matrosen hätten die Roten Geiseln festgenommen. Er, der Gemeindesekretär, sei entkommen, um Hilfe zu holen. Man müsse eilen, sonst sei sein Bürgermeister erschossen, bis man komme. Sofort schickt die Kompagnie Erkunder aus und geht unter Befehl eines Oberleutnants selbständig gegen Hohenschäftlarn vor. Das Gepäck wird unter Bedeckung zurückgelassen. Zwei Züge greifen frontal an, ein dritter führt eine Umgehung aus und besetzt Bahn und Straße nach München. Inzwischen haben die Streifen gemeldet, daß tatsächlich Spartakisten im Dorf seien. Von der ersten Kompagnie des Schützenregiments, die ebenfalls benachrichtigt worden war, schließen sich zwanzig Mann unter einem Offizier an. In raschem Sturmlauf wird der Ort genommen. Der Erlanger Student Dohnat erhält einen Bauchschuß, an dessen Folgen der Getreue nach zwei Tagen erlegen ist. Drei Spartakisten sind tot, darunter der Führer, ein Matrose vom Vollzugsrat, der eine rote Binde um den Leib hat. Zwei weitere werden gefangen. Die andern waren gewarnt worden, hatten ihren Führer und ihre Genossen im Stich gelassen und waren mit dem Lastkraftwagen geflohen.

Das ganze Dorf atmet auf, und vor allem der Bürgermeister, der bereits zum Erschießen verurteilt war, überschüttet die Befreier mit Dankesbezeugungen. Rasch wird das Bahngeleise nach München durch einen vorgeschobenen Eisenbahnwagen und die Straße durch ein Verhau gesperrt. Ein Zug besetzt das nahe-

gelegene Kloster, und damit ist Hohenschäftlarn endgültig vom roten Terror befreit.

1. Mai

Auf dem Dorfplatz von Grünwald herrscht reges Leben. Reihenweise stehen Gewehrpyramiden, die Tornister dazwischen, eine Ordnung wie sie seit dem Dezember 1918 nimmer gesehen war, und überall wimmelt's von Feldgrauen mit Stahlhelmen, die einen weißen Streifen rundum haben. Einige Kompagnien des ersten bayerischen Schützenregiments halten hier Rast auf dem Vormarsch gegen München. Die Einwohner stehen in froher Erregung dazwischen und plaudern mit den Soldaten. Hier und da drückt sich auch einer etwas scheu beiseite, und man kann von Einheimischen Reden hören wie: „Gell, Toni, da schaugst! Heut reißt 's Maul net mehr a so weit auf!" Vor den Gewehren und bei den Maschinengewehren, an den Dorfausgängen stehen Posten, die scharf auf Ordnung sehen und niemand durchlassen. In der Römerschanze hat der aus dem Feld bekannte Oberstleutnant Herrgott, der Führer des Schützenregiments, sein Quartier aufgeschlagen und vernimmt persönlich allerlei verdächtige Personen, die von den Streifkommandos herbeigebracht werden. Dazwischen werden Passierscheine ausgegeben und Befehle erteilt.

Auf dem Platz sind inzwischen die Stabswachen eingetroffen. Ein Lastkraftwagen, mit schweren Maschinengewehren bestückt, rattert heran, Geschütze folgen, die zweite Batterie ist auch da. Während unter großer Teilnahme der Dorfjugend die Suppe aus der Gulaschkanone ausgeteilt wird, arbeitet im Wirtshaus in einem Nebenzimmer Oberst von Epp mit seinem Stabe. Einzelne Zivilisten kommen auf Umwegen aus München und bringen Nachrichten. Die Rotgardisten scheinen das freie Gelände bis zur Häusergrenze aufgegeben zu haben. In der Stadt wird heftig gekämpft. Die Regierungstruppen sollen keine leichte Sache haben. Die Nachrichten vom schrecklichen Geiselmord werden immer bestimmter und verbreiten sich auch unter der rastenden Truppe. Die Stimmung

wird sehr erregt und alles brennt darauf, vorzugehen gegen das Mordgesindel. Die drei gefangenen Spartakisten unter dem Baum am Platz bekommen keine Schmeicheleien zu hören. Der eine, ein junger Bursch, liegt stumpf stierend am Boden und zuweilen zuckt der Schrecken wie ein Krampf durch seinen Körper. Da er sichtlich nur verhetzt gewesen ist und ohne Verständnis für irgendeine politische Tatsache, kommt er mit dem Schrecken davon. Ein anderer, eins der typischen Gesichter, in die ein zügelloser Lebenswandel seine untrüglichen Merkmale geschrieben hat, steht aufrecht, und während ihm vor Angst die Zähne klappern, ergeht er sich in den unverschämtesten Reden. Dazwischen weist er auf seine Rote-Kreuz-Armbinde und behauptet, er müsse nach dem Genfer Vertrag freigelassen werden. Es ist merkwürdig, wie sich diese Leute, denen selber kein Vertrag heilig ist, auf Verträge aus der „Sklavenzeit“ berufen und zum Teil scheinbar fest verlassen haben.

Wer macht eine Patrouille nach Menterschwaige mit? Leutnant von Malsen, der persönliche Adjutant des Obersten, tritt hervor. Da ich im Augenblick gar nichts zu tun habe, melde ich mich. Mit zwei Mann von der Stabswache steigen wir in eines der wenigen Autos. Die Kraftwagen des alten Heeres waren von ganz Bayern nach München zusammengefahren und in der Hand der Roten. Glücklicherweise fehlte ihnen das Benzin. Los geht es. Wir sollen gleichzeitig Quartier ausmachen für die nachfolgenden Truppen. Stabsquartiermeister Rittmeister von Freyberg folgt zu Pferd. Alles winkt und ruft gute Wünsche. Auf der schönen Straße fährt es sich angenehm. Nur hält man den Kopf ein wenig steif bei dem Gefühl, daß es jeden Augenblick kracht aus dem Wald heraus, der still und unergründlich zu beiden Seiten sich ausdehnt; aber nichts geschieht. In scharfer Kurve biegt das Auto an der Halte Menterschwaige von der menschenleeren Straße links ein nach der Villenkolonie Menterschwaige. Der eine Mann bleibt mit schußbereitem Karabiner an der Straßenkreuzung. Der Kraftwagen hält vor der Gaststätte. Rasch ist dort Quartier gemacht für die Stabskompagnie. Der Gastgeber leistet bereitwillig Hilfe. Leutnant von Malsen

geht rechts, ich links der Straße in die Häuser Quartiermachen. Überall die meist mißtrauische, oft sichtlich ängstliche Frage: Weiße oder Rote Garde? Die Antwort: „Regierungstruppen" beruhigt, ebenso wie das Aussehen der Offiziere, das sich doch deutlich von dem der Rotgardisten unterscheidet, welche die vergangene Nacht hier geplündert haben. Fast gleichzeitig kommen wir beiden Quartiermacher zum Gasthof zurück, eben recht, um mit dem Quartiermeister fünf Junge Burschen und eine Weibsperson festzunehmen, die scheinbar harmlos spazieren gehen. Sie werden, nachdem sie dem Posten an der Straßenkreuzung erzählt haben: Bei der roten Armee sei es doch besser! festgehalten, bis die ersten Truppen anglangt sind, um einen Verrat zu verhindern. Nachdem sie zuerst sehr zuversichtlich und vorlaut sind und schnoddrige Antworten geben, redet man sie etwas schärfer an und macht sie darauf aufmerksam, daß mit ihnen nicht lange gefackelt würde. Da brechen sie — der eine war mindestens 1,85 Meter lang — einstimmig in ein jämmerliches Geheul aus. Im Saal der Gaststätte, der als Quartier beschlagnahmt wird, hält eine ebenso lustige Gesellschaft junger „Herren und Damen" Probe und Tanz und will zuerst gar nicht begreifen, wie man die Roheit haben kann, ihr Vergnügen zu stören. Dabei hört man die Einschläge der Minen in der Stadt deutlich herüber, und die Vortrupps suchen das Gelände ab. Doch ist es nicht möglich, noch an diesem Abend von hier aus in die Stadt zu kommen, da das vorliegende Giesinger Viertel von den Spartakisten stark besetzt ist.

2. Mai

Der Einmarsch der Gruppe von Epp geschah in zwei Kolonnen: Ost- und Westkolonne. Die Ostkolonne setzte sich von Stadelheim aus in Bewegung. Bei ihr befanden sich dritte und vierte Kompagnie des Schützenregiments und ein Geschütz der zweiten Batterie unter Hauptmann Prager und Leutnant Körner. Bereits um 10 Uhr morgens ging von der Beißbarthschen Motorenfabrik eine 10 Mann starke Patrouille der dritten Kompagnie gegen die Seldbauersche

Gewehrfabrik vor, um deren Besetzung zu erkunden. Diese kam unbehelligt bis zu einer Straßenallee. Dort wurden sie von Maschinengewehrfeuer gefaßt, suchten hinter den Bäumen Deckung und gingen unter ständigem Feuern sprungweise zurück bis zu einem Milchladen der ihnen vor der Nase zugesperrt wurde. Während sie, um einsteigen zu können, ein Fenster einschlugen, wurden die Schützen aus den gegenüberliegenden Häusern beschossen. Beim Vorgehen waren sie aus eben diesen Häusern mit dem Ruf: Hoch Epp! begrüßt worden. Beim Zurückgehen wurden sie überallher beschossen. Der Schütze Herzog wurde schwer verwundet und konnte nicht weitergebracht werden. Da ersahen seine Kameraden ein Haus mit Roter-Kreuz-Flagge. Ein alter Mann, der den Einlaß verweigern wollte, wurde gezwungen zu öffnen, verband den Verwundeten notdürftig und nahm ihn auf. Während der Stunden, wo der Ermattete dort gelegen, wurde er mit gehässigen Reden und Schimpfereien durch diesen alten Mann dauernd belästigt. Nachdem so die Anwesenheit von Maschinengewehren festgestellt worden war, setzte der Angriff der Ostkolonne ein. Das Geschütz begann aus einer Wiese bei Stadelheim zu feuern, und in schweren Kämpfen drangen die Schützen vor, das Geschütz mehrmals an der Spitze. Besonders hartnäckig gekämpft wurde an der Bergbrauerei und am Volksgarten. Dort fiel Unteroffizier Dorsch. Auch die Leutnants v. Tannstein und Schöttl mußten ihren Opfermut mit dem Leben bezahlen. Verwundete wurden in den nächstgelegenen Lazaretten untergebracht. Am Abend war, von vereinzelten Dachnestern und Kellerschützen abgesehen, der gewünschte Abschnitt in der Hand der Ostkolonne. Am nächsten Tag begann die genaue Durchsuchung der Häuser.

Von der Haltestelle Tierpark an der Straße nach Grünwald erfolgte das Vorgehen der Westkolonne, an dem sich außer der ersten und zweiten Schützenkompagnie, einem Geschütz und Lastkraftwagen mit schwerem Maschinengewehr, der Maschinengewehrkompagnie, auch die Freikorps Schwaben und Werdenfels beteiligten.

Es ist kurz vor 11 Uhr vormittags. Rechts und links der Straße stehen marschfertig die Kompagnien, zwei Lastkraftwagen mit Maschinengewehr-Besatzung und einige Kolonnen stehen fahrbereit. Auf der kleinen Anhöhe neben der Straße hält Oberst v. Epp mit seinem Stab, teils zu Pferd, teils in Kraftwagen. Etwa hundert Zivilpersonen stehen mit erregt wartenden Gesichtern umher, plaudern mit den Soldaten, voll guter Hoffnung, daß bald die letzten Reste des roten Terrors in München verschwinden und der ruhige Bürger und Einwohner wieder seines Lebens sicher ist. Da beginnt der Vormarsch. Taschentücher wehen, viel gute Wünsche begleiten den Zug; besonders der Führer, dem doch das Zustandekommen des ganzen Truppenteils zu verdanken ist, wird zum Abschied begeistert umjubelt. Voraus das Geschütz, gelangen die Truppen am Rand des Isartals auf der Harlachinger Straße zur Orthopädischen Klinik. Das Geschütz fährt vor dem Eingang zur Landeskrüppelanstalt in der Kurzstraße auf. Während ein Teil der Schützen weiter auf der Harlachinger Straße vorfühlt, geht die erste und zweite Kompagnie und eine Kompagnie Schwaben im Hof der Klinik in Deckung. Die Fahrzeuge stehen den Zaun entlang an der Harlachinger Straße. In Thalkirchen hämmern und klopfen die Maschinengewehre, aus der Stadt hört man das dumpfe Krachen schwerer Minen. Hier und da pfeift ein verirrtes Geschoß übers Tal herüber. Die Straßen sind wie ausgestorben. In einigen Häusern sind die Fenster offen. Da kracht es. Im Garten werden fünf Harlachinger Spartakisten erschossen, die mit der Waffe in der Hand gefangen waren. Gleich darauf bringt man drei Russen. Man hat sie ebenfalls mit Gewehren erwischt. Als sie um die Ecke geführt werden, sehen sie plötzlich die Erschossenen. Während sie wilde tierische Schreie ausstoßen, werden sie an die Wand gestellt. Eine Kugel macht ihrer unbeherrschten Angst ein Ende. Ekel und Bitterkeit steigt in der Seele auf — der Kampf gegen Leute des eignen Volkes, wenngleich sie zehnfach schuldig sind, ist etwas unsagbar Niederdrückendes, trotz aller Empörung über ihren Landesverrat. Da setzt vorne Gewehrfeuer ein. Die Infanterie ist bis

zu dem Gasthaus gelangt, das als erstes Haus an der Harlachinger Straße steht nach den Wiesen hinter dem Landeskrüppelheim. Von den Häusern rechts üben, an und über der Tegernseer Landstraße pfeift es herüber. Jetzt greift das Geschütz ein: drei Schuß. Das Trambahnhäuslein am Wettersteinplatz, in dem ein Maschinengewehr stehen soll, ist erledigt. Scharf pfeift es heran. Der Batterieführer, Oberleutnant v. Roman, erhält einen Schuß durch beide Oberschenkel, Leutnant Blaurock und Leutnant Zwehl, Vizefeldwebel Frank sind verwundet. Rasch werden sie in den geschützten Torhof gebracht. Die Kanoniere springen nach, harmlos und einsam steht das Geschütz vor dem Tor. Das Lastauto mit seiner Maschinengewehrbesatzung unter Leutnant Bezzel, einem Bundesbruder des verwundeten Frank, greift ein und hält das Gewehrfeuer so nieder, daß das Geschütz in Deckung gezogen werden kann. Von dort schießt es mehrere Fensterstöcke an einigen Häusern der Tegernseer Landstraße ein, aus denen starkes Feuer kommt. Darauf wird das Gewehrfeuer dort drüben ruhiger. Auch die Seldbauersche Gewehrfabrik wird zum Schweigen gebracht. Dann geht das Geschütz weiter vor gegen die Pilgersheimerstraße, wohin auch die Kompagnien aus ihrer Bereitschaft vorgezogen werden.

Inzwischen hat Oberst von Epp auf dem Turm des Landeskrüppelheims seinen Gefechtsstand aufgeschlagen. Über die Stadt kreuzen Flieger. Immer wieder flackert das Maschinengewehrfeuer auf, sprunghaft, da, dort, je nachdem ein Haus genommen wird. Man sieht deutlich, wie aus den Häusern geschossen wird. Unten an der Isar erreichen unsere Leute den Bahndamm. Deutlich erkennbar sind die vorhuschenden Gestalten an den weißen Streifen um die Stahlhaube. Man sieht, wie die Züge den Häuserwänden entlang sich die Pilgersheimerstraße vorarbeiten. Bumm, da fährt vom Giebel des Giesinger Kirchturms eine Wolke auf. Das Geschütz hat ihm einen Gruß gesandt. Wie man später erfahren hat, wurde er daraufhin von seiner Spartakistenbesatzung geräumt. Auch das Pfarrhaus erhält einen Treffer, der den Kamin einschmettert. Über der Stadt stehen an einigen Stellen weißliche

Rauchwolken. Ein Brand wird schon länger beobachtet. Die helle Flamme ist deutlich zu sehen gewesen. Die Bestimmung nach der Karte hat Matthäserbräu ergeben, und das hat gestimmt. Plötzlich geht einer der Flieger steil herab. „Oho, der hat was abbekommen", meint besorgt der anwesende Fliegeroffizier. Wirklich hat das Flugzeug einen Treffer in den Motor erhalten und auf der Theresienwiese notlanden müssen. Dort waren zum Glück bereits Regierungstruppen.

Unten in der Klinik werden derweil die Verwundeten versorgt. Da zeigt sich, daß die Klinik nicht mit Tetanusantitoxin hinreichend versehen ist. Fürs erste reichen die Bestände aus dem Sanitätskasten einer in Bereitschaft liegenden Kompagnie. Weil ich als Adjutant des Kommandoarztes eben nicht benötigt bin, erbiete ich mich zum Versuch, aus der nächstgelegenen Humboldtapotheke das Serum zu beschaffen. Mit dem Ordonanzoffizier, Leutnant John, fahre ich im Kraftwagen des Führers vor. Durch die Pilgersheimerstraße geht es im Saus vorüber an nachfolgenden Truppen. Kurz vor dem Bahndurchgang pfeifen Kugeln vorbei, da steht der Wagen schon in der schützenden Unterführung. Der Ordonnanzoffizier erledigt seinen Auftrag beim Kompagnieführer, Hauptmann Kögler, der zweiten Kompagnie. Ich bleibe bei der Spitze der Kompagnie im Bahndurchgang, das Auto flitzt zurück, nicht ohne daß ein paar Geschosse mit hartem Aufschlag auf die Straße prellen. Wenig angenehm berührt kratzte ich mich hinter den Ohren. Die Apotheke liegt noch gute 400 Meter weiter vorne, und scheinbar ist noch niemand dort. Kurz entschlossen springe ich mit den Schützen aus dem sicheren Durchlaß über die bestrichene Straße zu dem gegenüberliegenden einstöckigen Volksbadehaus. Dort liegt breits ein toter Soldat mit Kopfschuß, der Schütze Neumann von der zweiten Kompagnie. Die Fensterscheiben des Häusleins sind eingeschossen, und innen sieht es wüst aus. Die Türen der Badekabinen stehen weit offen. Peng, da belehrt ein vorbeisurrendes Geschoß, daß man zum rückseitigen Fenster nicht nur hereinsehen, sondern auch hereinschießen kann. Gedeckt vor den

Schüssen von der schmalen Brücke bei der Villa Schmederer, deren Höhe den Platz beherrscht, ist nur ein kleiner Winkel, und der ist von vorne einzusehen, denn das Bad steht auf allen Seiten völlig frei. Da pfaucht es den Bahndamm heran. Krachend entladen sich die Revolverkanonen des Panzerzugs und bringen für den Augenblick die Dachschützen und Maschinengewehrnester der Roten zum Schweigen. Aber kaum ist der Zug vorüber, geht es wieder los! Im Winkel um die Treppe kauern neben dem Toten fast vierzig Mann. Da kommt Hauptmann Schmidt von der ersten Kompagnie, die bereits vorne ist, in langen Sprüngen zurück, die Zögernden zu holen. Rasch orientiert er sich im Haus. Ein leichtes Maschinengewehr wird in Stellung gebracht. Es kann gegen die hinter eisernem Geländer verschanzten Spartakusscharfschützen, die gut eingeschossen sind, nichts ausrichten. Jetzt befiehlt Hauptmann Schmidt, weiter vorzugehen. Diese Seitenpostierung müsse ja den Truppen, die vom Giesinger Berg her kämen, in die Hand fallen. Er selbst springt als erster über die mit genau eingeschossenem Feuer belegte Freibadstraße. Einige zwanzig folgen nach. Da stürzt Leutnant Seiffert getroffen mitten in der Straße zusammen. Ein Fähnerich springt vor, trotzdem es die Geschosse nur so aufs Pflaster regnet, zieht den Verwundeten herüber gegen das einigermaßen deckende Bad. Ich fasse mit zu, und während noch hart nebenan die Pflastersteine klingen unter dem Metallregen, mühe ich mich, die schwere Schlagaderblutung des zerschossenen Beins zu stillen. Die erbitterte Mannschaft zwingt einen aufgefangenen, nicht ganz unverdächtigen Zivilisten, mit aufgehobenen Händen zum Schutz davor hinzustehen — der Mann tut einige Schritte vor und bleibt von den Spartakisten getroffen scheinbar tot liegen. Inzwischen ist die Stillung der Blutung gelungen, und mit Hilfe des wackeren Sanitätssoldaten Wachter von der ersten Kompagnie des Freikorps Schwaben wird der Schwerverwundete ins Badehaus getragen. Der Sanitätssoldat erzählt, daß eben mit dem Kraftwagen des Obersten mehrere Verwundete, darunter Leutnant Doerfler von der zweiten Batterie, mit schwerem

Lungenschuß aus dem Haus vor dem Bahndurchgang zurückgebracht worden ist. Wir haben keine Verbindung nach vorne und rückwärts; die Zugangsstraßen sind durch starkes Feuer gesperrt; sobald nur irgendwer Miene macht, aus dem Haus zu gehen, kracht es. So müssen die zehn Mann, die noch da sind, den Schutz des Hauses übernehmen. Der Bademeister findet sich schließlich auch, beschafft Bretter zu Notschienen und Bettzeug zur Lagerung. Plötzlich saust aus der Unterführung das Auto Oberst von Epps und will in kurzem Bogen vor dem Bad drehen. Dabei gerät es zu sehr ins Feuer; durch einen Treffer steht der Motor; der schneidige Fahrer springt rasch ins Haus. Er erzählt, daß Oberst von Epp gehört habe, daß hier ein Schwerverwundeter liege und er ihn holen sollte. Plötzlich surrt der Motor wieder an, ein rasendes Gewehrfeuer setzt ein, der kühne Fahrer springt in den Wagen, hui, er fährt los und kommt glücklich durch die Unterführung. Der Wagen hatte 21 Treffer.

Die Abgeschlossenen verleben lange Stunden. Unergründlich lauern die Fenster der Häuser ringsum herunter auf das kleine graue Bad, tote, leere Augen mit tückischem Blick. Da, regt sich nicht etwas; schon hebt der Schütze sein Gewehr — nein, ruhig Blut, es ist nur eine Täuschung. Peng, peng, surrt es zum rückwärtigen Fenster herein, als einige die Treppe hinaufspringen, um vom ersten Stock aus zu beobachten und zu schießen. Dort, an einem Fenster im Hinterhaus gegenüber, in den Höfen der Pilgersheimerstraße — das sind Köpfe —, um Gotteswillen nicht schießen, das sind ja Kinder! Mit großen Augen, die Nase an die Scheiben gedrückt, spähen ein paar Kindergesichter herüber. Das Herz zittert bei dem Gedanken, daß der Schuß dem Gewehr entflohen wäre. Da springt ein alter Mann mit dem Bierkrug aus einem Haus. Er will „nur in die Wirtschaft!" — Sofort zurück! Gegen 6 Uhr kommen von Giesing her einzelne Leute. Grimmig ruft ihnen ein Vizefeldwebel zu, der sich mit einem Wadenschuß auch bei uns eingestellt hat, und, das wunde Bein auf einen Stuhl gelagert, mit dem Gewehr am Fenster sitzt: „Hände hoch! Sofort ins Haus

kommen!" Sofort packen vier Schützenfäuste zu, und es wird visitiert. Dann werden die Verdächtigen in die Badekabine gesperrt. Ein 16jähriger Junge, der Verbandzeug bei sich hat, muß im Feuer zur Apotheke hinüberspringen, um einiges zu holen. Als er wieder zurückkommt und eine halbe Flasche Sekt mitbringt für die Schwerverwundeten, wird er mit einer Tracht Prügel entlassen. Dankbarst versichert er, daß er sicher nichts mehr mit den Spartakisten zu tun haben wolle und springt voll Freude über das neugeschenkte Leben in der anbefohlenen Richtung weg.

Endlich abends gegen 8 Uhr kommen die Unsern den Giesinger Berg herab. Jetzt wird auch das Feuer schwächer, und als Befreier kommen zwei Werdenfelser und ihr Arzt mit einer Trage, gleich darauf ein Stabsauto mit dem Kommandoarzt Dr. Pallesen und holen die Verwundeten weg.

Die Infanterie war inzwischen bis über die Wittelsbacher Brücke vorgestoßen. Die Schützen vom Freikorps Werdenfels hatten gegen die Isar hinab die Dachschützen beseitigt, und am Abend fielen nur mehr vereinzelte Schüsse, die immer wieder da und dort knallten, bis am nächsten Tag eine gründliche Durchsuchung der Häuser einsetzte.

Die Einnahme Giesings hatte 6 Tote und über 40 Verwundete gekostet. Die Spartakisten hatten weit größere Verluste, meist Tote.

Die Werdenfelser

Von der Landeskrüppelanstalt her hatte der Vormarsch angesetzt. Feldgraue Männer mit erbitterten zornigen Gesichtern waren vorübergezogen, in Reih und Glied, geschlossene Kolonnen, wirkliche Soldaten, wie wir sie hatten im Krieg. Da kam es heran, wetterharte Gestalten, sehnige Männer mit Lodenhüten mit Gemsbärten, den Stutzen über der Schulter, in Reihen zu vieren, eine weißblaue Fahne mit der Patrona Bavariae voraus: die Werdenfelser. Das waren keine Soldaten; das war das gesunde Volk, das auszog in

heiligem Zorn. Manch einer war darunter, aus dem Weltkrieg wieder heimgekommen; zwei, drei bunte Bändlein im Knopfloch des Lodenkittels zeugten davon oder auch ein armes zerschossenes Bein, das sich quälte, mit den andern Marschschritt zu halten. Klare, sichere Augen schauten trutzig unter dem Hutrand hervor. Sie hatten schon gezeigt, daß sie sich um ihre Heimat, wenn's not war, auch mit der Faust wehrten, wenn Raubgesindel unter allerlei philosophischen Vorwänden und übelverstandenen Wirtschaftsideen ihnen Haus und Hof verschmutzen wollte. Als die „Rotgardisten" gegen Garmisch-Partenkirchen gekommen waren mit gewaltiger Macht: ein Personen-, ein Lastkraftwagen mit 7 Maschinengewehren und siebzig Mann, da hatten die ausgestellten Sicherheitswachen der wackeren Gebirgler, insgesamt keine 40 Mann, die beiden Kraftwagen mitsamt den Maschinengewehren erbeutet und die Angreifer blutig heimgeschickt, noch ehe sich die große Schar der Wehrfähigen gesammelt hatte. 700 Mann stark hatten sie dort unten, abgeschnitten von der rechtmäßigen Regierung, einen eigenen Heimatschutz geschaffen, aus eigener Kraft: das Werdenfelser Freikorps. Als es nun gegen München ging, um Ordnung zu schaffen, da hatten sich 200 Männer aus allen Kreisen aufgemacht, weil sie gehört hatten, Oberst von Epp, der alte Leiberführer, sei auch dabei; den kannten sie, und so kamen sie und stellten sich unter das Bayerische Schützenkorps. Die übrigen standen zum Schutz gegen die Spartakisten am Walchenseewerk. Im erbeuteten Personenauto fuhren der Anführer, ein alter Major, im Lodenrock und Gemsbarthütl wie alle, und zwei Doktoren, die auch mitgezogen waren. Vier und vier schritten die Schützen, Handwerker, Bauern, Wirt und Knecht, mit Latschenzweigen und Alpenrosen geschmückt. Das Edelweiß des Alpenkorps trug manch einer mit mehr Recht als so verschiedene fragwürdige Gestalten, die in den Straßen der Großstadt sich herumdrückten. Dann kamen der Lastkraftwagen: da hatten sie die „Bagasch" draufgeladen; von den jüngsten Knechtlein, trotzigen Buben, geführt, zwei rechte und schlechte Bauernwagen, wie man sie zum Heufahren hat, mit den

erbeuteten Maschinengewehren, die sich nun gegen die ehemaligen Angreifer wenden sollten.

Unwillkürlich mußte man an die Sendlinger Bauernschlacht denken bei diesem Anblick. So manches Auge, das hoffnungslos und verbittert in die Zukunft geschaut, blickte wieder froher beim Anblick solch gesunder Volkskraft, wie sie da vorüberzog. War auch manch armer Alpheuer darunter, der sich bitter wehren mußte um sein kärglich Dasein, und mancher Wildschütz. Die Ideen des Spartakismus oder wie man die chronische Verhetzung des Volks gegen sich (zum letzten Nutzen der Hetzer) auch nennen mochte, waren ihnen nicht unbekannt. Dafür hatten die „roten Flieger" gesorgt! Trotzdem hatten sich diese Männer ihr gesundes Empfinden bewahrt; wo der Mensch mit dem Heimatboden so verwachsen ist, wie in den bayerischen Landgegenden, sterben Liebe und Treu zu Volk und Land nicht aus. Wie die Werdenfelser zogen auch die Bauern von Grafing mit Geschütz, das sie von den Roten erbeutet hatten, gegen München zur Befreiung der Landeshauptstadt.

Ein Teil der Bürgerschaft griff noch vor dem Eindringen der Regierungstruppen selbst zu den Waffen und besetzte die Residenz. Es gelang den Tapferen, auch das Kriegsministerium, das Wittelsbacher-Palais und zuletzt sogar das Rathaus zu nehmen. Von seinem Turm winkte uns die Bayernfahne entgegen. Doch war die Lage der kämpfenden Bürgerwehr so bedrohlich, daß auf ihren Ruf einzelne Teile der anmarschierenden „weißen Truppen", voran die Batterie Zenetti und die Kompagnie Sengmüller aus Regensburg, schon am 1. Mai in die Stadt vorstießen.

Die Männer vom Freikorps Werdenfels, die Grafinger Bauern und die wackeren Kämpfer aus der Münchener Bürgerschaft haben durch ihre freiwillige und selbständige Beteiligung an der Niederwerfung des roten Schreckens die Schande wett gemacht, daß in der Wittelsbacherstadt München volksfremde Hetzer und Verführer zu Wort kommen und eine Räterepublik aufrichten konnten!

*

V. Abschied

Nach der Einnahme Münchens dauerte es mehrere Tage, bis wenigstens äußerlich Ruhe einkehrte. Strenger Befehl mußte ausgegeben werden, sich abends nur in Gruppen auf den Straßen zu zeigen. Mehrmals wurden unsere Posten angefallen. Es gab fanatische, halb irrsinnige Menschen, die nicht mehr herausfanden aus dem roten Wahn. Besonders eindrucksvoll haften zwei Erlebnisse in meiner Erinnerung.

Es mag am 4. oder 5. Mai geschehen sein. Ein Bagagewagen lud eben vor der Villa Schmederer, wo unser Kommando untergebracht war, dicke Bündel Stabsakten aus. Der Straßenverkehr war bereits wieder völlig im Gang. Plötzlich prasselt eine Geschoßgarbe mitten unter die entsetzt auseinanderstiebenden Menschen. Gleichzeitig hört man das vereinzelte Klopfen eines Maschinengewehrs. Im nächsten Augenblick aber bellt es schon zehnfach auf. Das sind unsere Maschinengewehrnester, die an hervorragenden Stellen in straßenbeherrschende Dacherker eingebaut waren. Um den Turm der Maria-Hilfkirche weht eine Staubfahne auf, Gesteinsstaub von den Geschoßeinschlägen. Eine halbe Minute und alles ist wieder still.

Was war geschehen? Im Turm saß ein vergessener Maschinengewehrschütze der roten Armee vor seinem Gewehr. Als er sah, daß alles verloren war, traute er sich nicht mehr herab. Nach zwei, drei Tagen Hungers verlor der Einsame die Nerven und fing an, blindwütend zu schießen. Vielleicht hatten ihn die feldgrauen Gestalten vor der Schmederer Villa gereizt.

Freiwillige drangen in den Turm und holten ihn herunter. Mit einer Zeltbahn zugedeckt, lag seine Leiche als drohende Warnung auf dem Gehsteig, bis ein Fahrzeug sie abholte.

Einige Zeit hernach — der Stab von Epp war bereits in das Armeemuseum übergesiedelt — ereignete sich in der Türkenkaserne eine tolle Geschichte. Mitten im Kasernenhof stand Richtung auf den einen Flügel ein Geschütz. Im Keller dieses Flügels war

große und kleine Munition untergebracht. Eine Kolonne hielt eben davor. Die ganzen Stockwerke steckten voll Mannschaften. Niemand achtete auf das Geschütz, als sich ein einzelner Feldgrauer daran zu schaffen machte. Plötzlich kracht ein Kanonenschuß. Wenig mehr als einen Meter vor der Kellermauer schlägt das Geschoß ein und reißt ein Gespann um. Merkwürdigerweise war kein Verlust an Menschenleben zu verzeichnen. Eineinhalb Meter weiter und der ganze linke Kasernenflügel mit den vielen Freiwilligen, vielleicht ganze angrenzende Straßenzüge wären vernichtet worden, ein Unglück, das auch politisch schwere Folgen nach sich gezogen hätte.

Aus dem Freikorps von Epp erwuchs die bayerische Reichswehr, Schützenbrigade 21. Als das bayerische Kriegsministerium Schneppenhorst den Versuch machte, ihm nicht genehme Offiziere, an der Spitze unsern Oberst Franz von Epp, durch passende Herren zu ersetzen, hatten die Studenten Gelegenheit, ihre Treue zu den Führern zu erweisen. Nach unzähligen Vertrauensversammlungen bei den einzelnen Truppenteilen, bei denen sie das Wort führten, forderten alle das gleiche: „Wir wollen unsere Führer behalten. Die Schneppenhorst-Offiziere sollen dahin gehen, wo sie während der Kämpfe waren!" Sodann tagte im Auditorium Maximum der Universität eine mehr als tausendköpfige Studentenfreiwilligenversammlung. Bis vor die Türen standen die Kameraden.

Wut und Empörung flammten auf. Scharf wurde der rote Kriegsminister zurückgewiesen. „Wenn er nicht nachgibt, gehen wir" — eine in der bayerischen Geschichte einzig dastehende Drohung — „geschlossen zu den Preußen über!"

General von Oven nahm mich damals äußerst liebenswürdig auf, als ich im Auftrag der bayerischen Sanitätsformation eine diesbezügliche Rückendeckung beim preußischen Oberkommando suchte. Ich glaube, die Angelegenheit hat ihm viel Spaß gemacht. Es kam aber nicht so weit; denn Schneppenhorst gab nach. Er wußte wohl warum! Nach der Befreiung von München hat sich die Reichswehrbrigade 21 unter Führung Generals von Epp be-

teiligt an der Reichsexekutive gegen das rote Hamburg. Einen besonderen Namen erwarb sie sich durch die Niederwerfung der roten Armee des Ruhrgebiets in Hamm und Pelkam.

Außer der Fortsetzung des Studiums wurden der einsetzende „Friedensbetrieb" und die beginnenden politischen Hinterhältigkeiten bei der Besetzung mancher Dienststellen für viele Freiwillige, die sonst gerne bei der Reichswehr geblieben wäre, Anlaß, den Abschied zu nehmen. Niemals war es ein Abschied von unserem Führer Franz von Epp.

Das bitterste Gefühl löste in uns die Tatsache aus, daß unsere Opfer uns nach einer Richtung hin völlig vergebens schienen: die Regierung saß wieder fest auf ihren Stühlen und wirtschaftete im alten Trott weiter. Das preßte manch einem den stillen Schwur ab: Beim nächsten Mal sind wir nicht mehr so dumm; da räumen wir gründlicher auf!

Wir ahnten wohl, daß ein neuer, ganz anderer Geist kommen mußte! Wir haderten mit uns selbst, weil wir ihm nicht gründlicher freie Bahn geschaffen hatten; aber schließlich waren wir Soldaten keine Politiker. Uns Studenten alten Schlages, die wir in den Regimentern des Krieges und in den Freikorps fochten, ermangelte die politische Schulung, die uns befähigt hätte, schon damals die Forderungen des nationalen und sozialen Staates aufzustellen. Wir trugen sie wohl in uns; aber wir mußten erst durch die Bitternis der Nachzeit gehen, um klar sehen und handeln zu lernen. Das Erleben jener Tage ließ uns Freikorpskämpfer zum Sauerteig eines neuen Deutschland werden. Mit Stolz sehen wir am braunen Hemd manches Nationalsozialisten und am feldgrauen Rock manchen Stahlhelmers unsere alten Abzeichen. Der Glaube an Deutschland und seine Sendung führte uns in die Freikorps, der Glaube an Deutschland ließ die Erneuerung unserer Tage aufflammen, der Glaube an Deutschland und unser Wille wird uns das Kommende bestehen lassen!

Politische Attentate in Deutschland

Von Friedrich Wilhelm Heinz

Dem deutschen Volkscharakter entspricht der offene Kampf, nicht aber die Vernichtung des Gegners aus dem Hinterhalt. Entschließt sich der Deutsche dennoch dazu, einen Feind durch Anwendung listiger Gewalt aus dem Wege zu räumen, so muß eine furchtbare seelische Erschütterung vorausgegangen sein. Deshalb haben politische Attentate auf deutschem Boden nichts zu tun mit jenen Mordanschlägen südamerikanischer Staaten, wo das Attentat zu den Spielregeln der Politik gehört und diese Politik wiederum im Sichbereichern besteht. Auf deutschem Boden besitzen alle Anschläge, alle Katastrophen und alle Errettungen einen tiefen geschichtlichen Sinn. Denn es ist kein Zufall, ob die Kugel eines Attentäters ihr Ziel erreicht oder vorbeigeht. Wie es auch kein Zufall ist, ob Staatsmänner oder Feldherrn, die sich den Gefahren des politischen Lebens oder des Schlachtfeldes aussetzen, am Leben bleiben oder nicht. Staatsmänner und Feldherrn, die überhaupt verwundbar sind, besitzen niemals — immer auf deutschem Boden — den höchsten Rang, der im wahrsten Sinne des Wortes unverwundbar macht. Friedrich der Große, Bismarck und Wilhelm I., die ihre deutsche Aufgabe zu erfüllen hatten, blieben am Leben, auch wenn Kugeln aus nächster Entfernung auf sie abgefeuert wurden. Der seinem eigenen Ich dienende Wallenstein dagegen erlag den Spießen seiner Mörder, wie auch der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand im Jahre 1914 keine geschichtliche und metaphysische Unversehrbarkeit besaß. Der Staat Habsburgs war reif zum Fall, die einzige Persönlichkeit, die ihn noch eine Zeitlang

hätte erhalten können, mußte ihm vorausfallen. Adolf Hitler blieb im Weltkrieg und an der Münchner Feldherrnhalle unversehrt. Der Tod Erzbergers und Rathenaus durch das Attentat und das vorzeitige Ende Stresemanns und Eberts durch Krankheit aber nahmen dem Staat von Weimar die wichtigsten Säulen hinweg und beschleunigten den Zusammenbruch.

Es war schon für den deutschen Menschen die ungeheuerliche Tragödie des trotz aller siegreichen Feldzüge verlorenen Weltkrieges und das Erlebnis der Feigheitsrevolution vom November 1918 notwendig, um ihn in jene düstern und gleichzeitig magischen Bezirke hineinzuführen, in denen die seelische Entscheidung zu Attentat und Mordanschlag gefällt wird. Durch die menschenfressenden Materialschlachten des Krieges hatte der Deutsche bereits ein anderes Verhältnis zum Tode gewonnen als etwa der Vorkriegsbürger. Wer selbst tausendmal die tötende Kugel in die Reihen des Gegners entsandt hatte, und wer schonungslos dem Feuer des Feindes ausgeliefert gewesen war, dem hatte sich die Gewißheit erschlossen, daß der Tod zwar nicht die letzte Lösung bedeutete, da es im allerletzten darauf ankam, die Ursachen und nicht die Symptome eines Zustandes zu vernichten, wohl aber hatte der Deutsche begriffen, daß man entweder eine Entscheidung vertagen oder aber beschleunigen konnte, wenn man den klar erkannten Gegner an der Fortführung seiner schädlichen Maßnahmen verhinderte. Das sicherste Mittel blieb hier selbstverständlich die körperliche Vernichtung. So muß gleich das erste Attentat gegen die Führer der Spartakus-Bewegung, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, als eine solch erweiterte Kampfhandlung des großen Krieges aufgefaßt werden. Der Staat erwies sich als unfähig, von seinen legalen Machtmitteln gegen illegale Terroristen Gebrauch zu machen, folglich durfte man den Staat nicht fragen, sondern mußte aus eigener Machtvollkommenheit heraus handeln. Dieses Handeln erwies sich als richtig, denn die Tötung der beiden Spartakistenführer nahm dem Bolschewismus auf deutschem Boden die Führung, ehe eine geschlossene rote Kampforganisation dastand.

Dies war im Januar 1919. Als zwei Monate später, im März, noch einmal der rote Aufstand in Berlin losbrach, wurde er mühelos niedergeschlagen, weil ihm die Führer fehlten.

Das an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg vollzogene Exempel mußte selbstverständlich Schule machen. Allzu niederträchtig vergingen sich gewisse Machthaber der Revolution gegen die ungeschriebenen Gesetze der völkischen und nationalen Ehre. Je mehr sich die breite Masse mit der Verschacherung aller deutschen Lebensgüter abfand, desto fanatischer mußte in den einigen Wenigen der Entschluß aufkeimen, unter Einsatz des eigenen Lebens das schmachbeladene Novembersystem seiner Führer zu berauben. Gelang dieses Vorhaben und wurde die Erfüllungsrepublik durch eine Reihe gelungener Attentate zum Einsturz gebracht, dann war das angewendete Mittel des Attentats gerechtfertigt. Die Attentäter vergaßen allerdings, daß ein kleiner Kreis von Verschwörern wohl dazu fähig sein konnte, einen Staat zu erschüttern, nicht aber ihn neu aufzubauen und ihm eine neue Führung zu stellen.

Graf Arco erschießt Eisner

Und trotzdem wäre der Abwehrkampf der deutschen Frontsoldaten gegen die Regierung der Verräter und Deserteure niemals in Fluß gekommen und hätte niemals jenen Grad mitleidsloser Erbitterung angenommen, wenn ihm nicht die Fanale der aus Leidenschaft und kochendem Ingrimm geborenen Attentate den Weg gewiesen hätten. Wer will heute noch leugnen, nachdem Deutschland zu Ehre und Würde zurückgefunden hat, daß die Tötung des ostjüdischen Literaten Kosmanowsky, der unter dem Namen Eisner sich die Führung des bodenständigen Bayernvolkes anmaßte, eine Tat nationaler Selbstachtung gewesen ist? Als am 7. November 1918 dieser ungewaschene Ostjude mit langen verfilzten Haaren sich an die Spitze von Deserteuren, verkrachten Genies, politischen Beutemachern und befreiten Zuchthäuslern stellte, in Bayern die Republik ausrief und sich selber mit der Bildung einer Revo-

lutionsregierung beauftragte, hatte er bereits in einem farbenreichen Leben alle Phasen politischer Entwicklung durchgemacht. Bürgerlicher Literat, Anhänger des national-sozialen Pfarrers Naumann, später Schwabinger Kaffeehauspolitiker und Welterlöser, so war ausgerechnet dieser Ahasver aus den Gefilden Galiziens zum „deutschen Arbeiterführer" aufgerückt. Im Januar 1918 hatte er sich in Bayern an die Spitze der großen Streikbewegung gesetzt, die es fertig brachte, unmittelbar vor der letzten großen Offensive der deutschen Armee dieser durch die Verweigerung der Herstellung von Kriegsmaterial in den Rücken zu fallen. Es beweist die Brüchigkeit des vornovemberlichen Systems, daß es Gestalten vom Schlage Kurt Eisners nicht an die Wand stellte oder dem Galgen überantwortete.

Ohne Kragen und einen Schmutzstreifen um den hageren Hals, so nahm Kurt Eisner am 8. November 1918 vom Bayerischen Innenministerium Besitz, um fortan die Rolle eines bayerischen Ministerpräsidenten zu spielen. Gleich der erste Aufruf verkündete in pathetischen Worten: „Die demokratische und soziale Republik Bayern hat die moralische Kraft, für Deutschland einen Frieden zu erwirken, der es vor dem Schlimmsten bewahrt!" Sieht dieser Satz noch nach Idealismus aus, so zerstörte bereits die erste praktische Amtshandlung diese scheinidealistische Maske. Professor Friedrich Wilhelm Förster, ein offenkundiger Landesverräter, der im Solde Poincarés stand und heute noch steht, wurde zum bayrischen Gesandten in Bern ernannt. Förster ging sofort daran, die Lüge von Deutschlands Kriegsschuld in alle Welt hinauszuposaunen, und Kurt Eisner unterstützte ihn darin, indem er ihm in einem offenen Telegramm mitteilte, er werde gemeinsam mit dem jüdischen Literaten Maximilian Harden der Berliner Regierung ein Ultimatum stellen, sofort alle Akten, die die einwandfreie Kriegsschuld der kaiserlichen Regierung von 1914 ergäben, an die Entente auszuliefern. Weigere sich die Berliner Regierung, dieser Forderung nachzukommen, so würde er, Kurt Eisner-Kosmanowsky, die Beziehungen zum Deutschen Reiche ab-

brechen, um ein Bündnis mit den Staaten der „westlichen Zivilisation" aufzunehmen. Seite an Seite mit Frankreich müsse dann der Feldzug gegen das barbarische Preußen weitergeführt werden.

Clemenceau, Herz des französischen Vernichtungswillens gegen Deutschland, erkannte seine Chancen. Durch seine ostjüdische Frau, eine geborene Zuckerkandl, auf Umwegen mit Kurt Eisner verwandt, erreichte er es, daß dieser am 24. November 1918 aus den Geheimarchiven des Bayerischen Außenministeriums Dokumente entnahm und sie den Franzosen in die Hand spielte. Waren diese willkürlich aus dem Zusammenhang gerissenen Dokumente bereits zwar für die Wahrheit wertlos, für die französische Lügenpropaganda aber eine ungeheuerliche Waffe, so setzte Kurt Eisner seiner Verworfenheit noch dadurch die Krone auf, daß er durch raffiniert vorgenommene Weglassungen innerhalb des Textes der Dokumente die zum Kriege führenden diplomatischen und politischen Vorgänge auf das schändlichste entstellte. Jetzt hatte Clemenceau die Mittel in der Hand, um den Widerstand des amerikanischen Präsidenten Wilson zu brechen und die Politik der brutalen Versklavung einzuleiten, die schließlich im Versailler Diktat gipfelte.

Die Berliner Regierung, selber vom pazifistischen Wahn befangen, ließ Eisner gewähren. Schließlich unterschieden sich Männer wie Erzberger und Scheidemann im Grundsätzlichen nicht von Eisner. Matthias Erzberger, eitel, verschlagen und gewinnsüchtig, hatte bereits im Oktober 1917 dazu beigetragen, daß die berüchtigte Denkschrift des Kaisers Karl in die Hand der Gegner gelangt war. Ein Jahr später, am 22. Oktober 1918, hatte es der gleiche Mann fertiggebracht, voller Selbstgefälligkeit auszurufen: „Man gebe mir 24 Stunden Zeit, und der Weltfrieden ist da!" Was war dies anders als das vorweggenommene Seelenbekenntnis Kurt Eisners vom 26. November, abgelegt in der Berliner bayrischen Gesandtschaft: „Clemenceau, Lloyd George und Wilson sind die drei größten Idealisten der Menschheitsgeschichte, ich habe grenzenloses Vertrauen zum Feindbund und lasse mich von keinem

beirren!" Immerhin waren die willkürlichen Aktenveröffentlichungen selbst der Berliner Volksbeauftragtenregierung zu viel. Man machte dem bayrischen Ministerpräsidenten mit dem wallenden Prophetenbart sanfte Vorhaltungen, die Herr Eisner-Kosmanowsky mit dem Abbruch der Beziehungen Bayerns zum Reich beantwortete.

Aber Kurt Eisner begriff langsam, daß außerhalb des Kreises von Literaten und Verbrechern sein Anhang tagtäglich mehr zusammenschmolz. Am 12. Januar fielen von den 180 zum Bayerischen Landtag gewählten Abgeordneten nur noch drei an die engere Partei Kurt Eisners. Dieser zog von überall her das Untermenschentum zusammen und ließ es von dem jüdischen Salonliteraten Toller zur „bayrischen roten Armee" organisieren. Ehe aber die Schreckensherrschaft des jüdisch-terroristischen Bolschewismus auf bayrischem Boden begann, hatte endlich ein Mann den Entschluß ausgeführt, den im Stillen ungezählte Frontsoldaten gefaßt hatten.

Nach der Auflösung der bayerischen Armee und nach der Abreise des Königs Ludwig III. war das nationale Element in Bayern führerlos geworden. Die Verantwortung zu Entschluß und Tat ging auf jeden einzelnen über. Der erste, in dem das Vorhaben vieler sich zu einem erlösenden Entschlusse verdichtete, war der junge Frontoffizier Graf Arco-Valley. Am Morgen des 21. Februar 1919, eben als sich Kurt Eisner in das Bayrische Abgeordnetenhaus begab, um dort die Räterepublik auszurufen, stellte sich ihm Graf Arco entgegen, um ihm aus sicherer Hand eine Kugel in die Stirne zu jagen. Kurt Eisner war sofort tot. „Revolutionssoldaten", die den galizischen Ministerpräsidenten Bayerns begleiteten, schossen den Grafen Arco nieder und verwundeten ihn schwer. In München aber wurde durch die Tat der Beseitigung Eisners das gesamte Untermenschentum entfesselt. Bewaffnete Banden zogen durch die Straßen und schossen wahllos auf alle, die noch einen sauberen Kragen trugen oder sonstwie im Verdachte bürgerlicher Gesinnung standen. Ein be-

soffener Schlächtergeselle tobte im bayrischen Abgeordnetenhaus wie ein Amokläufer, er knallte sinnlos um sich, tötete einen Abgeordneten durch Kopfschuß und verwundete den Führer der Sozialdemokraten, den Abgeordneten Auer, schwer. Niemand dachte daran, ihn festzunehmen.

Das Inferno der bayrischen Räterepublik begann. Der Jude Landauer hielt die Grabrede und feierte Kurt Eisner als einen deutschen Messias. Einige Wochen später wurde allerdings auch Landauer an die Wand gestellt und standrechtlich erschossen. An der Stelle, an der Eisner sein Leben ausgehaucht hatte, errichtete man aus Gewehren und roten Tüchern ein Ehrenmal, an dem die Münchener Bevölkerung mit entblößtem Kopf vorüberziehen mußte.

Kurt Eisner wurde durch diese Mätzchen nicht wieder lebendig. Sein Tod rief alle Kräfte eines kämpferisch-politischen Willens wach, die sich nicht damit begnügten, das Haupt des Gegners zerschmettert zu haben. Die Bildung bayrischer Freikorps kam in Fluß. Obwohl sechs Wochen später diese Freikorps, unter anderem das Freikorps von Epp und die Marinebrigade Ehrhardt, dem jüdisch-terroristischen Spuk auf bayrischem Boden ein Ende bereiteten, zahlte der bayrische Staat noch ein ganzes Jahrzehnt lang der Witwe des Herrn Eisner-Kosmanowsky eine hohe Pension aus.

Verräter werden gerichtet

Für ein nationalbewußtes stolzes Volk bedeuten die Waffen der Nation einen Teil der Ehre. Wer sich gegen die Waffenehre vergeht, wer sich gar persönlich dadurch bereichern will, daß er die Waffen- und Widerstandskraft der Nation an den Feind verrät, hat sein Leben verwirkt, denn er liefert unzählige seiner Volksgenossen dem Gegner aus. Neben dem Notwehrrecht des Einzelnen gibt es selbstverständlich auch ein Notwehrrecht der Nation. Ist der Staat selbst nur eine Provinz der feindlichen Mächte, so muß der einzelne Deutsche das Recht haben, diese Notwehr an denjenigen

zu üben, die ihr Vaterland verkaufen. Selbstverständlich darf dieser Grundsatz, der Geltung hat nur in Zeiten der Unterdrückung sowohl durch den Feind als auch durch die vom Feinde abhängige Scheinregierung, nicht dazu führen, daß nun wahllos jeder, der lediglich im Verdacht steht, ein Verräter zu sein, aus der Liste der Lebenden gestrichen wird. Und immer wird das Femerichteramt ein Höchstmaß von Selbstüberwindung für denjenigen erfordern, der es aus dem Zwang seines Gewissens heraus üben muß. Für ihn aber gilt der kühne und männliche Spruch, der noch zu allen Zeiten Gültigkeit besessen hat: „Blut befleckt nicht!"

Am 10. Juni 1921 wurde der bayrische Landtagsabgeordnete und sozialdemokratische Fraktionsführer Karl Gareis erschossen. Diese Tötung gab zum erstenmal der marxistischen und liberalen Hetzpresse die Möglichkeit, von einer „Mörderorganisation" zu phantasieren. In Wirklichkeit aber liegt der Fall ganz klar.

Auf bayrischem Boden war die Organisation Escherich entstanden. Sie diente der Erhaltung von Ruhe und Ordnung und sicherte den inneren Frieden. Zu einem Kampf gegen den äußeren Feind war sie als eine reine Heimatschutzbewegung nicht befähigt. Lediglich den separatistischen und föderalistischen Umtrieben konnte sie, gestützt auf Waffengewalt, entgegentreten. Die Waffenbestände dieser Einwohnerwehr, die leider späterhin doch vernichtet wurden, betrugen damals noch einige hunderttausend Gewehre. So konnten z. B. allein zu Pfingsten 1921 rund 150 000 kriegsgeübte Bauern in voller Bewaffnung in München aufmarschieren. Es war selbstverständlich, daß sowohl die Spitzel der Franzosen als auch diejenigen der französischen Fremdenlegion auf deutschem Boden, also der Sozialdemokratie, nicht ruhten, um die Waffenverstecke ausfindig zu machen. Einem dieser Spitzel gelang es, ein größeres Waffenlager zu erkunden. Er verkaufte sein Wissen an Karl Gareis, der es fertig brachte, in einer öffentlichen Sitzung des bayrischen Landtags mitzuteilen, er sei durch Verrat in den Besitz der Lagepläne der Einwohnerwehrwaffen gelangt. Nicht nur „die

Konterrevolution marschiere, sondern das ganze friedliche Europa sei in Gefahr". In einer Massenversammlung, die am 10. Juni 1921 stattfand, wies Gareis der aufgehetzten Volksmenge die Aktenmappe vor, die angeblich die Lagepläne der verratenen Waffen enthielt. Gareis schloß mit der Feststellung, er werde „als Feind der militaristischen Kriegsverbrecher seine Pflicht tun, und die Enthüllungspläne derjenigen Stelle zuleiten, die nach Lage der Dinge allein in Frage käme, diesen Brutherd eines neuen Kriegsverbrechens zu vernichten".

Dies aber konnte nur die französische Botschaft sein. Hier liefen alle Fäden der Spitzelei und des bayrischen Separatismus zusammen. Waren die Pläne erst einmal in den Besitz der französischen Gesandtschaft gelangt, so war ein neues französisches Ultimatum vorauszuberechnen. Nun, die Mappe ging noch in dieser Nacht verloren! Ein Attentäter, der aus eigenem Entschluß handelte, trat an Gareis heran und streckte ihn durch einen Kopfschuß nieder. In der Mappe selbst fand man den Namen des Verräters. Als Spaziergänger einige Wochen später den Forstenrieder Wald durchstreiften, fanden sie diesen Verräter, der Gareis nachgefolgt war, aufgehängt im Geäst eines Baumes vor. Der Baum selbst, dem der vom Leben zum Tod Beförderte nicht gerade zur Zierde gereichte, aber trug eine Inschrift: „Ich Lump verriet mein Vaterland, drum sterbe ich durch eigene Hand!" In die Eigenhändigkeit dieses Schicksalsvollzuges durften für den Kenner der bayrischen Verhältnisse vom Sommer 1921 einige Zweifel zu setzen sein.

Noch einmal, zwei Jahre später, wurde es notwendig, daß Verräter gerichtet werden mußten, weil sie die Verteidigungskraft des deutschen Volkes zum Objekt gemeinster Spitzelei und ekelhaften Gelderwerbs machten. In der Provinz Brandenburg und in der Ostmark war die „Schwarze Reichswehr" entstanden. Ihre Arbeit und ihr Dasein mußten geheim gehalten werden, um nicht sofort die Franzosen und Polen auf den Plan zu rufen. Unter schwersten körperlichen Entbehrungen taten die Soldaten der

„Schwarzen Reichswehr" ihre Pflicht. Sie waren zusammengeströmt aus allen Teilen des Reiches, sie hatten in Oberschlesien und im Baltikum gefochten, sie waren Blutvergießen gewöhnt und schreckten nicht davor zurück, Verräter ihrer Strafe zuzuführen. Jetzt aber waren diese Soldaten nicht mehr auf sich selbst gestellt, sondern sie standen im Reichsdienst. Deutschland bereitete sich darauf vor, das Versailler Diktat zu zerreißen. Das Reich verlangte die Geheimhaltung aller Kriegsvorbereitungen. Jeder Verrat mußte den Feind zum sofortigen Angriff und Einmarsch in das Reichsgebiet bewegen, sollte er nicht selbst überrascht werden. Sicherheit und Zukunft des Staates waren damit den Freiwilligen der „Schwarzen Reichswehr" anvertraut worden. Die Gesetze des Staates aber boten, ehe der offene Krieg ausgebrochen war, keine Handhabe, Verräter an der Ausübung ihres schimpflichen Handwerks zu hindern. Der Staatsnotstand erforderte also, daß die Truppe zur Selbsthilfe griff.

So erfolgten die sogenannten „Fememorde". Die liberalen und humanitären Zeitalter neigen dazu, den Wert des Menschenlebens zu überschätzen. Der Krieger aber, der das Leben ebenso liebt, wie er den Tod als äußere Form des Zerfalls verachtet, vermag dem Leben einen Eigenwert nicht zuzusprechen. Jedes Leben ist nur soviel wert, als der damit Begnadete für Volk, Staat und Reich zu leisten gewillt und imstande ist. Wer bewußten Verrat am Vaterland begeht, muß sterben, damit die Nation lebe. Die „Fememorde", die keine Morde sind, sondern gewissenhaft vollzogene Akte staatlicher Notwehr darstellen, bildeten im Jahre 1922/23 die unerläßlichen Voraussetzungen für das Gelingen der Geheimhaltung und den Erfolg des Freiheitskampfes. Ob bei der Auswahl der zur Urteilsvollstreckung Befohlenen Fehler unterlaufen sind, ist eine Frage zweiten Ranges.

Als nach dem Scheitern des nationalsozialistischen Aufstandsversuchs im November 1923 die Herrschaft des liberalen Stresemann-Systems wie ein zäher Schlamm über Deutschland lagerte, wurden plötzlich die Männer, die den Staatsnotstand gegen Ver-

räter geübt hatten, verhaftet und als „Fememörder“ unter Anklage gestellt.

Die psychologische Ursache der Femeprozeße wurzelt im politischen Ablenkungsbedürfnis des durch den Barmatskandal bis in die Umgebung des Reichspräsidenten Ebert bloßgestellten parlamentarisch-demokratischen Systems. Wie im „Falle Dreyfuß“, im „Falle Zabern“, wie bei der Aufdeckung der „O. C.“ oder wie bei der Organisation defaitistischer Instinkte 1918, so begann der auf die Ehrlosmachung der kriegerischen Kräfte im deutschen Volk bedachte antimilitaristische Feldzug des Jahres 1925/26 mit einem Schlagwort, und zwar diesmal mit dem von blutrotem Nebel umdünsteten Schauerbegriff „Feme“. Femeromane, Femefilme, Femeschauspiele, Femeenthüllungen wühlten die Masse auf und spiegelten ihr eine Gefahr vor, die niemals bestanden hatte. Bei Polizei und Gericht entstanden „Femedezernate“, parlamentarische „Femeausschüsse“ begannen gänsehautüberrieselt hinter verschlossenen Türen mit ihrer Arbeit, „Femelichtbilder“, bewußt und vorsätzlich gefälscht, erweckten einen geradezu panischen Schrecken vor einer im Dunkeln zum organisierten Mord entschlossenen Macht. Und dies alles, weil es galt, den stinkenden Korruptionssumpf der Barmat- und Kutisker-Affäre, in dem eine Unzahl der prominentesten Würdenträger des herrschenden Systems zu versinken drohten, den Blicken des Volkes zu verschleiern.

Im Sommer 1925 veröffentlichte in der „Weltbühne“ Siegfried Jacobsohns der französische Spion Karl Mertens, ein notorisch verkommenes Subjekt, dem selbst Gustav Stresemann drei Jahre später die ihm mit Recht gebührende Schmuckbezeichnung „ekelerregender Lump“ nicht vorenthalten konnte, eine Auffatzreihe, in welcher er unangefochten vom Oberreichsanwalt und wieder einmal stillschweigend von den zuständigen Behörden geduldet, alle Geheimnisse der „Schwarzen Reichswehr“ preisgab und genau belegte Angaben über die von der Truppe gegen wirkliche oder vermeintliche Verräter geübte Selbstjustiz machte. Die Presse der Demokratie und Sozialdemokratie stürzte sich mit einer aasgeier-

haften Gier auf diese Enthüllungen und verbreitete sie weiter. Der Femerummel erregte die ganze Welt und tat der Sache des Reiches ungeheuren Abbruch. Schließlich griff die Justiz ein und verhaftete trotz dem gegebenen Amnestieversprechen der Reichswehrführung die Angeschuldigten. Die Kerkertore schlossen sich hinter Deutschlands alten Soldaten. Die „Weltbühne" durfte ungestraft über die Selbstjustiz, die in Oberschlesien noch auf staatliche Weisung hin geübt wurde, schreiben: „Haarmann, der Sexualverbrecher, konnte ebenfalls monatelang morden, weil er als Polizeispitzel einer Behörde nahestand." Der „Vorwärts" brachte es fertig in einer und derselben Nummer von „viehischen Schlächtern in Reichswehruniform" und der „Schlichtheit und Naivheit dieses talentierten Musikersohnes, dessen schwermütige Schilderung Gesellschaft und Staat anklagt", zu erzählen, und er meinte auf der einen Seite damit Oberleutnant Schulz, und auf der andern den Eisenbahnattentäter Schlesinger, der 21 wehrlose Menschen, darunter Frauen und Kinder, auf dem Gewissen hatte. Der Erfolg dieser mit allen Mitteln der Demagogie erzeugten antisoldatischen Angst- und Haßpsychose war ein ungeheurer: von Westarp bis Thälmann rückte alles mit dem Ausdruck höchsten Abscheues von der Selbstjustiz der „Schwarzen Reichswehr" ab, ein Beweis für die Urteilslosigkeit der Masse und die Abhängigkeit ihrer sogenannten Führer und Lieblinge von Massenstimmungen.

Das Ungeheuerliche wurde Ereignis: Während in Genf, in Locarno und Thoiry sich Stresemann von dem europäischen Rattenfänger Briand mit Friedensschalmeien betören und in das Spinnennetz höchst gefährlicher und einseitiger Abmachungen verwickeln ließ, stiegen in Deutschland die „Femeprozeße" und lieferten der deutschfeindlichen Presse auf Reichsboden unaufhörlich und kostenlos das Material zur buchstäblichen Zertrampelung des Wehr- und Widerstandswillens.

Die Femeprozeße endeten durchweg mit der Verhängung der Todesstrafe. Die Presse, die sonst am lautesten die Abschaffung

der Todesstrafe forderte, schrie plötzlich am lärmendsten nach dem Kopf der eingekerkerten Frontsoldaten. Während sich die deutschsprechenden Intellektuellen scharenweise um die Begnadigung des kommunistischen Führers Max Hölz und der amerikanischen Anarchisten Sacco und Vanzetti bemühten, schlug ihre Humanität angesichts der ehrenvollen und in Ausübung ihres vom Staate verfügten Dienstes handelnden Soldaten des Großen Krieges nun in den Ghetto- oder Asphalthaß der Entwurzelten um.

Bürgerliche Richter maßten sich an, gestützt auf militärische Gutachten, denen die innere Unwahrhaftigkeit auf der Stirne stand, aus der Sicherheit ihrer friedlichen Tage heraus über Taten Recht zu sprechen, die im Fieber eines Volkes begangen worden waren. Das formale Gesetz mußte beobachtet und befolgt werden, mochte das Reich darüber in Trümmer gehen. Um jedoch der in keinem Fall bestrittenen idealistischen Gesinnung der Täter Rechnung zu tragen, verhängten die Sondergerichte zwar die Todesstrafe oder schickten die Verurteilten lebenslänglich ins Zuchthaus, beließen ihnen jedoch — welch grausiger Hohn bürgerlicher Selbstverhöhnung — die „bürgerlichen Ehrenrechte“ ...

Langsam nur kam die Gegenwehr in Fluß. Der Herausgeber des „Fridericus“, Holtz, war der erste, der den Mut aufbrachte, dem alle Kennzeichen der Massenhysterie tragenden Femerummel entgegenzutreten. Rittmeister von Oppen-Tornow stellte in vorbildlicher Kameradschaft seine privaten Mittel der Aufklärung zur Verfügung und verarmte darüber, ein Opfer reinster Soldatentreue. Die „Nationale Nothilfe“ ging zum Angriff vor, die Verteidiger Luetgebrune und Professor Grimm schlossen sich an. Im Sommer 1930 endlich gab eine Reichstagsamnestie den an Leib und Geist Zermarterten und Gebrochenen die Freiheit zurück.

Der Totengräber Deutschlands

Als die zweite Marinebrigade unter ihrem Führer, dem Kapitän Ehrhardt, 1919 die Grenzwacht in Oberschlesien hielt, wurde eines Tages als Parole und Losung ausgegeben: Erzberger? —

Deutschlands Totengräber! Diese Parole steigerte den verbissenen Haß, den die jungen Offiziere der Ehrhardt-Brigade gegenüber Matthias Erzberger empfanden. Immer mehr erschien dieser geschäftsgewandte Zentrumspolitiker ihnen als die Verkörperung gewinnsüchtiger Konjunkturausnutzung und pazifistischer Schwäche. Zumal in der Sturmkompagnie unter Kapitänleutnant von Killinger entstand eine gegen Erzberger gerichtete tatentschlossene Gesinnungsgemeinschaft echter Frontsoldaten. Jede politische Debatte kam zum Ergebnis, daß Erzberger Schuld trug an der Vorbereitung des Dolchstoßes von 1918 und der Auslieferung der deutschen Flotte an die Engländer. Alle Veröffentlichungen der damals aufkommenden völkischen Presse bewiesen, daß Erzberger bereits im Frieden die Flottenpolitik Deutschlands bewußt sabotiert hatte. Immer war Erzberger bereit gewesen, im Bunde mit der Sozialdemokratie Deutschlands außenpolitische Interessen um innenpolitischer Parteivorteile willen aufs Spiel zu setzen. Dies hatte Erzberger aber nicht davon abgehalten, sich bei Kriegsbeginn in die Reihe der wildesten Annexionisten zu stellen und die Eroberung von halb Europa zu fordern. Wiederum war persönlicher Ehrgeiz die Triebfeder seines Handelns gewesen. Denn als der Kaiser sich weigerte, ihm ein Ministeramt zu übertragen, schwenkte Erzberger erneut um und erzwang im Reichstag die Annahme der berüchtigten Friedensresolution vom 19. Juli 1917, die dem Feind Mut machte und die Widerstandskraft der deutschen Armee herabminderte. Erzberger war es gewesen, der den Waffenstillstand unterschrieb. Erzberger hatte sich in Reden hervorgetan, die ungeheuerliche Schmähungen des alten Offizierskorps enthielten. Erzberger war der Verantwortliche für die Annahme des Versailler Diktats. Viele hunderttausend Kriegsgefangenen schufteten noch in französischem Frondienst, Ehr und Wehr des Reiches waren zerschlagen, schmachvollste Bedingungen mußten angenommen werden: Erzberger aber unterschrieb die Annahme des Versailler Diktats durch die Weimarer Nationalversammlung, um sich alsdann in die nächstbeste Weinstube zu

begeben und hier, ehe er sich mit Wein voll laufen ließ, den berüchtigten Satz in das Gästebuch einzutragen: „Erst mach dein Sach', dann trink und lach'!" Immer erbitterter war der Haß geworden. Erzberger hatte es veranlaßt, daß die beiden deutschen Feldherrn des Großen Krieges, Hindenburg und Ludendorff, sich vor einem parlamentarischen Sondergericht unter dem Vorsitz der Juden Cohn und Sinzheimer verantworten mußten. Kurze Zeit darauf wies der frühere Reichsminister Helfferich Erzberger in einem Gerichtsprozesse nach, daß sich der aus listigen Augen in die Welt blickende Zentrumspolitiker schamlos an Geschäften bereichert hatte, die nur auf Grund politischer Beziehungen möglich gewesen waren. Während der größte Teil des deutschen Volkes bittere Not litt, machte Erzberger diese Not seinem privaten Egoismus dienstbar und füllte seine Taschen mit dem gleichen Gelde, das dem verarmten deutschen Volk durch niedrige Schiebungen aus der Tasche gezogen wurde. Wahrhaftig, Matthias Erzberger verdiente den Fluch des gesamten unterdrückten deutschen Volkes!

Nach der Auflösung der Ehrhardt-Brigade begaben sich die Offiziere der Sturmkompagnie nach München, um dort in illegaler Arbeit die Truppe wieder aufzubauen. Erzberger aber, obwohl vorübergehend nach seiner Entlarvung im Helfferich-Prozeß von der Bildfläche verschwunden, betrieb mit allem Nachdruck seine Wiederkehr als Reichsminister, um die verhaßten Freikorps endgültig vernichten zu können.

Das Zentrum entblödete sich nicht, den Schieber Erzberger erneut an die Spitze der württembergischen Wahlliste in den Reichstag zu entsenden. Erzberger selbst trat dem politischen Salon der berüchtigten Gräfin Fischler-Treuberg, geschiedene Kauffmann, geborene Asser, bei. In diesem, von der jüdischen Gräfin geleiteten klubartigen Salon wurde der Wiedereinzug Erzbergers in das Ministeramt vorbereitet. Die Mitglieder des Salons, die Juden Maximilian Harden, Theodor Wolff von Mosse, Georg Bernhard von Ullstein, Oskar Cohn und Friedrich Stampfer vom Vorwärts, ließen alle Beziehungen spielen, um

den gleichen Mann erneut zum Reichsfinanzminister zu machen, der im Vorjahr sowohl des Meineides als auch der Steuerhinterziehung überführt worden war.

Dies durfte nicht sein. Der Marineoffizier Heinrich Tillessen, selbst ein strenggläubiger Katholik, beschloß, Erzberger zu töten. Ihm gesellte sich zu der Infanterieoffizier Heinrich Schulz, der ebenfalls der Sturmkompagnie der Ehrhardt-Brigade angehört hatte. Wochenlang reisten Schulz und Tillessen hinter Erzberger her. Endlich hatten sie die Möglichkeit ihn zu stellen, und das Volksgericht zu vollziehen. Als am 26. August 1921 Matthias Erzberger zusammen mit seinem Freunde Diez in der Nähe des Badeortes Griesbach eine Berghöhe besteigen wollte, traten Schulz und Tillessen auf Erzberger zu und fragten ihn, ob er der Gesuchte sei. Erzberger bejahte. In diesem Augenblick dämmerte ihm die Erkenntnis, daß zwei unerbittliche Verfechter der nationalen Ehre und Freiheit vor ihm standen, um im Namen des deutschen Volkes Rechenschaft zu fordern. Er wandte sich zur Flucht, erreichte jedoch den Straßengraben nicht mehr. Das Schnellfeuer aus zwei Pistolen entzog den Herrn Minister dem langsamen Tod einer qualvollen Herzverfettung, an der dieser den Freuden der Welt überreichlich zugetane ultramontane Politiker litt.

Matthias Erzberger, der seine politische Begabung und seine Stellung dazu ausgenutzt hatte, um sich an der Not des Volkes zu bereichern, Matthias Erzberger, der als leichtfertiger politischer Geschäftemacher die Ehre Deutschlands mit Füßen getreten hatte, wurde von dem Reichskanzler Josef Wirth als „Staatsmann von gigantischer Größe" als „Retter des Reiches und der deutschen Einheit" und als „unvergleichlicher Patriot mit außergewöhnlichen Verdiensten" gefeiert. Von alledem stimmen nur die „außergewöhnlichen Verdienste". Diese aber hatte das deutsche Volk in bar bezahlen müssen. Im Sommer 1933 haben Soldaten der nationalen Revolution endlich das „Denkmal" beseitigt, das geschäftige Zentrumshände Herrn Erzberger gesetzt haben.

Schulz und Tillessen, die sich nach der Tötung Erzbergers wieder nach München begeben hatten, waren bei der Vertilgung der Spuren nicht geschickt genug gewesen. Die mit allen Mitteln arbeitende Kriminalpolizei deckte die Zusammenhänge auf und nahm die Führer der illegal arbeitenden Ehrhardt-Brigade fest. In der Schublade eines dieser Führer fand man den Satzungsentwurf eines geplanten Geheimbundes, der den etwas rätselhaften Titel: Organisation Consul (O. C.) trug. Der Paragraph 11 dieser Bundessatzung lautete ebenso kurz wie unheimlich: „Verräter verfallen der Feme." In Zukunft wagten sich die Mitglieder der jüdischen Salons nur noch unter Polizeischutz zu ihren halbpolitischen, halb börsenmäßigen Nachmittagsbelustigungen. Jetzt aber bekam mit einem Male der deutsche Spießbürger eine Gänsehaut. Die Systempresse veröffentlichte grauslige Enthüllungen über eine weitverzweigte Mörderorganisation, die offensichtlich nach Art der italienischen Mafia arbeitete und ganz Deutschland mit einem Netz blutdürstiger Verschwörer überzogen hatte. Zur Lieblingsbeschäftigung dieser Verschwörer schien der Umgang mit Zyankali und Handgranaten, mit vergifteten Dolchen und tödlich sicheren Pistolen zu gehören. Gefangene des Weimar-Systems, wie die U.-Boot-Offiziere Bolt und Dittmar, wurden von der O. C. aus den Gefängnissen entführt und in Sicherheit gebracht. Sozialdemokratische Zeitungen, die allzu freche Enthüllungsartikel brachten, flogen, wie in Münster und Hamburg, in die Luft. Selbst eine „Liga der unterdrückten Nationen" sollte am Werke sein. Angeblich liefen Fäden dieser sagenhaften O. C. nach Ungarn, Indien, Japan, China, Mexiko und Honolulu. Der ganze in Versailles so segensreich aufgerichtete Weltfrieden schien in Gefahr. Der kleine Kreis fanatischer Aktivisten der Tat, der nie aus mehr als zwei Dutzend Menschen bestand, war über Nacht zur politischen Großmacht geworden.

Das Groteske dabei war, daß es eine O. C. im Sinne der Zeitungsveröffentlichungen, aber auch des Satzungsentwurfes nie-

mals gegeben hat. Der Verfasser, als einer der Führer dieses Kreises tatentschlossener Aktivisten, kann mit gutem Gewissen bezeugen, daß es diesen Männern wirklich fern gelegen hat, ihre Tätigkeit im Rahmen vereinsregisterlicher Satzungen auszuüben. Um so mehr Vergnügen bereitete es den wirklichen O. C.-Leuten, mit der Miene harmloser Unschuldsengel durch ein Volk zu wandeln, von dem jeder zweite dem dritten ins Ohr raunte, er sei ein verkappter O. C.-Mann und es stünden noch ganz andere Aufregungen und Anschläge bevor.

Der Staat setzte immer höhere Belohnungen auf die Ergreifung der O. C.-Leute aus. Da es die O. C. aber nur im Wunschtraum der unterdrückten Nation gab und die wenigen wirklichen Verschwörer eisern den Mund hielten, stieß jeder Versuch der Aufklärung ins Leere. Um das Maß der Groteske voll zu machen, stellte schließlich ein Reichsgerichtsurteil fest, daß es eine O. C. niemals gegeben habe. Und da das Reichsgericht als die höchste Rechtsinstanz des deutschen Volkes bekanntlich nicht zu irren vermag, muß auch der Verfasser notgedrungen sich zur Auffassung bekennen, daß seine Tätigkeit in den Jahren 1920 und 1923 nur ein Traumerlebnis darstellt.

Er kommt jedoch im gleichen Augenblick mit seiner Pflicht als Historiker dieser Zeit in Konflikt, wenn er etwas über die Beseitigung Walther Rathenaus berichten soll. Denn diese Tat wurde zweifellos wiederum von Angehörigen jenes Frankfurter Arbeitskreises ausgeführt, der sich um Karl Tillessen, Hartmut Plaas, Ernst von Salomon und W. F. Heinz scharte.

Der Jude Rathenau auf dem Platz, der einst das Vorrecht Bismarcks gewesen war, verletzte die heiligen Gesetze des Reiches. Die Antike kennt den Begriff dieser Schicksalsherausforderung und nennt ihn Hybris. Die Hybris bedeutet keine ethische oder moralische Schuld, sondern sie stellt eine moralisch schuldlose Verletzung der metaphysischen Ordnung dar, sie ist eine bewußte Empörung des unfreien Menschen wider die ewigen Mächte, die den schicksalshaften Ablauf aller Geschehnisse bewirken. Wer diese Schick-

salsherausforderung begeht, der macht sich weder des christlichen Begriffes der Sünde noch des staatlichen Begriffes des Verbrechens schuldig, sondern er frevelt wider den inneren Rang der Werte. In Walther Rathenau und durch die Ministerschaft Walther Rathenaus wurde der Mythos des Reiches verletzt. Deshalb mußte der deutsche Außenminister jüdischer Rasse und jüdischen Seelentums Walther Rathenau fallen.

Rathenau persönlich steht turmhoch über Matthias Erzberger. Die charakterliche Sauberkeit ist ihm gerade von den zu seiner Tötung ausziehenden O. C.-Leuten immer und immer wieder bescheinigt worden. Rathenau, als zwischen den Völkern, zwischen den Seelentümern und zwischen den Rassen stehendes Assimilationsgeschöpf mußte schicksalsmäßig durch seinen zwischen Liebe und Haß unaufhörlich hin und her pendelnden Intellekt zum Element der Zerstörung und Auflösung werden. Rathenau ahnte diese Unfreiheit und Gebundenheit seines Tuns, und diese Ahnung umgibt seine Gestalt und seine Haltung mit dem müden Schimmer der Dekadenz.

Die beiden Offiziere Erwin Kern und Hermann Fischer, die vom Schicksal dazu ausersehen waren, die verletzte Ordnung des Reiches wieder herzustellen, haßten Rathenau nicht. Sie handelten aus dem Zwang heraus, den sie anerkannten, ohne sich weiter Rechenschaft darüber zu geben. Am 24. Juni 1922, vormittags 11.15 Uhr, zwang der Fahrer Techow, der den Wagen der Rathenau-Attentäter Kern und Fischer führte, Rathenaus eigenen Wagen hart an den Bordstein des Bürgersteigs heran. Rathenaus Wagen hielt, weil sein Fahrer einen Zusammenstoß befürchtete. Im gleichen Augenblick knatterte die Salve einer Maschinenpistole. Gleich die ersten Schüsse saßen. Eine hinterhergeschleuderte Handgranate platzte; Rathenau aber war bereits tot. Die Aufklärung des Attentates erfolgte schnell. Die Attentäter selbst entkamen jedoch aus Berlin.

Einen Tag zu lange hielten sich Kern und Fischer unterwegs auf. So erreichten sie das an der Ostseeküste bereitliegende Boot

nicht mehr, das sie nach Schweden bringen sollte. Eine wilde Hetzjagd quer durch Deutschland begann. Auf der Flucht nach Süden erreichten die beiden schließlich die Burg Saaleck, wo im Februar des gleichen Jahres der U-Bootoffizier Dittmar nach seiner Befreiung aus dem Naumburger Gefängnis untergebracht worden war.

Zwei reiche Bürger aus Hamburg, deren Namen nicht wert sind, überliefert zu werden, bemerkten abends einen Lichtschein in einem der beiden Türme von Burg Saaleck. Sie sahen zwei Männer aus- und eingehen und vermuteten in ihnen die beiden Rathenau-Attentäter. Dem Judaslohn von 4½ Millionen Mark widerstanden die beiden Hamburger nicht. Das Blutgeld verlockte sie dazu, die Polizei zu benachrichtigen.

Zwei Kriminalbeamte durchsuchten die Burg. Sie fanden zwar nicht Kern und Fischer, entdeckten jedoch ein Bündel Kleider, das ein Kamerad der beiden niedergelegt hatte. Kern und Fischer beobachteten die Kriminalbeamten, die gekommen waren, um sie an das System auszuliefern. Aus ihrer ritterlichen Gesinnung heraus verschmähten es Kern und Fischer, ihre eigene Rettung durch den Tod der Beamten zu erkaufen. Stillschweigend waren sie übereingekommen, dem Gehetztwerden ein Ende zu machen. Sie standen auf dem Turm der Burg und nahmen in ihrer Seele das Bild der sturmdurchbrausten Landschaft aus Wald und Bergen, Feldern und Fluß auf.

Das von München zur Rettung entsandte Automobil lief inzwischen in Dorf Saaleck ein. Aber es kam zu spät. Zwei Beamte kamen die Treppe herauf, um festzustellen, ob die beiden noch anwesend seien. Als Kern ihnen entgegentrat, schrien sie auf vor Schreck und flehten ihn an: „Nicht schießen! Wir haben Familie!" Kern lachte ihnen sein heiter-unbekümmertes Lachen entgegen und ließ sie unbehelligt ziehen.

Die Schupo nahm den Turm unter Gewehrfeuer. Kern trat an das Fenster und zeigte sich den Schießenden. In das Krachen der Gewehre und das Pfeifen der Geschosse rief er mit heller

Stimme: „Wir sterben für unsere Ideale! Andere vollenden unser Werk!" Da traf ihn ein Geschoß in den Kopf. Kern war sofort tot.

Fischer nahm den entseelten Leib seines Freundes unter den Arm und bettete ihn, umschwirrt von Kugeln, auf das Ruhelager. Dann wusch er das Blut aus Kerns Gesicht. Nachdem er die Decke über ihn gebreitet hatte, als ob Kern nur schliefe, legte er sich neben ihn und ging gleichfalls ein in die unsterbliche Seele seines Volkes.

Pfeifender Wind umtoste die Türme. Die Bäume rauschten. Niedrig jagten die Wolken.

Alljährlich schmücken Gesinnungsfreunde der beiden Toten ihr Grab auf dem Dorfkirchhof von Saaleck mit frischen Blumen und Tannengrün.

Der Bauer steht auf

Von Friedrich Hielscher

Die schleswig-holsteinischen Bauern waren 1928 nicht arm. Es ging ihnen besser als vielen anderen Bauern in Deutschland. Darum waren sie stark genug, um sich zu wehren, als sie merkten, daß der Staat — dieser wilhelminische Staat in seiner Weimarer Verfassung — ihnen das Land rauben wollte, auf dem ihre Väter seit Jahrhunderten gesessen hatten. Wer mit seinem Widerstand warten will, bis er nichts mehr hat, verliert alles und damit die Kampfkraft. Darum begannen die schleswig-holsteinischen Bauern ihren Kampf, als sie noch die Kraft hatten, ihn durchzuhalten.

Als dem Bauern Halk die Kuh aus dem Stall gepfändet werden sollte, fing es an. Seine Freunde erschienen zugleich mit dem Gerichtsvollzieher. Sie hatten brennende Holzbündel auf die Forken gesteckt, und das verängstigte Vieh lief brüllend querfeldein. Der Gerichtsvollzieher konnte es nicht zur Versteigerung bringen.

Unter dem Schutz der bewaffneten Macht kam der Gerichtsvollzieher nach einigen Tagen wieder. Die Kuh wurde abgeführt. Kein Bauer bot, als sie zur Versteigerung stand. Heimlich mußte sie nach Hamburg gebracht und dort versteigert werden.

War es einem Bauern und seinen wenigen Freunden möglich, eine Zwangsvollstreckung zu stören, so konnten alle Bauern zusammen sie überhaupt verhindern. Nur einig mußten sie sein. Und sie mußten wissen, was sie wollten und warum sie es wollten.

War die Arbeiterschaft damals einig? Nicht einmal die Hälfte der Arbeiter war gewerkschaftlich gegliedert. Dennoch entschieden die Gewerkschaften über die Stellung des Arbeiters gegenüber

dem Staat. Denn die straff zusammengefaßte Minderheit ist der ungestalteten Masse überlegen und vermag sie zu führen, wenn sie das innere Recht, das heißt die Zukunft, auf ihrer Seite hat.

Als die Wirtschaftsordnung des Westens im vorigen Jahrhundert in Deutschland einzog, war die Arbeiterschaft diejenige Schicht, die zuerst die Fremdheit der neuen Ordnung am eigenen Leibe erlebte. Darum lag ihre Zukunft im Kampf gegen jene Ordnung. Wer diese Kampfeslage der Arbeiterschaft vor allen anderen begriff, hatte das innere Recht und damit die Bürgschaft des Sieges auf seiner Seite.

Als der Westen nach dem Ersten Weltkriege den wilhelminischen Staat in die Weimarer Verfassung trieb und aus ihm den Zwangsvollstrecker der westlichen Herrschaft über Deutschland machte, war die Bauernschaft diejenige Schicht, welche als erste die Zwangsvollstreckung am eigenen Leibe verspürte. Denn der Arbeiter konnte sich mit seinen Gewerkschaften wehren. Diese Wehr reichte nicht aus, aber sie verzögerte den Zugriff. Die Bauern jedoch, einzeln auf ihren Höfen sitzend, uneinig, im kleinsten Dorf untereinander verfeindet, konnten sich nicht wehren. So steuerte ihnen der Staat am raschesten nicht nur den Überschuß, sondern das Vermögen selbst weg, zugunsten des Westens, dem er seine Beschaffenheit verdankte. Damit stand die Bauernschaft zeitlich als erste deutsche Schicht vor der Aufgabe des Kampfes gegen diese Zwangsvollstreckung.

Wie in der Arbeiterschaft diejenigen die kampfkräftigsten und die kampfwilligsten waren, die die beste wirtschaftliche Stellung hatten — die Metallarbeiter zum Beispiel —, so waren es nun die Marschbauern, die vor den anderen die Aufgabe der deutschen Bauernschaft begriffen. Ihr Rückgrat war nicht durch jahrhundertelange Oberherrschaft des Großgrundbesitzes gebrochen, sie waren frei auf ihren eigenen Höfen geblieben. Jetzt war die Freiheit dieser Höfe abermals gefährdet.

Die alten Wirtschaftskörperschaften der Bauern hofften die wachsende Unruhe in Schleswig-Holstein für sich einfangen und

ausnutzen zu können. Im Januar 1928 wollten sie — eine jede Körperschaft für sich — Kundgebungen veranstalten; und eine jede erwartete aus diesen Kundgebungen gestärkt hervorzugehen. Aber die Bauern wollten nicht abermals enttäuscht werden. Alle drei Vertretungen — Landbund, Bauernvereine und Bauernschaft — waren ebenso geschäftig wie erfolglos. So entschlossen sich die Bauern, vereint aufzumarschieren, gegen den Willen ihrer wirtschaftlichen Vertretungen. Der 28. Januar 1928 sah alle Bauern in den Kreisstädten versammelt, einig und geschlossen. Das war die Geburt der Landvolkbewegung. Die alten Wirtschaftskörperschaften verloren in Schleswig-Holstein ihre Bedeutung. Sie blieben bestehen, aber sie wurden zusammengelegt und dienten als Werkzeug des einigen Landvolkes. Die politischen Bünde und Parteien sahen sich einer Macht gegenüber, die bald den eigenen Willen in die örtlichen Parteigruppen und Bundesteile hineintrug.

Gelang es der Landvolkbewegung, sich gegen den Staat zu behaupten, der die Bauern unterdrückte, so war Schleswig-Holstein in ihrer Hand; und die politische Partei, die sich ihr nicht zur Verfügung stellte, von vornherein im Nachteil.

Die Landvolkbewegung bekämpfte den Staat, indem sie seine Handlungen außer Kraft setzte. Kein Gerichtsvollzieher konnte pfänden, keine Versteigerung fand Bieter, kein Gemeindevorsteher konnte Steuern einziehen. Der Bauer, erzogen in Ehrfurcht vor gegebenen Ordnungen, lernte diesen Staat, der für den Westen pfändete, als seinen Feind begreifen. Nicht einer deutschen Gemeinschaft, sondern diesem Verwaltungsapparat, der dem Westen diente, versagte er sich. Streik? Ja; aber gegen den Westen, gegen seine Reparationen, und gegen seinen Versuch, auf dem Umwege über diesen Staat der Weimarer Verfassung dem Bauern den Hof wegzusteuern.

Wurde ein Bauer verklagt, so traten alle für ihn ein. Der Staat glaubte der Bewegung Herr zu werden, indem er gegen ihre Führer Klaus Heim und Wilhelm Hamkens vorging. Das Gegenteil wurde erreicht.

Der Tag, an dem Hamkens ins Gefängnis ging, wurde zu einem Siegestag für die Landvolkbewegung. Die Bauern waren zu Tausenden nach Husum gekommen, wo Hamkens seine Strafe antreten sollte. Auf den Straßen sammelte sich der Zug. Ein Polizeioffizier verbot ihn. Er wurde beiseitegeschoben. Der Zug setzte sich in Bewegung, schweigend, Hamkens in der vordersten Reihe. Von der Hauptstraße rechtwinklig bog der Weg zum Gefängnis ab. Dort stand aufgeregt mit gezogenem Säbel die Polizei. Der Zug kam die Hauptstraße herauf. Mit genauer Linksschwenkung bog er in die Seitenstraße ein, auf die Polizei zu. Kein Bauer führte eine Waffe. Sie marschierten ruhig, baumlang ein jeder Kerl, vorwärts. Die Polizei brüllte „Zurück, zurück" und schwenkte die Säbel in der Luft. Die Bauern marschierten weiter. Die Polizei wurde beiseitegedrängt, ohnmächtig, besiegt ohne Kampf. Vor dem Gefängnis hielt der Zug. Hamkens dankte seinen Freunden. „Wir kämpfen für Deutschland, wenn wir gegen diesen Staat kämpfen!" Dann begab er sich ins Gefängnis, und die Bauern zogen zurück. Der Polizei wurde bedeutet, man habe keine Gewalt gegen sie angewandt, denn nichts anderes wolle das Landvolk, als zeigen, daß gegen den Willen der Bauernschaft nichts geschehen könne, wenn sie einig sei. So endete der 1. Juli 1929.

Der Staat der Weimarer Verfassung antwortete mit einer Anklage gegen einige willkürlich herausgegriffene Bauern, die man in dem Zuge erkannt hatte. Da erstatteten alle Teilnehmer des Zuges Selbstanzeige gegen sich. Was für Einen galt, galt für Alle. Mehr als tausend solcher Selbstanzeigen lagen unterschrieben bereit. Man kann nicht tausend Bauern zugleich ins Gefängnis setzen. Der Staat mußte auf die Bestrafung verzichten. Das Landvolk hatte zum zweiten Mal gesiegt. Und es hatte den Bauern im Reich gezeigt, wie es möglich ist, den Verwaltungsapparat außer Kraft zu setzen.

Am 1. August 1929 endete die Strafzeit für Hamkens. In Neumünster, wo er entlassen werden sollte, sammelten sich die

Bauern wieder, um ihn vom Gefängnis abzuholen, wie sie ihn hingebracht hatten. Wieder sammelten sich die Züge auf den Straßen. Die Zahl der versammelten Bauern hatte sich verdoppelt, aber auch die Polizei hatte ein großes Aufgebot bereitgestellt. Zum ersten Mal zeigte das Landvolk seine Fahne. Noch eingerollt hielt sie der Träger am Straßenrand, bevor die Bauern antraten. Ein Polizeioffizier wollte sie wegnehmen. Im Nu war er dicht umdrängt, und ehe er zur Besinnung kam, geriet ihm sein Säbel abhanden und wurde ihm zerbrochen vor die Füße geworfen. Bald darauf wurde bekannt, daß die Verwaltung nicht den Mut gehabt habe, Hamkens in Neumünster zu entlassen; er sei nach einem andern Ort gebracht und dort in Freiheit gesetzt worden. Da zogen die Bauern in die großen bereitgehaltenen Versammlungssäle. Mit blanker Waffe trieb sie die Polizei hinaus. Draußen sammelten sie sich, voran die neue Fahne, schwarz, mit silbernem Pfluge und rotem Schwert, statt der Spitze eine gerade geschmiedete Sense zeigend. Die Polizei überfiel den Fahnenträger Muthmann und warf ihn zu Boden, indes die Bauern von ihm weggedrückt wurden. Muthmann lag auf der Erde und hielt die Fahne mit beiden Händen umklammert. Die Polizei schlug auf den Wehrlosen ein. Sie zerschlug ihm Armsehnen und Nerven, sie hieb ihm einen Finger der rechten Hand zweimal durch, sie schlug ihn mit Knüppeln über den Kopf. Sie entriß dem Ohnmächtigen die Fahne. Den Bauern, die Muthmann zu Hilfe kommen wollten, ging es nicht anders. Behr auf Mettenhof wurde die Nase durchschlagen, der Hieb ging quer durch das Gesicht hindurch, so daß die untere Hälfte mitsamt dem Lippenteil herabklappte. Die Polizei hoffte dem Staat einen großen Sieg errungen zu haben.

Das Landvolk antwortete mit dem Boykott Neumünsters. In Neumünster trafen sich seit jeher die Vereine. Die größeren Veranstaltungen von der Schweineschau bis zur Bundestagung wurden dort abgehalten. Der Markt war bekannt und beliebt. Jetzt fiel er aus. Ein einziges Mal versuchten vier Geestbauern,

ihn zu beschicken; es bekam ihnen nicht gut. Die städtische Verwaltung beabsichtigte einen großen Geldbetrag für eine Viehverkaufshalle anzusetzen. Es wurde ihr mitgeteilt, daß dies überflüssige Mühe sei. Der Bau unterblieb. Kein Bauer nahm einem Neumünsterer Waren ab. Ein Verein, der seit über 80 Jahren immer in Neumünster getagt hatte, verlegte seine Veranstaltungen. Da fiel es dem Regierungspräsidenten bei, so zu tun, als ob niemals dem Fahnenträger die Arme oder dem Bauern Behr-Mettenhof das Gesicht zerschlagen worden wäre, und er schlug friedliche Verhandlungen vor. Das Landvolk antwortete in einem Tone, durch den der Regierungspräsident sich gezwungen sah, Verhandlungen nach reiflicher Überlegung für „inopportun" zu erklären. Indessen ging der Boykott weiter. Die Bewohner von Neumünster wurden immer freundlicher gegen die Landvolkbewegung gesinnt. Sie erkannten, daß der Bauer in Notwehr gegen den Verwaltungsapparat handle, sie erkannten, daß dieser Staat, anstatt pflichtgemäß seinen Untertanen so viel wie möglich zu helfen, sie zugunsten des Westens um Haus und Hof bringe, sie erkannten, Handwerker wie Kaufleute, daß es gut sei, sich mit der Sache des Landvolks zu verbünden. Der Bürgermeister mußte gegen seinen Willen anfragen, unter welchen Bedingungen das Landvolk gewillt sei, Frieden mit Neumünster zu schließen. Das Landvolk nannte seine Forderungen: eine einmalige Zahlung von 10 000 Mark, eine lebenslängliche Rente für den Fahnenträger Muthmann, Entlassung des landvolkfeindlichen Bürgermeisters, nebst einigen weniger wichtigen Einzelheiten. Dem Bürgermeister machten diese Forderungen wenig Freude, und er lehnte sie ab. Da wurden selbst die Demokraten in Neumünster unwillig und erklärten sich für die Bauern. Der Boykott ging weiter. Wiederum griff der Regierungspräsident ein und erklärte in einer Verfügung: „1. Ich billige das Auftreten der Polizei. 2. Der Polizeihauptmann wird seines Postens enthoben." Es gab wenig Leute, die diese Verfügung als ruhmreich empfanden. Der Boykott siegte.

Mittlerweile hatte die politische Polizei in Berlin den Vorwand gefunden, der es ihr erlaubte, scharf gegen die Landvolkbewegung vorzugehen. Es waren Bomben gelegt worden und explodiert.

Diese Bomben waren harmlos. Sie waren absichtlich nicht mit großer Sprengkraft ausgestattet worden, sie sollten nicht zerstören, sondern politisch wirken: als Zeichen, daß der Dithmarscher Bauer ebensowenig wie vor Jahrhunderten gesonnen sei, seine Freiheit zugunsten eines Staates, den er verneinte, aufzugeben. Die Bomben sollten zeigen, daß Dithmarschen sich als eigenständige politische Macht gegenüber dem herschenden System empfand und willens war, danach zu handeln.

Klaus Heim wurde als der bestimmende Wille in dieser Haltung erkannt; und erst die politische Amnestie Anfang 1933 hat seinen Zuchthausaufenthalt beendet.

Was Klaus Heim wollte, war mehr als nur ein wirtschaftlicher Befreiungskampf, wie ihn Hamkens sah. Klaus Heim wollte eine neue Gestalt des dithmarschen Bauerntums und des deutschen Bauerntums überhaupt; er wollte durch sie einen neuen Dienst an dem ewigen Reich der Deutschen, zu dem Dithmarschen ebenbürtig mit allen anderen Stämmen gehört.

Hamkens wollte Verteidigung, Heim wollte Angriff. Die Bomben reichten zum Siege nicht aus; aber sie wurden zum Zeugnis des Willens von Dithmarschen, den Klaus Heim verkörperte.

So mündete in ihm, was als berechtigter Wirtschaftskampf angefangen hatte, ein in den großen Kampf der Deutschen, in den Willen zur Macht des Reiches, der unser Aller Wille ist.

Der Anteil des Stahlhelm

Von Dr. Heinz Brauweiler

Die nationalsozialistische Revolution, der Sieg der von Adolf Hitler ins Leben gerufenen und geführten nationalsozialistischen Bewegung, war zugleich der Sieg des Frontsoldatentums. Der Begriff des Frontsoldatentums aber ist geprägt worden und hat seinen Inhalt erhalten durch die Gründung Franz Seldtes, durch den „Stahlhelm Bund der Frontsoldaten".

Frontsoldat in diesem politischen Sinne ist nicht gleich Kriegsteilnehmer. Auch in den Parteiorganisationen des demokratischen Systems und in den ihnen nahe stehenden Verbänden befanden sich Kriegsteilnehmer und darunter Männer, die ausgezeichnete und tapfere Soldaten gewesen waren und ihre soldatische Pflicht während der Kriegszeit zum Teil vorbildlich erfüllt hatten. Verbände von Kriegsteilnehmern mit dem Ziele der Wahrung der moralischen und wirtschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder waren nicht nur in Deutschland, sondern in allen am Kriege beteiligten Ländern gebildet worden. Es wurden sogar internationale Verbände der Kriegsteilnehmerorganisationen gegründet, und nun ist es bezeichnend, daß die größte und stärkste dieser Organisationen, nämlich der deutsche „Stahlhelm Bund der Frontsoldaten" sich allen Bemühungen um seine Angliederung konsequent entzog, weil man die von ihm gestellte Bedingung nicht erfüllen wollte, daß seitens der anderen Krigsteilnehmerorganisationen gegen die Diskriminierung Deutschlands durch das Versailler Diktat Stellung genommen werde.

Frontsoldatentum war eine geistige und moralische Haltung, eine politische Gesinnung und Einsatzbereitschaft, die einerseits

nicht identisch war mit der Tatsache der Kriegsteilnahme, die andererseits nicht an diese gebunden war. Schon in den Freikorps der Revolutionsjahre kämpften und starben Jünglinge, die erst nach dem Ende des Weltkriegsringens „waffenfähig" geworden waren, und in den weiteren Jahren wuchsen die nachrückenden Jahrgänge der Jugend immer stärker in die aus dem Frontsoldatentum hervorgegangenen „Wehrverbände" hinein. Dieses Frontsoldatentum war die Haltung, Gesinnung und Einsatzbereitschaft des kompromißlosen Widerstandes und des unversöhnlichen Hasses gegenüber der Schmach des Novemberverrats und des Versailler Diktats und gegenüber den Schuldigen; es war die Gesinnung und Einsatzbereitschaft des glühenden Verlangens nach Wiederherstellung der verletzten Ehre und nach Wiedererringung der Freiheit. Erst mittelbar kamen die Fragen der Staatsform und des Verfassungssystems in den Bereich dieses mit höchster Leidenschaft geführten Kampfes des Frontsoldatentums; wie die ersten Freiwilligenverbände hatte zuerst auch der Stahlhelm sich hinter die neue Regierung gestellt, von der er die Herstellung der Ordnung und die Aufrichtung einer starken Staatsgewalt erwartete. Als die Enttäuschung offenbar wurde, ging das Frontsoldatentum in die schärfste und bis zuletzt unerbittliche Opposition gegen das Weimarer System, das mit dem ehrlosen Frieden und der feigen Erfüllung des Siegerdiktats gleichbedeutend war.

Der Führer der nationalsozialistischen Kampfbewegung und jetzt des neuen Deutschland hat wiederholt seine Herkunft aus dem Frontsoldatentum bekannt. Auf der großen Stahlhelmführertagung in Hannover am 23. September 1933 war es der Höhepunkt seiner Ansprache an die Vertreter der grauen Front des politischen Soldatentums, als er erklärte: „Wenn man mir den Vorwurf machte, wie gerade *ich* dazu komme, eine solche Bewegung zu schaffen, dann antworte ich: Ich glaube, es gab damals nur einen einzigen, der das Recht hatte, das zu tun, und das war der deutsche Frontsoldat. Der Soldat hatte seine Haut zu Markte getragen, nicht damit diese oder jene Auffassung siegt,

dafür war kein einziger Mann gefallen, sondern damit dieses deutsche Volk wieder an seine Zukunft glaubt. Ich habe mich damals als nichts anderes gefühlt als einer von diesen neun Millionen zurückkehrender Frontsoldaten. Der Kampf um Deutschland mußte aus einer anderen Welt kommen als aus der, die sich nach dem 9. November in Deutschland breit machte, und er ist aus der Welt des deutschen Soldatentums gekommen." Und am 9. November 1933 erklärte er in München in der Ansprache an seine alte Garde: „Als wir im Jahre 1919 in den politischen Kampf eintraten, taten wir es noch als Soldaten. Wir haben alle ehrenhaft erst für Deutschland unsere Pflicht erfüllt. Erst als die Heimat versagte und die politische Führung jammervoll preisgab, was Millionen Menschen mit ihrem Blute erkauft hatten, da entschlossen wir uns, einzutreten in den Kampf der Heimat selbst, ausgehend von der Überzeugung, daß das Opfer der Soldaten vergeblich sein muß, wenn die politische Führung schwach wird. Da die Revolution des November 1918 die Gesetze von einst gebrochen hat, konnte sie nicht von uns erwarten, daß wir sie als legalen Rechtszustand anerkennen würden. Wir haben ihr damals als Männer und politische Soldaten den Krieg angesagt, entschlossen, die Verantwortlichen des November zu stürzen, so oder so früher oder später zur Rechenschaft zu ziehen. So sind wir denn auch im November 1923 marschiert, erfüllt von dem Glauben, es könnte gelingen, die Schuldigen des November 1918 zu beseitigen, die Männer zu vernichten, die Schuld haben an dem namenlosen Unglück unseres Volkes."

Es ist heute müßig zu fragen, ob im November 1923 der Ausbruch des revolutionären Willens des Frontsoldatentums glücklicheren Erfolg hätte haben können, wenn es vorher gelungen wäre, alle die zahlreichen soldatisch-revolutionären Gruppen, die über ganz Deutschland verteilt waren, zu gemeinsamer Aktion zusammenzufassen. Das Entscheidende war doch, daß die Reichswehr abseits stand. „Denn nationale Revolutionen dürfen in keinem Falle mit dem Kampf gegen die Wehrmacht, als dem Träger des

staatlichen, überparteilichen Hoheitswillens, beginnen“ (F. W. Heinz). Aus dieser Erkenntnis heraus hatte der Bundesvorstand des Stahlhelm am 4. November 1923 an den Reichskanzler Dr. Stresemann folgendes Telegramm gerichtet: „Wie einst im August 1914, so treten auch heute in schwerster Not die deutschen Frontkämpfer auf den Plan. Im Namen von Millionen ehemaliger Soldaten wendet sich der am 4. November in Magdeburg zusammengetretene Bundesvorstand des Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, an Sie, Herr Reichskanzler, mit der Forderung, nunmehr umgehend eine nationale Diktatur zu schaffen, die nicht durch Parlamente, Parteien und Interessenverbände behindert ist. So geht es nicht weiter: Man verhandelt, aber handelt nicht. Millionen hungern, Tausende schlemmen. Inzwischen reißen Lumpen Teile des deutschen Vaterlandes ab. Nur die sofortige Errichtung einer nationalen Diktatur kann Deutschland retten. Wir verlangen nunmehr von Ihnen, Herr Reichskanzler, daß Sie diese Diktatur umgehend schaffen. Warum machen Sie von den in Ihrer Hand befindlichen Machtmitteln nicht restlos Gebrauch? Handeln Sie, damit nicht andere handeln!“

Daß der Stahlhelm entschlossen war, seine ganze Kampfkraft der nationalen Diktatur zur Verfügung zu stellen, hatte er schon vorher beweisen können durch seinen Einsatz in dem besonders gefährdeten mitteldeutschen Bezirk. In der Geschichte des Stahlhelms Mitteldeutschland, die in einem Buche „Sechs Jahre Stahlhelm in Mitteldeutschland“ herausgegeben ist, wird mit berechtigtem Stolze darüber gesagt: „Als sich im Herbst 1923 die deutschen innerpolitischen Verhältnisse immer mehr zuspitzten, stand der Stahlhelm Mitteldeutschland als festgeschlossene Kolonne im Kampf erprobter Männer zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung bereit. Ihm ist es zu danken, daß die roten Hetzer aus dem Freistaat Sachsen und Thüringen keinen Erfolg hatten. In blutigen Zusammenstößen bei Wiederitzsch und Belgern lernten die Roten nochmals die Widerstandskraft des Stahlhelms kennen. Als dann die Reichswehr in Sachsen und Thüringen zur Herstellung der

Ordnung einrücken mußte, hielt der Stahlhelm Mitteldeutschlands im Verein mit der verhältnismäßig recht schwachen Schupo ohne Reichswehr den großen dichtbevölkerten Industriebezirk so in Ordnung, daß irgendwelche nennenswerten Umwälzungen sich nicht ereigneten. Glänzend hat damals der Stahlhelm die ihm gestellte Aufgabe gelöst."

Mit dem unglücklichen Ausgang des Münchner Unternehmens war der Gedanke, das neue Verfassungssystem durch soldatisch-revolutionären Einsatz gewaltsam niederzuringen und zu beseitigen, endgültig zu Grabe getragen. Der Stahlhelm zog daraus ungesäumt die Konsequenz und stellte sich zum Wehrverband um. Die neuen Satzungen, beschlossen am 8. und 9. März 1924, bestimmten die Bundesziele: „Der Stahlhelm ist ein Bund, der alle Frontsoldaten, ohne Rücksicht auf Stand, Partei und Bildung erfassen will. Seine Ziele sind: 1. Pflege deutsch-vaterländischer Gesinnung, Freiheit des deutschen Volkes; 2. Erhaltung der im Felde begründeten Kameradschaft; 3. Eintreten für die Belange der Frontsoldaten." Schon vorher aber war beschlossen worden, den „Jungstahlhelm" zu schaffen; jetzt wurde die Gründung des „Stahlhelm-Landsturm" hinzugefügt. Der Bund war sich darüber klar, daß er mehr sein wollte und mußte als ein Verein der Veteranen, der eine langsam absterbende Generation in der Erinnerung an die Vergangenheit zusammenhielt. Wenn Deutschland einmal wieder einig und frei werden sollte, galt es, den Geist der Frontkameradschaft, der Disziplin und Pflichttreue, des Mutes und des Sichopfernkönnens der im Jungstahlhelm zusammengefaßten jungen Generation vom 17. bis zum 24. Lebensjahre und durch sie bzw. darüber hinaus dem gesamten deutschen Volk einzupflanzen.

Eine gewaltige Organisationsarbeit setzte nunmehr ein, deren äußere Erfolge in der rasch zunehmenden Mitgliederzahl, in der Ausdehnung des Bundes auf alle deutschen Gaue und besonders in der Reihe der großen Frontsoldatentage in Erscheinung traten. In den Formen des öffentlichen Auftretens entwickelte der Stahlhelm einen eigenen Stil der straffen Uniformierung und Diszipli-

nierung und der Tradition militärischen Schaugepränges, der seine große volkspsychologische Bedeutung nicht zum letzten dadurch erwies, daß er für alle ähnlichen Organisationen vorbildlich wurde. Sogar das republikanische „Reichsbanner“ sah sich gezwungen, diesen Stil mit gebotener Kümmerlichkeit nachzuahmen. Hinter diesem öffentlichen Auftreten stand aber ein großer Ernst, nämlich die in hartem Dienst durchgeführte wehrsportliche Erziehung hunderttausender „Jungstahlhelmer“ und die nimmermüde Dienstbereitschaft der alten Frontsoldaten — auch die schönen Frontsoldatentage waren zugleich Tage strapaziösesten Dienstes, verbunden mit namhaften finanziellen Opfern, die von den „Soldaten der Pflicht“ immer wieder gern geleistet wurden. Hier verdient auch erwähnt zu werden, daß die Reichskraftfahrstaffel eine vorbildlich gewordene Einrichtung des Stahlhelm ist. Der organisatorische Ausbau wurde vollendet durch die Schaffung der befreundeten Organisationen des Scharnhorst-Bundes, der die Jahrgänge vor dem Jungstahlhelm erfaßte, und der Frauenbünde, des Königin-Luise-Bundes und des Stahlhelm-Frauen-Bundes.

Das öffentliche Auftreten des Stahlhelm mit dem Bekenntnis zu dem grauen Ehrenkleid des Frontsoldaten und zu den schwarz-weiß-roten Farben, unter denen das deutsche Feldheer gegen die ganze Welt gekämpft und ehrenvoll bestanden hatte — im Felde unbesiegt, aber von der Heimat und von der politischen Führung im Stiche gelassen und verraten —, sollte immer erneut das deutsche Volk daran mahnen, daß das Frontsoldatentum die Forderung nach Ehre und Freiheit unverzichtbar weiter trage und die Unterstützung des ganzen Volkes begehre, damit sein Kampf zum Siege geführt werden könne. In der Volksbefragung über den Youngplan und jetzt in der Entscheidung am 12. November 1933 hat das deutsche Volk die Sache der Frontsoldaten zu seiner eigenen Sache gemacht.

Auch in der Arbeit für seinen zweiten Programmpunkt, die Pflege der im Felde begründeten Kameradschaft, hat der Stahlhelm vorbildliche Leistungen gezeigt. Der Begriff „Frontsozialis-

mus" war Ausdruck ganz derselben Gesinnung, die in der nationalsozialistischen Bewegung programmatischen Ausdruck und Gestalt gewann. Franz Seldtes Idee des „Richtmanns" gehört ebenso dazu wie die Einrichtung der „Stahlhelm-Selbsthilfe", in welcher der vorbildliche Versuch gemacht wurde, mit der sozialen Gemeinschaftshilfe ein soziales Sparsystem zu verbinden. Ausdruck des sozialen Geistes im Stahlhelm war vor allem auch die besondere Ausprägung des Arbeitsdienstes, der in den Arbeitslagern des Stahlhelm, was Leistung und Disziplin angeht, hervorragende Qualität hatte.

Die wunde Stelle des Stahlhelm war die Politik, das Verhältnis zu den Tendenzen und den Faktoren des innerpolitischen Kampfes. Der proklamierte Verzicht auf die Beteiligung an den innerpolitischen Kämpfen konnte nicht verhindern, daß trotzdem diese Kämpfe in ihn hineinspielten. Die Zusammenfassung des in dem Gedanken der nationalen Ehre geeinten Frontsoldatentums erfaßte Männer, die in ihren politischen Auffassungen sehr weit auseinandergingen; auch die Grundhaltung der „nationalen Opposition" vereinigte Männer, die in ihrem politischen Bekenntnis Nationalsozialisten waren, mit anderen, die aus ihren Restaurationsideen sowohl hinsichtlich der verfassungspolitischen als auch der wirtschafts- und sozialpolitischen Ziele kein Hehl machten. Kamen Wahlen zu den großen Vertretungskörpern, so mußten immer wieder die Gegensätze aufbrechen. Die Parolen, die der Bund ausgab, waren also notwendig Kompromißprodukte, die deshalb niemand befriedigen konnten. Die Deutschnationale Volkspartei und die grundreaktionäre Führung der unter ihrer pompösen Firma sehr anspruchsvollen, in Wirklichkeit ziemlich bedeutungslosen „Vereinigten Vaterländischen Verbände Deutschlands" (VVVD.) wollten immer wieder den Stahlhelm zu ihrer Schutztruppe degradieren. Die Führung des Stahlhelm wurde dadurch bei jeder Wahl zu Reichstag oder Landtag vor die schwierige Frage gestellt, wie der satzungsgemäß parteipolitisch neutrale Bund für seine Mitglieder die Wahlparole ausgeben solle, ohne zugleich

seinen großen Einigungsgedanken für das nationalgesinnte Frontsoldatentum zu stören oder preiszugeben. In katastrophaler Weise hat dieses Dilemma die Entschließung des Stahlhelm bei der Reichspräsidentenwahl des Jahres 1932 und noch bei der Parole für die Reichstagswahl vom 5. März 1933 beeinflußt.

Einmal hat der Stahlhelm den Versuch gemacht, zu einer selbständigen Politik vor- und durchzustoßen, die ihn unabhängig machen sollte von den Parteiorganisationen und Parteikonstellationen und im Falle des Gelingens als selbständigen Willensträger herausgestellt hätte. Das war, als er im Herbst 1928 den Kampf gegen die Grundschäden des parlamentarischen Systems ankündigte und sich anschickte, im Wege des Volksbegehrens die Unabhängigkeit der Machtstellung des Reichspräsidenten gegenüber dem Parlament und die Durchbrechung des staatspolitisch und staatsmoralisch verhängnisvoll wirkenden Immunitätsprivilegs der „Volksvertreter" zu erstreben. Am Widerspruch der NSDAP. scheiterte die Durchführung dieses hochpolitisch gedachten Angriffs, und der Taktik Hugenbergs gelang es, die in Bildung begriffene Kampffront auf das die Zustimmung der NSDAP. findende Thema der Bekämpfung des Youngplans umzustellen. Die entscheidende Führung des innerpolitischen Kampfes ging damit nicht auf die DNVP., wie Hugenberg gehofft hatte, sondern auf die NSDAP. über. Das von Stahlhelm danach aufgezogene Volksbegehren mit dem Ziele der Auflösung des preußischen Landtags konnte für den Stahlhelm keine politische Wirkung haben, weil er selbst die Besetzung parlamentarischer Positionen gar nicht erstrebte.

Es war also ebensowohl Tugend als auch Zwang der Verhältnisse, daß der Stahlhelm die gewaltige Organisation des aus den besten Kräften des Frontsoldatentums gebildeten Wehrverbandes wurde und zugleich damit der politischen Eigenkraft verlustig ging. Das hat wahrlich mit dem Urteil über seine politischen Verdienste nichts zu tun.

Es war wohl schicksalsmäßig für das deutsche Volk so bestimmt, daß auf der einen Seite die mit revolutionärem Elan vorangehende nationalsozialistische Bewegung im Ringen um die innerpolitische Machtstellung sich durchsetzen mußte, während auf der anderen Seite und neben ihr der Stahlhelm den Weg vorbereitete für die Gewinnung einer anderen großen Volksschicht, die aus konservativer Grundhaltung den neuen Staat verlangte.

Aus der Entwicklung des Stahlhelm, die wichtig und wertvoll war, wie wir gerade jetzt erkennen, gestaltete sich das politische Programm, das der Bundesführer Franz Seldte auf dem letzten großen Frontsoldatentag in Berlin anfangs September 1932 formulierte: „Wir wollen nicht die Macht im Staate, sondern den machtvollen Staat", und dem Duesterberg die Fassung gab: „Es kommt nicht darauf an, durch wen Deutschland gerettet wird, sondern daß Deutschland gerettet wird." Das war Größe, die nicht geringer wird, weil sie durch die Entwicklung des Stahlhelm bestimmt war; die beiden Männer, denen die unendlich große Leistung zu danken ist, daß der Stahlhelm die Verkörperung des besten Frontsoldatentums war, haben bewußt persönlichen Ehrgeiz der Sache der nationalen Erhebung zum Opfer gebracht.

Franz Seldte hat in einer Ansprache in Koblenz, die der Wahlarbeit für den 12. November galt, ausgesprochen, daß er seit dem Koblenzer Frontsoldatentag des Stahlhelm im Herbst 1930 die Einigung mit der nationalsozialistischen Bewegung ins Auge gefaßt habe. „Kurz vor dem Aufmarsch in Koblenz erreichte uns die Nachricht, daß die nationalsozialistische Bewegung mit 116 Vertretern in den Reichstag eingezogen war. Wir haben damals im Kampf der Kräfte gegeneinander gestanden. Ich bedauere das nicht. Aus den hundert Verbänden und Bünden in Deutschland mußte sich die braune Front Adolf Hitlers vom Süden her und die graue Front, die wir im Norden des Reiches geschaffen hatten, erst herauskämpfen. Wir haben jenen ersten großen Erfolg der NSDAP. damals aufrichtig begrüßt. Mir war damals bereits klar, daß, wer siegen wollte, nur siegen konnte durch die Ver-

bindung von Partei und Bewegung, durch diese „Doppelschiene", die der geniale Weitblick Hitlers geschaffen hatte. Mir war bereits damals klar: entweder wir schalteten eine Tages die graue und braune Bewegung zusammen oder es ging wie seit tausend Jahren der Bruderkrieg von neuem los. Ich habe mich schon damals darauf eingestellt, diesen Bruderkampf zu vermeiden. Nicht die Braunen und die Schwarzen und die Grauen durften sich gegenseitig den Schädel einschlagen, sondern wir mußten sie dahin bringen, daß sie zusammengingen, um nötigenfalls andern die Schädel einzuschlagen."

Der Stahlhelm hatte ein Instrument sein wollen, bereit für den kommenden Führer, der dieses Instrument benutzte; darin lag seine Bescheidenheit, daß er dienen wollte, und darin lag sein Stolz, daß er das beste Instrument darbieten wollte. Gewiß ist, daß er aus seiner allgemeinen Skepsis gegen Parteigebilde auch in der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei lange nur eine der fragwürdigen Parteien gesehen hat und die Lösung der Staats- und Verfassungskrise von einer in ihrer Bildung und Autorität von oben her bestimmten Regierung erwartete; aber als es anders kam, da hat der Stahlhelm keinen Augenblick gezögert, seine immer proklamierte Dienstwilligkeit für den Staat allein dem Führer des neuen Deutschlands ganz und rückhaltlos zur Verfügung zu stellen.

So ist die Geschichte der Eingliederung des Stahlhelm in die Organisation der nationalsozialistischen Bewegung — zunächst des „Wehrstahlhelm" und nachher des Kernstahlhelm — keine Preisgabe von Wert und Geschichte, sondern letzten Endes Erfüllung der selbstgestellten Aufgabe. Die Verbindung der Symbole des Stahlhelms und des Hakenkreuzes bedeutet und krönt die glückliche Erfüllung des Wollens des Frontsoldatentums.

Der Aufstand der bündischen Jugend

Von Wilhelm Fabrizius

> Es kommt nur auf die an, die den Mut haben, auf sich selbst zu vertrauen, die sich einer großen Pflicht freiwillig beugen und von der Selbstbeherrschung aus ihre Herrschaft über Andere antreten.

Die wir als Knaben in den deutschen Krieg gezogen sind, erlebten vier ganz große Dinge: Wir verspürten zuerst die Gewalt unseres Bluts, das sich ganz anders gebärdete, als unser wohlerzogenes, scheinbar so selbstsicheres Ich. Es vermochte dieses Ich in entscheidenden Augenblicken in eine Haltung zu zwingen, die wir uns selbst nie zugetraut, geschweige denn zugemutet hätten. Wir entdeckten so, daß in uns selbst eine Macht lebt, die uns nicht nur zu Leistungen anspornen, sondern auch in einem bisher nicht geahnten Maß in Zucht zu nehmen vermochte. Wir fanden die Gleichartigkeit unserer Kameraden und Mannschaften gleicher Stammeszugehörigkeit in allen Lagen, in denen die Herrschaft der Ideale abgelöst war von der Herrschaft wirklicher innerer Haltung und Form. Wir staunten über die eigene Macht über die meisten anderen, sobald wir nicht unter dem Befehl des Verstandes standen, sondern beinahe unbewußte Werkzeuge jener neuen Gewalt waren, die dann mit einem ganz neuen Glücksgefühl lohnte. Wann und wie diese Gewalt auftrat, ob sie hätte herbeigerufen oder herbeigebetet werden können, weiß ich nicht. Sie war in Augenblicken da, die ich erst viel später als entscheidend zu erkennen vermochte. Sie war oft nicht da, wenn ich sie

gern gehabt hätte. Das waren dann — soweit ich mich entsinnen kann — stets Zeiträume, in denen nicht zu entscheiden war.

Ganz deutlich wurden diese Erlebnisse erst, als es keine Lageberichte, Dienstbefehle und verantwortlichen Vorgesetzten mehr gab und keine verschleiernde grundsätzliche Manneszucht: Nach dem Zerfall der Fronten, im Aufbau und Kampf der Freikorps. An der Stelle des Trommelfeuers und der würgenden Hoffnungslosigkeit zerbrach die irrsinnige Wut über die Soldatenräte und jüdischen „Beamten" in der Heimat oder das Herrentum des Alleinverantwortlichen die Hemmungen der anerzogenen Zivilisation. Die Macht blieb bei uns, ohne daß wir Demagogen und Lügner zu werden brauchten.

Wir kämpften mit, meist ohne die Begeisterung von Langemark, aber auch ohne einen Gedanken daran, daß wir es vorher einmal besser gehabt hätten. Dann verloren wir unseren Kaiser. Seine Kundgebungen waren nicht mehr die des Kriegsbeginns. Er war nicht mehr oberster Kriegsherr, sondern er schien dem Krieg untertan zu sein. Er forderte nicht, er tröstete und ermahnte. Er konnte uns nicht überzeugen, daß er einen deutschen Krieg führe, dessen Gestaltung in seiner Hand sei, sondern auch er ergab sich einem Zustande, in dem es nun geduldig auszuhalten gelte. Wir konnten unseren Leuten und Kameraden wenig sagen, denn von Deutschland wußten wir von Hause aus wenig oder nichts. Der Geschichtsunterricht der Schule lehrte ja ohne Gewissensbisse den guten Bonifatius, den großen Karl und den frommen Ludwig, Otto den Großen, den großen König und den großen Kanzler, und wir bezogen das „groß", das „gut" und „fromm" immer auf dasselbe Deutschland. Wir hatten ohne Schwierigkeiten Felix Dahn „Deutsche Treue" und das Nibelungenlied gelesen. Karl den Schlächter sahen wir mit den Augen Ludwig Uhlands. Auf die Habsburger warf Schillers „Graf von Habsburg" und die Romantik des Letzten Ritters ein mildes Licht. Der Dreißigjährige Krieg blieb ein Gemisch schwer zu behaltender Einzelunternehmungen. Bei Friedrich dem Großen begann der Patriotismus, der dann Napoleon nach

der Art Friedrich Jahns beurteilte und das Reich der Bleichröder und von Bülow mit dem Bismarcks gleichsetzte.

Aber aus vielen Gesprächen in den Unterständen und Schützenlöchern, in den hintersten Reihen zum Feldgottesdienst oder zu Beerdigungen angetretener Mannschaften, an den Tragbaren der Verbandplätze und den Betten der Feldlazarette entstanden ganz neue Gedanken und Erkenntnisse. Wir lernten allmählich, Theologie, Geschichte und die persönlichen Erlebnisse des Krieges in uns in Einklang zu bringen. Die erlernten Religions- und Geschichtsdeutungen mußten nachgeben. Dennoch wußten wir, daß wir nicht fälschten, sondern in der Wahrheit waren. Da stellten wir mit Erstaunen fest, daß wir auf einmal aufzurichten und zu trösten vermochten, ohne irgendwie weich zu werden.

Die Heimat war bei uns unantastbares Fahrtenerlebnis, unzerstörbar durch das Verhalten einzelner oder auch vieler Insassen. Der Bauer blieb wie er war, wenn wir zu ihm kamen, wie wir waren.

Darum: So ekelhaft es in Deutschland auch schließlich aussah und roch und so wenig wir wußten, was dagegen zu tun sei: Die Bemerkung „Mensch streng dich doch nicht an, das hat ja alles keinen Zweck!" brachte dem Sprecher doch jedesmal geistig oder körperlich eine Tracht Prügel ein.

So verjagten wir gutgläubig und mit der Witterung des guten Wachhunds für alles Fremde die Bolschewiki von der Ostgrenze und halfen die Spartakisten im Westen entmachten, wir waren am Annaberg dabei, in Nordschleswig, in Riga. Aber dann wurden wir entlassen und sollten nun Bürger des neuen schwarz-rot-goldenen Deutschland werden und einen Beruf ergreifen.

Die notwendigen Arbeiten auf der Universität, im Kontor, in der Fabrik und die Prüfungen wurden mit soldatischer Pünktlichkeit erledigt, aber sie wurden nicht wichtig. Statt des Berufes ergriff uns die Berufung.

Wir fanden unsere Jugendbünde in Verwirrung und Auflösung. Führer, Verführer, Ehrgeizlinge, Fanatiker, Genießer hatten sich

auf die Jugend gestürzt. Die war entweder unter erlebnislosen Vorgesetzten einfach im alten Geleise geblieben und wartete mit verbundenen Augen und verstopften Ohren, oder spielte mit neuen Scheinphilosophien und Lebensreformanweisungen oder sie begnügte sich einfach mit Mädels, Mode und Mundfertigkeit, bis die zurückkehrenden Offiziere und Freiwilligen ihre Herrschaft aufrichteten.

Zunächst ergriff auch von ihnen Viele der große Zorn und der Ekel. Wir stürmten Bars und Tanzsäle, verhinderten besonders üble Vertreter der neuen Gewalt am Sprechen und erzwangen Sprechabende unserer Freunde. Wir beteiligten uns an allen Auseinandersetzungen mit und ohne Waffen. Wir opferten Geist und Blut auf den sinnlosesten Altären und Barrikaden. Viele wurden bekannt auf den Polizeiwachen und den Gefängnissen. Wir reizten die Franzosen am Rhein, weil sie uns reizten, wie den Stier das rote Tuch. Ihre jüdischen Zuhälter wurden verprügelt und Mißhandlungen und Freiheitsstrafen in Kauf genommen. Erreicht wurde gar nichts.

In den großen Städten wurde die Sinn- und Wirkungslosigkeit solcher Unternehmungen zuerst erkannt. Hier bildeten sich die ersten echten Bünde innerhalb der großen Jugendvereine der Vorkriegszeit. Und sofort schieden sich die Wege, wenn auch eine Zeitlang aus beiderseitiger Gutmütigkeit oder Vereinsmeierei vertuscht.

Noch unter dem Donner der Kanonen entstand der erste neue Bund, der Deutschnationale Jugendbund. (Damals gab es noch keine Deutschnationale Partei!) Sein Gedanke war, daß der Verlust eines Krieges noch nicht die Aufgabe des Zieles Großdeutschland bedeutet, und daß der Geist des preußischen Offiziers und Soldaten damit noch nicht verloren ist. Andere Führer wollten aber nichts mehr anerkennen, was nach konservativen Resten aus er Vorkriegszeit aussah, auch nicht in Form von unentwegt patriotischen Jugendvereinigungen. Sie wollten namentlich nicht auf die vielen Schwätzer, Schwärmer, Fanatiker und Doktrinäre

warten, die sich in keine Ordnung fügen konnten, noch sich mit deren endgültiger Beseitigung abgeben. Sie wollten mit Wenigen von Grund auf neubauen. Da waren die Verbesserer, die die nun einmal vorhandenen Gruppen nicht preisgeben, sondern allmählich hinüberführen wollten auf neue Wege. Schließlich entstand in den meisten Vereinigungen ein Zwischenzustand. Die Einseitigsten wurden entlassen, vielerorts neu aufgebaut, aber auch noch viel Ungeordnetes und Ungerichtetes mitgeschleppt.

Denn die neuen Wege waren gerade bei den Verbesserern noch sehr unklar, die Ziele völlig dunkel. Dazu kamen noch Umstände, die die Klarheit über Lage, Weg und Ziel noch lange hinausschoben: Da war der gewollte oder ungewollte Kampf mit immer neuen Führern und Verführern innerhalb der Bünde und an deren Grenzen zu führen, denn ein wirklich überragender, gegen sich und Alle gleich harter Meister war nicht da, oder wurde mit Fanatismus, Engstirnigkeit, Schwärmerei und Zuchtlosigkeit gleich zu Anfang „umgebracht". Die Notwendigkeit politischer Stellungnahmen, die oft bis in das Bereich seelischer Entscheidungen gingen, führten zu enttäuschenden Erkenntnissen bei den vielen Harmlosen und dem Geschrei: Er hat uns verraten und die Treue nicht gehalten! Die nicht zu umgehende Taktik zwischen den Bünden, die „Bundesdiplomaten" oft eine verderbliche Betriebsamkeit ermöglichte, verwirrte die Fronten. Obwohl oft derselbe Führer innerlich anerkannt war und auch gelegentlich Gehorsam fand: äußerlich wurde es nicht zugegeben, um die Selbständigkeit des Bündchens zu erhalten.

So ist es von der geistigen Seite her gesehen falsch, hier die einzelnen Bünde aufzuführen. Weder die geistigen Grenzen einer Idee noch die gefolgschaftlichen Grenzen eines Führers stimmten mit den organisatorischen Grenzen des Bundes überein, der sich „amtlich" zu beiden bekannte. Es gab in jedem Bund heimliche oder offene Anhänger eines anderen Führers (meist ohne die Disziplin irgendwie zu gefährden, manchmal allerdings auch ausdrücklich zu diesem Zweck) und einer vom Bund öffentlich nicht

vertretenen Haltung. Es gab auch einzelne heimliche Könige von großem Ansehen, die in allen Bünden Gefolgen hatten und durch sie in allen Bünden wirkten.

Wichtiger als die teils althergebrachten, teils neu aufgestellten Bundesideale, d. h. wichtiger als die Art und Breite der von den Einzelbünden oder -führern wirklich oder angeblich übernommenen Abschnitte im Kampf um politische und kulturelle Werte ist zunächst die Grundeinstellung als Bund, weil von ihr die Wirkung ausgeht, ohne die alles Andere nur Worte sind. Hier soll nur von dem Teil der deutschen Jugend die Rede sein, der „bündisch" ist.

Dieser Teil hat sich nicht nur als selbständiger Stand geweigert, in die Fußtapfen der Vertreter des schwarz-roten Deutschland zu treten, und den Erziehungsmaßnahmen der dazugehörigen Regierung feindlich gegenübergestanden. Er hat es ebenso abgelehnt, jedem anderen Zweck Erwachsener zu dienen, sei er nun kirchlich, politisch oder wehrtechnisch. Denn „Deutschland" ist für diese Jungen nie eine Zweckbestimmung von außen gewesen, sondern stets ihre eigenste, verpflichtendste Aufgabe. Das Recht, daran herumzuprobieren, wurde den Weimarer „Verantwortlichen" ebensowenig zugestanden, wie den zahlreichen unverantwortlichen Werbern der Parteien. Die Nachahmung der bündischen Formen durch die kirchliche wie die staatliche Jugendpflege und die verschiedenen Wehrorganisationen kann den tiefer Blickenden ebensowenig täuschen, wie die vielen Mitläufer und kleinen Leute in den Bünden selbst. In den Bünden ist Wehrhaftigkeit z. B. wesentlich weiter und tiefer gefordert, die des Körpers und der Technik schon Selbstverständlichkeit, auch wenn Teile der Bünde selbst auf dieser ersten Stufe stehen geblieben sind.

„Bund" im Sinne der bündischen Jugend ist die gegenseitige Verpflichtung deutscher Führer und Jungen, sich gegenseitig in die Tiefe und in die Wahrheit zu helfen. „Bund" ist Kampfgemeinschaft gegen alle gut- und bösgemeinte Gotteslästerung von der Psychoanalyse bis zur „neuen Sachlichkeit" und gegen ebenso wohl- oder übelwollende „antiindividualistische" Menschenentthronung.

Denn die deutsche Volksgemeinschaft wird verfälscht, wenn sie in der Verflachung Aller zur Masse gesucht wird statt in der Vertiefung Weniger zu Trägern der formenden Idee. So ist der „Bund“ nicht der Gegner der Volksgemeinschaft, sondern der Teil von ihr, den nicht Begeisterungsrausch, sondern Glaube, nicht Zwang der Lage, sondern selbstverständliches und freiwilliges Mittragen des gemeinsamen Kampfes nach außen, nicht Herdengefühl, sondern Dienstauffassung an sie bindet. Bund zwischen Führern und Jungen ist nicht nur Einkapselung gegen fremdvölkische Einwirkungen oder Flucht in die Wälder, sondern die Keimzelle immer neuer Lebendigkeit. „Bund“ sichert die Aufeinanderfolge immer neuer, frei erwachsener deutscher Volkswellen, die nicht das äußerliche Hergebrachte zu ihrer Haltung verpflichtet (namentlich nicht das Hergebrachte des Liberalismus und der Demokratie!), sondern die im Blute liegende göttliche Bestimmung des Volkstums und der Heimaterde, aus den Zeiten, in denen beides noch deutsch war. „Bund“ ist also nicht revolutionär im linken Sinn, sondern konservativ im rechten. „Bund“ ist nie sentimental und gefühlsduselig, sondern nur da echt, wo er Aufgabe und freiwillige Pflicht ist.

Diese Forderungen haben lange gebraucht, sich durchzusetzen; aber daß sie sich wirklich in weitem Maß durchgesetzt haben, geht aus der Haltung der Bündischen hervor. So ist Sport einschließlich Wehrsport die Schulung des Körpers und der Sinne bis zu der Leistungsfähigkeit, deren sie überhaupt nach ihrer Anlage fähig sind. Ob diese Leistungen dann Rekorde sind, will keiner wissen, denn unser Sport hat keine Zuschauer. Die Fahrt des Wandervogels ist längst ganz persönliches Erlebnis, im übrigen aber Mittel zum Zweck geworden: Zur Formung, Schulung oder zum Grenz- und Auslandsdienst. Ihre Romantik wird nicht mehr gepriesen. Wir haben gelernt uns geräuschlos zu freuen. Die Schwärmerei der ewigen Jünglinge und Mädel hat aufgehört. Unsere Fröhlichkeit ist eine andere geworden.

Es ist nicht feststellbar, welche der ehemaligen Bünde zu dieser „Bündischen Jugend" gehört haben. Es mögen in den meisten wirklich „bündische" Gruppen gewesen sein. In allen waren auch Jugendgemeinschaften, die mit „Bund" nichts zu tun hatten. Soweit sie gehorcht haben, haben sie nicht gestört, sobald sie eine Rolle zu spielen versuchten, haben sie Kämpfe hervorgerufen, bis sie ausgestoßen waren oder den Bund endgültig verfälscht hatten. Hierzu gehörten alle, die irgendwelche demokratischen oder demagogischen Versuche machen wollten.

Ich will auch keinem der bündischen Führer ein Denkmal setzen, weil jedem von uns die Zeit der Bewährung noch bevorsteht. Ich will auch nicht Ketzer ausschendieren, Verführern fluchen oder Unzulängliche verspotten. Darum nenne ich keine Namen. Dort wo sie guten Klang hatten, klingen sie noch heute, wo nicht, hilft ihnen kein Nachruf, weder aufwärts, noch zum öffentlichen Grab.

Die entscheidende Bedeutung des Führertums in der bündischen Jugend geht aus ihrem Wesen ohne weiteres hervor. Das „Bündische" war jedoch so lange noch nicht unbedingt gültig, als noch Forderungen an den Führer gestellt worden sind. Der bündische Führer nimmt sein Recht und seine Macht nicht aus der Zuneigung seiner Gefolgen durch Erfüllung ihrer Forderungen und ihres Führerideals, sondern aus der Verpflichtung gegenüber einer Aufgabe oder einer Idee, die ihn völlig beherrscht und seine Haltung eindeutig und zuchtvoll bestimmt. Eindeutig für sie selber! Denn die Eindeutigkeit vor einem großen Bund ist kaum einem gelungen, so verschieden waren trotz gleicher innerer Haltung die Ausdrucksweisen und Formen.

So wurde um die Formulierung der leitenden Idee in allen Bünden immer wieder gekämpft. Immer neue, meist gegnerische Mächte traten auf, gegen die die eigene Haltung abgegrenzt werden mußte, immer neue Erkenntnisse, die in Forderungen und Pflichten umgesetzt an der Gestaltung der Idee beteiligt waren, bis zur scheinbaren Ablösung durch das Programm der NSDAP.

Eine Forderung, von den heimkehrenden Offizieren gestellt, wurde überall sofort anerkannt, aber in ihrem Sinn sehr verschieden gedeutet: „Alles für Deutschland!" Sie führte, das ist eine zweite Gemeinsamkeit, überall zu einer mehr oder minder scharf gehandhabten Ausscheidung der fremdvölkischen Führer und Jungen. Unter dem Einfluß Ludendorffs erfolgte die Ausschaltung des Einflusses der Freimaurerei aus dem deutschen Pfadfinderbund. Damit war auch die Ablehnung irgendwelcher internationaler Bindungen gegeben, die nur im Interesse der freimaurerischen Weltpfadfinderei und nur unter deren Einfluß zustande gekommen wäre. Freilich mußte hier lange hin- und herverhandelt werden, um die im Falle endgültiger Ablehnung der bündischen Pfadfinder von der Regierung geplante Angliederung nichtbündischer Pfadfinder zu verhindern.

Aber über die zur Verteidigung und Wiedereroberung verpflichtenden volklichen, geistigen und seelischen Grenzen „Deutschlands" bestand nirgends volle Klarheit, noch weniger Einigkeit über die zu beschreitenden Wege.

Da wurde hundertmal der Vorwurf wiederholt: Ihr habt kein Programm und kein ganz grundlegendes Bekenntnis von der erforderlichen Klarheit. Namentlich gibt es keine amtlichen Stellungnahmen zu den politischen Schlagworten. Denn wenn ein Parlamentarier ein Schlagwort ins Volk ruft, hat jedermann dazu Stellung zu nehmen, oder er ist unpatriotisch! Wir haben es trotzdem nicht getan und uns nie darum gekümmert, wie wir daraufhin von den Parteiagitatoren beurteilt wurden. Wir waren ja auch zu wenige an der Zahl, um im Wahlkampf ins Gewicht zu fallen. Wir haben ehrlich um die verpflichtende Idee gerungen, aber wir hatten zunächst nur Ideale!

Die Erhaltung des Ideals des preußischen Offiziers als Typ (als Gesinnung und Haltung zunächst nicht erkannt) konnte denen nicht genügen, die um die Mannigfaltigkeit und den Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten im deutschen Volke — wenn auch nur gefühls- und erlebnismäßig — wußten. Der seelische Raum war

zu klein, der sich mit dieser Aufgabe erfüllen ließ, denn irgendetwas Aufgezwungenes und Nachgemachtes wäre wertlos gewesen.

So brachte der Kreis um den „Weißen Ritter" das seelisch weitere Ideal: Ritterschaft. Es umfaßt den Reichtum des deutschen Gestaltenkönnens und die Forderungen der Vorbildlichkeit und Wehrhaftigkeit, der Hingabe und der Zucht. Aber keiner der Bünde hat einen König oder Heiligen, der ein Sinnbild, eine Verkörperung dieses Ideals für die Jungen gewesen wäre. Aber keine noch so gute mündliche oder schriftliche Darstellung der Ritterschaft und ihrer Aufgaben kann die dazu ausgewählten Menschen zu Rittern machen. Denn wer das schlummernde Blut wecken, das Reich wieder in den Bereich des Wissens, Erkennens und Erstürmens rücken will, wer eine Gefolgschaft zu freiwilliger Selbstzucht und zum Opfer um des Reiches willen bringen will, darf seine Aufgabe mit nichts vermengen, was jünger ist als das deutsche Volkstum und er darf keinen der Schauplätze vergessen, auf denen darum zu kämpfen ist.

So fand der „Weiße Ritter" Anno 1920 und 1921 nur eine sehr kleine Gefolgschaft. Das Mißtrauen in beide christliche Kirchen machte den Glauben unmöglich, daß „einst eine höhere Gnade die Einheit der Haltung des evangelischen und die Hingabe des katholischen Geists zum Reich der christlichen Deutschen erwirken" könnte. Denn die protestantische Kirche war weithin unwirksam und die katholische Bewegung gründete gerade ausgerechnet — Gewerkschaften! Keinem anderen Führer war es aber gegeben, ein Bild des Reiches und seiner Ritterschaft zu entwerfen, und es gleichzeitig durch seine Persönlichkeit darzustellen, das dem des „Weißen Ritters" auch nur annähernd gleichgekommen wäre. Wir mußten uns alle damit begnügen, vom deutschen Menschen zu sprechen, der durch den „Bund" zwischen Führer und Jungen wieder lebendig werden würde.

So führten die Bünde überall ein Leben, das ihre Gefolgschaften zur Wehrhaftigkeit und Selbstzucht, zur Vorbildlichkeit und Härte bringen mußte. Es wuchsen in ihnen Führer heran, die ihre Ge-

folgschaften mit sorgfältiger Auswahl warben. Sie konnten nicht sagen, wann und gegen wen sie eingesetzt werden würden und frugen nicht danach, wo die Mannschaft herkommen würde. Sie hatten dabei niemals Herrschaftsabsichten über irgendwelche Massenorganisationen. Sie haben zunächst einfach die Verantwortung für ihre Gefolgschaften restlos übernommen und alle Mächte ausgeschaltet, die irgendwie Einfluß suchten, bis sie auf wirkliche Führer stießen.

Der erste war Oswald Spengler. Sein „Preußentum und Sozialismus" kam aber zu früh, wir waren noch nicht fähig, ihm zu folgen. Bogislaw v. Selchow forderte dasselbe Preußentum und denselben Sozialismus als sittliche Haltung, aber in einer romantischen Form, die Vielen verderblich ward. Er bestärkte den schwärmerischen Nationalismus der Harmlosen und beförderte das Mißverstehen des Spenglerschen Rechts-Sozialismus aus Sentimentalität. Es entstand die Sicherheit von Kindern. Ebenso wirkte die dichterische Gestaltung der sehr realten Forderungen Stefan Georges dahin, daß er in vielen romantischen Feuerstunden zitiert wurde und nur unter ganz Wenigen wirkliche Gefolgschaft fand, wirklich, d. h. auf das ganze Leben wirkend.

Dieser Zustand des Sichwohlseinlassen in dem Gefühl der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit war aber weder ein Ruhe- noch ein Dauerzustand, so Viele es auch behauptet haben. Unter so heftigen Auseinandersetzungen mit den Vertretern kirchlicher, staatlicher und parteipolitischer Jugendnachzucht er auch gewonnen war: immer wieder brachen Gruppen und ganze Gaue aus, stellten sich Augenblickszielen und engen Zwecken zur Verfügung, veränderten sich dazu oder dadurch grundlegend und weigerten sich trotzdem, den alten Bund zu verlassen. So wurde mancher Bund verfälscht.

Ein wirklich gültiges, faßbares Ziel wurde mit der notwendigen Härte nirgends gefordert, entweder weil der Führer, der das gekonnt hätte, nicht da war, oder zu abhängig von der Liebe und Zuneigung seiner jungen Gefolgen.

Ein vorläufiges Nahziel hätte dem Sinn des „Bundes“ widersprochen. So war es sehr schwer, der nach Einsatz drängenden Jugend die Vorbereitungszeit immer wieder zu verlängern und die von außen und innen heftig berannten geistigen und kulturellen Grenzen der Bünde zu halten.

So entstanden die Jungmannschaften: Kameradschaftsgruppen der Älteren, die zum Dienst am Volk angesetzt werden sollten und sich meist selbst ansetzten.

Die Wirkung dieses Diensts — so gut er überall gemeint war — mußte zum großen Teil verpuffen, denn seine Hauptvoraussetzung war noch nicht geschaffen: die Sicherheit der Haltung im Letzten aus dem Gehorsam gegenüber dem selbstgegebenen deutschen Gesetz. Sehr Gutes wurde aber doch auf einigen kleinen Gebieten geleistet. In der Arbeit zur Befreiung und Erneuerung der deutschen Kultur, besonders in der Musik, der Schauspielkunst (Laienspiele) und im Kunsthandwerk (Dürerhäuser).

In der Grenzlandarbeit und in der Verteidigung der auslandsdeutschen Jugend gegen fremdvölkische Angleichungstätigkeit. Hier haben tatsächlich die selbst unter geistiger Fremdherrschaft stehenden Jungen vielfach den Durchbruch gemacht, durch den sich die deutschen Jugendbünde im Ausland selbst befreiten.

In der Siedlungsarbeit. Die Siedlungsgruppen haben praktisch nachgewiesen, daß die preußische Selbstzucht noch lebt, die eine Aufgabe ganz rücksichtslos durchführt und ihren Bekennern darum die allergrößten Härten auferlegt. Wenn auch kaum eine Siedlung am Leben blieb: Der Beweis ist erbracht, daß ein starker Wille die Verweichlichung und Verführung der Städte durchbrechen und um Deutschlands willen das Leben eines armen Kleinbauern freiwillig auf sich nehmen kann. Vivant sequentes!

Für den Einsatz auf diesen Gebieten haben große Teile der Bünde bis zum letzten Jungen freiwillig alles geopfert und sich restlos hingegeben.

Viele schwierige Fahrten in die gefährdeten deutschen Siedlungsgebiete im Osten und Süden sind an Zähigkeit, Verwegenheit

und Opferbereitschaft den Kämpfen der SA. gegen die Kommunisten durchaus an die Seite zu stellen.

Daneben wurde mit Ernst daran gearbeitet, frei von den Darstellungen der liberal und römisch beeinflußten Schule ein Bild des deutschen Menschen und seines Reiches zu schaffen, das nicht vom internationalen christlichen Menschheitsstandpunkt gedeutet und abgegrenzt sein soll, sondern aus dem deutschen Herzen und Glauben. Aber die meisten dieser Arbeitskreise haben die anerzogenen Denkgrenzen nicht zu durchbrechen vermocht und sind zu geist- und wissensreichen, aber wesenlosen Sprechklubs geworden, die in keinem lebendigen Zusammenhang mit der Jugend mehr standen.

Noch weiter abseits gerieten fast alle, die den Versuch unternahmen, in Staatsstellen und -einrichtungen reformatorisch oder auch nur ganz persönlich im Sinne des Bundes zu wirken. Die meisten wurden entweder einfach ausgeschaltet und zu einem Doppelleben gezwungen, bei dem der Staatsdienst nur noch Broterwerb war, oder sie mußten sich beugen und gingen verloren. Ebensowenig Erfolg war in der Fürsorge- oder gar in der Gewerkschaftsarbeit zu erreichen.

Es entstand damals das sichere Gefühl, daß an diesem Staat nichts mehr zu verbessern sei, sondern daß er von neuen Menschen von Grund auf neu gebaut werden müsse. Dazu kam, daß der geistig mit dem kapitalistischen Westen verbrüderten Regierung durchaus zuzutrauen war, daß sie eines Tages bereit sein würde gegen Wehrhoheits- und Grenzzugeständnisse im Osten dem Westen die heißen Kastanien aus dem sowjetrussischen Feuer zu holen. So bildeten sich bündische Aktivistengruppen, die von dem an sich richtigen politischen Gedanken der Waffenbruderschaft mit Sowjetrußland gegen den gemeinsamen westlichen Feind aus einen scheinbar folgerichtigen, aber sehr gefährlichen Nationalismus verkündeten. Unmittelbar selbstmörderisch sind solche Gedanken, solange der internationale Kommunismus im Reichsraum noch über eine gut organisierte oder doch wache Millionengefolgschaft ver-

fügt, der kein Mittel zu schlecht ist, um zur Herrschaft zu kommen. Der noch unerprobte, ungesammelte, im wesentlichen noch romantisch-jungenhafte Nationalismus wäre einzige Sicherung gewesen. Denn diese Schwärmer und Fanatiker taten jeden, der nicht alles auf eine spätestens morgen auszuspielende Karte setzte, als spießig, bürgerlich und unjugendlich ab.

Diese Nationalistenführer fanden zwar wenig Anhang, weil die „Gesinnungsgenossen" nicht alle den Mut dazu aufbrachten und weil die Wissenden sie nicht ernst nahmen. Aber sie fanden Verständnis infolge des allgemeinen tiefen Mißtrauens gegen den Staat von Weimar und gegen alle Parteien und Führer, die mit Massenwirkung als dem einzigen gesetzlichen Mittel bessern zu wollen vorgaben.

Wir arbeiteten an den geistigen Voraussetzungen einer Machtübernahme durch einen preußischen Führer mit harten Forderungen an wenige und Verachtung der Masse. Viele hofften auf die Aufgabe des legalen Weges durch Adolf Hitler. Sie hofften auf den Zusammenbruch seines Glaubens an die Gefolgschaft der Masse, die zu einem legalen Sieg notwendig war. Sie konnten sich nicht denken, wie der Führer sich davor retten wollte, nach seiner Machtergreifung von der Masse beherrscht zu werden, wenn sie ihm die Macht gegeben hat.

Die Unübersichtlichkeit, Vielgestaltigkeit und der fortgesetzte Wechsel in Form und Ausdruck hat die bündische Jugend für viele Beobachter zu einem Stand werden lassen, der nur sich selbst will, mit wenig Ausnahmen zu keinem Dienst bereit ist, Deutschland nur im Munde führt und sich selbst nicht ernst nimmt.

Es ist richtig, daß es viele Führerkreise gegeben hat, in denen alles, was außerhalb der geistigen Bundesgrenzen stand, dialektisch zerpflückt und beinahe wissenschaftlich totgesagt wurde. Es ist auch richtig, daß die Bundesdiplomaten und Vereinsmeier nach außen hin gelegentlich stark in Erscheinung getreten sind und die Erkenntnis der geistigen Fronten beinahe unmöglich gemacht haben. Es ist weiter richtig, daß das „Wachsen lassen!" der Freischar eine

starke Unkrautbildung und die überbetonte, nicht immer freiwillige Zucht der Großdeutschen die Entstehung von Bonzenkreisen befördert hat. Es kann nicht geleugnet werden, daß taktische Erwägungen und hohe Anforderungen das Bekenntnis des deutschen Pfadfinderbunds lange verschleiert haben. Auch mußten die festlichen Zusammenschlüsse und minder festlichen Brüche ein starkes Überwiegen von Einseitigkeiten und Hemmungen, Bedenklichkeiten und Rücksichtnahmen auf persönliche Gefühle Einzelner vermuten lassen.

Dennoch sind zwei Tatsachen hervorzuheben, die all diese Gebresten aufheben: Aus den Bünden ist tatsächlich eine stattliche Zahl guter Führer hervorgegangen und die Bünde haben dem Volk ein Jungenleben vorgelebt, das nach Form und Wesen im einzelnen zuchtvoll, gesund und rein war. Sie haben in vielen ihrer Gruppen und Kreise das „Bild des deutschen Menschen" tatsächlich erkämpft.

Denn der „Deutsche Mensch" war uns nicht ein Schlagwort, das als Ersatz dienen sollte, solange wir nicht im Stande waren, das Bild eines deutschen Reiches aufzuzeichnen, das uns als die Aufgabe in Form gebracht und die Alleinherrschaft der selbstgewählten Pflicht über uns aufgerichtet hätte. Der „deutsche Mensch" ist für uns die Voraussetzung für jede politische, geistige und religiöse Befreiung von der marxistischen Fremdherrschaft. Unsere Forderungen an uns selber stiegen von Jahr zu Jahr, weit über das einfache Rittertum hinaus. Der „Rembrandt-Deutsche" wurde als weich und süßlich überholt. Selbst Möller von den Bruck wurde als zu idealistisch dahinten gelassen. Aber das geschah nur in wenigen kleinen Kreisen, in denen führerische Härte als Befreiung begrüßt wurde. Die vielen Enttäuschungen, die uns die bereitet haben, die uns überredeten, durch Bündnisse und Zusammenschlüsse aus dem scheinbaren Chaos herauszukommen, taten uns nicht mehr weh. Wir fühlten, daß sich die Schleier vor dem letzten Sinn des bündischen Lebens lichteten. Wir ließen da manches einfach laufen, ließen uns ruhig in allerlei äußerliche Verände-

rungen treiben: es kam nicht darauf an, denn das eigentliche Geschehen war es nicht. Ich müßte sonst ein höchst schwieriges Chronikwerk vorlegen von Namen und Manifesten, Hochfesten und Umbenennungen, die doch alle selten einmal lange wichtig waren. Aber ausgesprochene Scheinlösungen wurden doch abgedreht. Ein „Reichspfadfinderbund“, schon in der Bezeichnung Bluff, machte unerlaubte Kompromisse mit der völkischen Sauberkeit und Anleihen bei Sir Baden Powell. Er suchte die Mittellinie und mußte erkennen, daß dort niemand stand noch hinwollte. Eine andere Scheinlösung war auch die große deutsche Jungenschaft, die frei von allen Theorien ihr eigenes Leben gestalten wollte. Ein mitreißender Jungenführer hat den Jungen eine neue Freiheit und einen neuen Stil gepredigt. Er hat ihnen vieles gegeben, Lieder, Trachten, Formen, eine gute Zeitschrift, ein offenes Herz. Aber er wollte ihnen dafür ihren Dienst nehmen, und das haben sie abgelehnt. Zwar hätten die Proteste einiger Bundesbonzen, die um ihre Thrönchen und Altärchen fürchteten, immer nur erheiternd gewirkt, aber die Mittel der Massenagitation und der Demagogie haben das berechtigte Mißtrauen in den Sinn des neuen Unternehmens zur Unüberwindlichkeit verstärkt. Jungenschaft als Selbstzweck, als abermaliger selbständiger Stand ist gescheitert. Unsere politischen Anschauungen hatten auch an Sicherheit gewonnen und die Gefahr der Debattierklubs zum Schaden des Jungenlebens war wesentlich geringer geworden. Einige Beispiele:

Der Versailler Vertrag und seine Nachfolger Stresemannscher Färbung sind für uns Zeichen, daß die Gegner ihre vom Marxismus geschaffenen Schwierigkeiten so lange auf deutsche Kosten zu lösen versuchen werden, bis einmal ein entschlossenes Deutschland „Nein“ sagt. Die Aussprachen von der bündischen Jugend aus mit nationalistischen Jugendgruppen des feindlichen Auslands, die versucht wurden, sind nicht über die Beteuerung gegenseitiger ritterlicher Achtung hinausgekommen. Gegen die Herrschaft der brutalen Wirtschaftler wie Schneider-Creuzot ist mit noch

so anständigen, aber unverbindlichen Aussprachen nichts zu gewinnen.

Um diese Zeit fanden auch die ersten ernsthaften Auseinandersetzungen mit dem nationalsozialistischen Parteiprogramm und mit den Problemen statt, die überall erörtert wurden: Ernsthaft waren diese Aussprachen erst jetzt, nachdem wir die eigene Haltung gewonnen hatten.

Die ersten Begegnungen führten zur Aussprache unter der Voraussetzung ehrlicher Werbung und gegenseitiger Achtung. Sie erbrachten den bündischen Standpunkt.

Das marxistische Gift ist soweit eingedrungen, daß eine Erziehung zu preußischer Pflichtauffassung Selbstverleugnung und Hingabe nur bei einer Auswahl von Wenigen, in dieser Richtung Begabten Sinn hat. Diese Wenigen bilden das Heer, das dem Führer zur Verfügung steht und das von dem Führer nichts will als Befehle!

Unsere letzte Gestalt, der Großdeutsche Bund, war nicht ein Produkt des Nachahmungstriebs oder der Angst. Er war eine Folge der Erkenntnis der Aufgabe „Preußentum" und „Reich". Er war kein „Bund", sondern der erste Einsatz der Bündischen Teile, die anderen zu erziehen und zu werben. In einem Jahre wäre er eine gute, disziplinierte und leistungsfähige Truppe gewesen. Jetzt brauchen wir länger. Wir sind durch HJ. und JV. nicht abgelöst von unserem Posten. Die Gefahr weltferner Ideologien besteht nicht mehr, seit wir in der Hitlerjugend Dienst tun. Denn wir tun den Dienst, der uns befohlen ist und überdies den, den wir uns selbst befohlen haben. Dennoch werden wir, so hoffe und erwarte ich, unseren Stolz behalten dürfen. Irgendwelchen vergangenen schönen Tagen wird aber keine Träne nachgeweint. Die vor uns liegen sind ebenso schön, denn sie sind Kampf um das Reich.

Der Aufbruch der Nation aus dem Kriege

Von Franz Schauwecker

Die deutsche Aufgabe ist im Laufe der Jahrtausende immer wieder gestellt, niemals ganz gelöst worden. Nach der Verflachung und Veräußerlichung der Vorkriegszeit riß der Krieg in Tod, Grauen und Feuer die letzten Tiefen unseres Wesens wieder auf, jene Tiefen, in denen die „Mütter" wohnen, zu denen Faust hinuntergestiegen ist. Nachdem die Deutschen sich selbst verloren hatten, war der Krieg der stärkste Zwang des Schicksals, welches der Weg Gottes ist, die Deutschen wieder zu sich selbst zurückzuführen. Es war ein fürchterlicher Weg; aber man kann den letzten Wert nicht gewinnen, wenn man nicht durch die äußerste Grenze geht. Der Krieg ist vorbei, aber der Kampf um die innere Entscheidung geht weiter. Versailles dokumentiert das Ende des körperlichen Krieges und den Beginn des seelischen Kampfes. Denn das ist der Deutsche: eine seelische Aufgabe, die Verkörperung des Glaubens. In den Kriegsjahren wurden die irrationalen Kräfte des Blutes und des Glaubens aufgerufen. Nach dem Kriege begann man im Bewußtsein das zu denken, was an der Front erlebt wurde.

Man hatte eines gelernt: der Instinkt, das Blut, das Irrationale allein führt nur in die Bereiche eines philosophischen Systems, in die Einsiedelei des Schwärmers; der Geist als oberstes Prinzip, der Nationalismus allein führt durch die sogenannte Realität des Lebens nur in den Liberalismus, den wir zur Genüge satt haben, und schließlich in die skrupellose Selbstsucht des Materialismus, die den Wert des Menschen nach seiner äußeren

Geltung und meist nach dem Gelde bemißt. Diese Einseitigkeiten, von denen jede für sich allein in den Untergang führt, diese Elemente des Lebens wiederum zu verschmelzen, nüchterne Tatsachenerkenntnis und zweifellosen Glauben zu vereinen — das ist die deutsche Aufgabe. In dieser Einheit nämlich ist die Nation da. In der äußersten Grenze von Sinnenwelt und Religion ist plötzlich das Deutsche da. In den Schicksalszeiten der Geschichte werden nicht vereinzelte Kräfte, sondern es wird die Einheit aller Kräfte eine Volkes aufgerufen. Es sind die Kräfte der Erde und des Himmels, es sind die Kräfte des Ganzen und des Einzelnen. Es ergibt sich aus dem Erlebnis des Krieges und des Nachkrieges: die seelische Wirklichkeit, die etwas durchaus Irrationales ist, und die irdische Sachlichkeit, in der sie sich verkörpert, und die etwas durchaus Nationales ist.

Revolution und Gegenwart treiben die Dinge weiter. In den Herzen und Gehirnen der Jugend sondern sich die Rechte und die Pflichten und erläßt der Wille seine großen Befehle. Das Erlebnis des Krieges verlangt seine Erfüllung. Es ist leicht, sich damit zu begnügen, daß der Krieg sinnlos gewesen sei, und es ist auch leicht, sich mit dem berechneten Ergebnis des historischen Materialismus zu beruhigen, nämlich dem, daß der Krieg zur Förderung der allgemeinen Gleichheit oder der Internationale oder des Völkerbundes oder der allgemeinen Abrüstung dagewesen sei. Der historische Materialismus ist gleich dem Marxismus eine Wissenschaft, aber ich glaube nicht, daß das Ergebnis einer Wissenschaft mit dem Sinn des großen Krieges identisch sein kann. Eine Wissenschaft verfolgt einen Zweck. Die Geschichte jedoch trägt den Sinn in den Bildern ihrer Ereignisse, die zuletzt Gleichnisse sind.

Denken wir an Indien und wir sehen eine Nation, die nur in der Innerlichkeit ohne eigene Macht lebt. Sehen wir Amerika an, und wir werden eine Organisation von Menschen gewahren, die nur in äußerlicher Macht ohne jegliche Innerlichkeit lebt. In Deutschland aber erheben sich unter dem Druck der größten Not

aus den letzten Tiefen eines plötzlich wieder aufbrechenden Glaubens immer wieder Menschen, die als Vorbilder und Führer die andern zu einer Einheit und den Glauben zu einer Wirklichkeit zusammenbrennen. Es sind keine Funktionäre, welche die einzelnen zu einer Masse zusammenaddieren, und die aus einer Wissenschaft ein System und aus dem Wissen einen Apparat machen. Aus dem Greifbaren und Nachweisbaren des Krieges sowie aus jenem Unbegreiflichen und nicht mit der Statistik zu Erfassenden sind im Kriege innerhalb kleiner Ordnungen jene ersten Führer entstanden, die den Sinn durch die Tat bestätigten und in denen sich die Idee des Führertums verwirklichte, durch das ein Volk als Nation zu sich selbst und zum Reich gebracht wird. Der Tod jener zwei Millionen Gefallenen ist für uns kein sinnloses Ende von jungen Menschen, die nutzbringender und besser am Leben geblieben wären, sondern er ist ein Schritt näher zum Sinn, ein kühnerer Gang in das Wesen, ein Beginn der Entscheidung und der Wirklichkeit. Als wir in den Krieg gingen, waren wir deutsches Militär. Als wir herauskamen, waren wir deutsche Menschen; beides: deutsche — Menschen.

Die Nation — das ist ein seelischer Wert und ein innerer Rang. Die Nation — das ist eine seelische Einheit, die wieder sichtbar werden will.

Der Krieg war die Verpflichtung zur Entscheidung. Die Entscheidung ist kein „Sowohl — Als auch", sondern sie ist ein „Entweder — Oder". Es ging und es geht um die Jugend und nicht um das Alter. Wir haben uns für die Nation entschieden. Wir haben uns für die Idee entschieden. Wir haben uns für den Glauben entschieden. Wir haben uns gegen jede Zivilisation aus den Massen und für die Massen entschieden, aber wir haben uns für die Kultur aus dem Volk und für die Nation entschieden. Es geht nicht um Kostüme, Uniformen, Formeln; es geht nicht um Geibel, Piloty oder Paraden, sondern es geht innerhalb der Tradition um Goethe, aber auch um Kleist, es geht um Johann Sebastian Bach, aber auch um den Hohenfriedberger, und es geht

um Mozart und um Beethoven. Wir haben nichts mit Defregger zu tun, denn wir haben den Krieg und die Revolution erlebt, und wir wissen, wie falsch seine Bauern gewesen sind. Aber wir sehen in Dürer Werte, die wir in Pechstein nicht erblicken.

Was die Gegenwerte betrifft: es werden nicht die spitzgiebeligen Städte des Mittelalters aufgesucht, obwohl wir wissen, welche Bedeutung sie gehabt haben, sondern wir bejahen das, was ist. Wir begrüßen die Härte, die Sachlichkeit, die Brutalität einer Stadt wie Berlin, weil wir wissen, daß man sich der rücksichtslosesten Beanspruchung stellen muß, daß man ihr nicht ausweichen darf, weil das Flucht in die Erleichterung, Abkehr von der Gegenwart ist. Das alles führt zu nichts. Man muß dem Gegner begegnen, und zwar dort, wo er am stärksten ist. Es wäre eine faule Romantik, die Postkutsche zu verlangen, wo das Auto mit hundert Kilometer vorbeisaust. Wir schätzen die Architektur des Chilehauses in Hamburg, den präzisen Schnitt moderner Häuser, den großen Weg der breiten Straßen, die unerhörte Kurve der Flugzeuge über Länder hinweg. Es ist ganz sinnlos, die Technik zu verleugnen, oder sie bekämpfen zu wollen, indem man sie als unberechtigt verurteilt. Nein, man soll ihr vielmehr den richtigen Platz, den eines ausgezeichneten Werkzeuges, anweisen und sich bemühen, dieses höchst nützliche Werkzeug nach Möglichkeit zu vervollkommnen, damit es mehr Zeit gebe für das Wesentliche. Wir wehren uns sowohl gegen die, welche im Abgelaufenen des Winkels das Heil suchen, wie gegen die, welche in dem Fortschritt der Technik, der Medizin, der Wissenschaft das letzte sehen, das es gibt, und welche diesem Fortschritt „geist-göttliche" Rechte zuschreiben. Diese Werterklärung der Technik, des körperlichen Lebens, lehnen wir als eine Haltung des Materialismus ab. Er führt zum größtmöglichen Glück der größtmöglichen Masse als Endziel hin. Nein — das Ziel ist aus Ursprung und Herkunft ein anderes. Wir kennen den alten deutschen Schicksalsgang, den der Cherusker gegangen ist, den die Nibelungen, die Herrscher des Mittelalters und die Deutschen des Auslandes gegangen sind.

Es ist immer wieder ein anderes Schicksal, und es ist immer wieder dasselbe Schicksal. Es ist das deutsche Schicksal.

Das Leben der anderen Völker ist in Geschichte und Seelentum ausgezeichnet durch eine gewisse Stetigkeit und Sicherheit des Inhalts und der Form, ich möchte sagen: durch eine abgeschlossene Fertigkeit von vornherein. Es gibt nur wenig Überraschungen. Man weiß, was das ist: Amerika, Frankreich, England. Aber man weiß nicht, was das ist: das Deutsche. Die Deutschen sind beängstigend fremd, sie sind der Welt irgendwie unheimlich. Man weiß nicht, was sich bei ihnen vorbereitet, was sie morgen tun werden. Die seelische Wirklichkeit der Deutschen ist immer gewesen und hat immer wieder aufgehört zu sein. Weil sie im Grunde genommen abgeschlossen und fertig sind, darum sterben die anderen Völker nur einmal, und deswegen kennen sie alle die Todesfurcht, weil sie wissen: es ist das Ende. Aber der Deutsche kennt die ewige Erneuerung seines Wesens. Er weiß, daß er hundertmal stirbt, und daß jeder seiner Tode und Untergänge die Verjüngung ist und der Notwendigkeit seines Schicksals angehört. So sind die germanischen Stämme des ersten Jahrhunderts deutscher Geschichte verwandelt worden, so sind die Goten gestorben, so war das Interregnum in Deutschland, so ist Friedrichs des Großen Reich zerschlagen worden, so ist das Heilige Römische Reich Deutscher Nation vergangen, so wurde 1918 das Reich Bismarcks scheinbar vernichtet. Es war immer nur ein Schein, es war immer ein Übergang. „Der Tod ist das Ende" sagen die einen; „der Tod ist ein Beginn" sagen wir.

Darum geht ein ununterbrochener Strom des Werdens durch Deutschland. Unsere Niederlagen sind immer wieder unsere Siege geworden. Aus der fürchterlichsten Not kam immer unser stärkster Angriff. Die härteste Notwendigkeit hat dem Deutschen stets die höchste Möglichkeit der schöpferischen Kraft abgerungen. Die Deutschen sind das Volk der letzten Tiefe, deren Dunkelheit so vielen als „Verworrenheit" erscheint. Die lebenden Geschlechter sind immer mit den ungekannten Vorfahren verbunden. Unsere Ober-

fläche nährt sich ständig aus der Tiefe. Es zeigt sich in Vergangenheit und Gegenwart, in den Sagen und Märchen, in Geschichte und Dichtung, unter den Menschen und Göttern: es ist die Eigentümlichkeit des Deutschen, daß er sich von Zeit zu Zeit selbst angreift. Es erwacht im Deutschen immer wieder ein tiefes Mißtrauen gegen sich selbst, ein stolzer Verdacht, ob denn das Deutsche wirklich noch das Deutsche sei. Dann setzt er den wuchtigsten Hebel an sich selber an, um die Gültigkeit seines innersten Bestandes zu prüfen. Es muß mitunter rücksichtslos untersucht werden, ob denn in Deutschland noch alles so sei, wie es sein muß, wenn das Gesetz richtig erfüllt werden soll. Denn das Gesetz ist das Wesen, und das Wesen ist Gott. Dieser Kampf des Deutschen gegen sich selbst ist überall nachweisbar. Die Hohenstaufen und die Welfen beweisen es. Preußen und Deutschland verrät es. Norddeutschland und Süddeutschland zeigt es. Reformation und Gegenreformation bestätigen es. Goethe lehnt Kleist ab. Nietzsche stirbt unbeachtet und wahnsinnig. Der August 1914 und der November 1918 zeugen davon. Es war von je so und wird so sein: Siegfried bedingt Hagen, Heinrich VI. muß gegen Heinrich den Löwen stehen. Karl, der Karolinger, muß Widukind, den Sachsen, töten. Marbod konnte gegen Armin nicht ausbleiben. Die deutsche Geschichte muß durch die Brandungen und Hochöfen der Gefahren gehen, sie muß durch nächtliche Kreuzwege und Folterkammern wandern. Unsere Geschlechter mußten immer wieder durch die Spießrutengassen des Welthasses und durch die brennenden Alleen der Scheiterhaufen gehen. Die tödliche Einsamkeit mußte ihr Ort sein, und der Tod auf verlorenen Posten ihr Teil. Mit anderen Worten: wir stehen mitten im deutschen Schicksal. Denn das alles ist deutsch: der Verrat und die Treue, der Stolz und die Preisgabe, die Schande und die Ehre. Es ist ewig der Satz und der Gegensatz und ihre Lösung in einer höheren Einheit. Der Erdboden bricht unaufhörlich unter uns ein und entläßt seine feurigen Massen, die dann wieder Erdboden werden. Es kann in Deutschland nicht lange gut gehen, und es darf in Deutschland nicht lange gut gehen.

Das Gleichmaß ist nicht unsere Eigentümlichkeit. Auf die Verzweiflung der Väter folgt der Triumph der Söhne; je gedankenloser die Söhne das Erbe verschleudern, desto reicher vermehren es die Enkel. Diese unablässige Gegensätzlichkeit des Deutschen wäre seine tödliche Eigenschaft, wenn es nicht seine lebendigste Eigenheit wäre, eben diesen Gegensatz im verhängnisvollsten Augenblick auf einer höheren Stufe in das richtige Spiel der Kräfte zu bringen und sie auszugleichen in einer unerhörten Fülle und Einheit von Innerlichkeit und Macht. Wir sind nicht zum Sieg da, sondern zum Kampf.

Wirkliche Politik ist in Deutschland nicht möglich, ohne die engste Verbindung mit dem Deutschtum als einer seelisch-geistigen Bewegung aus Gegensatz, Lösung und Bindung. Diese seelisch-geistige Bewegung ist nicht ein Wissen, nicht irgend ein System der Wirtschaft oder der Innenpolitik oder der Wissenschaft. Das alles sind nur Teile, Voraussetzungen oder Ergebnisse. Diese geistig-seelische Bewegung ist im tiefsten ein Glaube, eine Religion. Nach den Sagen und Göttern ist sie in Eckehardt da, wenn er vom Zorn der Seele redet und von der Einheit in Gott. Diese geistig-seelische Bewegung ist im Weltgefühl Goethes gestaltet und regt sich in den Fugen Bachs. Jener große Strom deutscher Wesentlichkeit, der in Faust und Mephisto, in der Appassionata und in den letzten Quartetten Beethovens, in Hoffmanns Kapellmeister Kreisler, in Dürers und Grünwalds Farben, in Holbeins und Riemenschneiders Köpfen seine dunklen Wellen wirft, dieser Strom seelischer Bewegung hat immer die große und wirkliche Politik der deutschen Geschichte mit seinen Grundwässern genährt. Alle entscheidenden Dinge kann man nicht mehr beweisen. Man kann sie nicht diskutieren, nicht sozialisieren und nicht berechnen. Hier ist der Punkt, in dem der einzelne wichtiger werden kann als die disziplinierte Masse, dadurch, daß er sie führt zu seinem Ziel. Er faßt sie in sich zusammen und steigert ihre Kraft in sich. Genau hier — wie es im Kriege gewesen ist — unter den unerträglichen Umständen, unter dem grauenhaftesten Zwang, in den entsetzlich-

sten Kerkern, in der einsamsten Verbannung. Dort und dann ist die Zeit gekommen, in der das Entscheidende sich erhebt, dargestellt in dem einzelnen, der es nun nicht mehr ist.

Das ist dasjenige, welches im Leben der Nation vom Volk aus bestimmend ist: Disziplin und Hingabe.

Das ist dasjenige, was von den Männern aus im Leben der Nation bestimmend ist: Führung und Verantwortung.

Das ist das, was die ganze Nation bestimmt: Gläubigkeit und Deutschheit.

Das Deutsche ist nicht an geographische Grenzen gebunden. Es ist nicht einer einseitigen, körperlichen oder anderweitigen naturgesetzlichen, materiellen Herkunft, sondern das Deutsche ist ein seelischer Wert des Bekenntnisses und der Tat, der Erkenntnis und des Glaubens, des Lebens und des Werkes. Diese Gläubigkeit der Deutschen ruht in den deutschen Predigten Eckehardts, in den Fugen, Präludien und Chorälen Bachs, in den Sonaten Beethovens, in den Taten Friedrichs des Großen und der Hohenstaufen, im großen Weltgefühl Goethes und in den deutschen Heeren des Weltkrieges.

Das Reich der Deutschen ist Gottes.

Wie Kärnten um seine Freiheit kämpfte

Von Josef Friedrich Perkonig

*

Kärnten, deutscher Süden

Nimm, mein Freund, zunächst einmal die Landkarte zur Hand und vergewissere dich, daß Kärnten, ein kleines Bundesland Österreichs mit kaum viermalhunderttausend Menschen, der tiefste Süden Deutschlands ist. Dort auf den Kämmen der gespenstisch bleichen Karawanken und Karnischen Alpen, die es von Südslawien und Italien scheiden und auf denen man an durchsichtigen Tagen im silbernen Dunst schon den Traum der blauen Adria ahnen kann, hat Deutschland Anteil an dem Hauch des Mittelmeeres.

Als im Kriege Kaiser Maximilian I. mit Venedig Kärnten, diese südlichste deutsche Erde, bedroht war, da standen die Kärntner gegen die Gefahr so mannhaft auf, daß der Kaiser im Jahre 1508 der Kärntner Landschaft sagen ließ, daß „sie von dem heiligen Reich billig in Ewigkeit Dank, Ehr und Lob empfangen soll". Wie sehr hätte sich in den vielen Jahrhunderten deutscher Geschichte dieser Lohn vermehren müssen, denn Kärnten war oft genug Österreichs und damit auch Deutschlands Schild im Süden. Nicht weniger als siebenmal überfielen die Türken seinen bäuerlichen Frieden, dreimal hatte es sich der Franzosen zu erwehren, und zuletzt mußte es vom November 1918 bis Juni 1919 noch seinen eigenen Krieg führen. Jedesmal war es nicht nur ein Kampf um seine eigene Freiheit, es erhob sich, dabei fast immer auf sich selbst gestellt, doch die eigene Kraft mit großer Leidenschaft, in edlem Feuer nützend, vielmehr für eine höhere Pflicht, für ein übergeordnetes heiliges Muß.

In dem Freiheitskampf gegen die Südslawen, der eigentlich erst mit der glücklichen Volksabstimmung vom 10. Oktober 1920 endete, rang das kärntische Volk nicht nur für den einheitlichen Lebensraum seiner Heimat, der geheimnisvolle Sinn des deutschen Schicksals wollte es auch, daß in diesem Kampf uralte deutsche Erde bewahrt wurde, daß die Karawanken, dieser wunderbare Felsenwall, geschaffen zur besten natürlichen Grenze gegen fremde Völker, Deutschlands südlichste Grenze bleiben sollten. Außerdem mußte der Nation ein Beispiel aus dunkler Zeit geschaffen sein; so ein Vorbild ist der Kärntner Freiheitskampf ja wohl geworden.

Doch es ist wenig bekannt, und dennoch ist es nicht nur für seinen Verlauf, sondern wohl auch für alle fernere Zukunft des Landes wesentlich, daß er eine heilige Sache nicht allein deutschen Blutes war. In Kärnten wohnen länger als seit einem Jahrtausend zwei Volksstämme friedlich nebeneinander: Deutsche und Slowenen. Und diese letzteren, Windische genannt, „eine Mischform, die in Beziehung auf Abstammung, Kultur und Wirtschaft den deutschen Kärntnern viel näher steht als den an sie grenzenden Slowenen in Krain und Untersteiermark und sich auch in der Mundart stark von diesen unterscheidet", haben in dem Kampfe nicht geringe Blutopfer gebracht. Um diese Windischen, die in der Mitte zwischen Deutschen und Südslawen stehen, in der überwiegenden Mehrheit jedoch jenen zugeneigt, geht auch heute noch das geistige Ringen weiter. Es gibt vor allem in Laibach, der Hauptstadt von Slowenien, seit mehreren Jahrzehnten Kreise — und sie, die seit jeher von der „Erlösung" der Kärntner Slowenen träumen, sind ja wohl die Urheber des Kampfes um Kärnten —, die es nicht wahrhaben wollen, was der Geschichtsschreiber Megiser, ein früher Zeuge für den tatsächlichen Zustand in Kärnten, schon im Jahre 1642 in seinen „Annales Carinthiae" feststellte: „Es haben sich die windischen Khärndter mit den deutschen Khärndtern also gewaltiglich vereinigt, das aus ihnen beyden einerley volck ist worden."

*

Trüber Beginn

Es beginnt eigentlich mit jener unglückseligen letzten Kundmachung des letzten österreichischen Kaisers, die noch unter dem fernen Donner der ausklingenden Schlacht an der italienischen Front überall angenagelt wird. Freiheit ist allen Völkern verkündet, und die allgemeine Unruhe und Unsicherheit rund um den Zerfall des großen Reiches nützen Schwärmer, Fanatiker, Gaukler im neugebildeten südslawischen Reiche, um durch ehrgeizige Offiziere das südliche Kärnten besetzen zu lassen. In den ersten Tagen trägt die Bevölkerung die neue, buchstäblich über Nacht entstandene und in der allgemeinen Verwirrung kaum abgewehrte, wohl auch unterschätzte Herrschaft noch mit Heiterkeit und Witz; sie glaubt nicht an Dauer, an Ernst und Folgen. Doch die Besetzung wird zur Bedrückung. Ohne Achtung vor den bisherigen Formen des Lebens wird das Gesicht des Landes verändert. Die deutschen Hausinschriften, Schilder, Bemalungen müssen verschwinden. Die Ängstlichen greifen zum Kalk, die Hoffenden nur zum Packpapier. Die zuerst kleinen Garnisonen werden stetig verstärkt, neue Behörden entstehen, die Freiheit des Wortes und der Bewegung wird gedrosselt. Bald liegt das Land wie ein gefesseltes Tier; doch sein Herz zuckt unter jedem Schlag wilder empor. Aufrechte kommen vor Gericht, andere müssen als Geiseln bangen. Männer und Frauen werden aus Kärnten verschleppt, manche sterben in der Verbannung, viele kehren krank und gebrochen zurück. Bis Weihnachten des Jahres 1918 hat sich aber die Zeit erfüllt. Aus Leid wuchs der Aufruhr, aus Gequälten wurden Helden.

*

Erster Aufruhr

Es kann nicht verschwiegen werden, daß die verantwortlichen Herren des Landes, ältere, ruhige Männer, denen vor dem vielen Blute der vergangenen Jahre graute und die anfangs auch dieser

neuerlichen Bedrohung Kärntens friedlich zu begegnen trachteten, lange zögerten, ehe sie die unheimliche Gefahr erkannten. Doch da waren die prachtvollen jungen Offiziere, die ihnen ein Stichwort gaben, das nicht zu überhören war. Ruhmreichen Kärntner Regimentern angehörend, vor allem den Khevenhüllern und Gebirgsschützen, in vielen Schlachten erprobt, war es nicht ihre Art, ruhig zuzusehen, wie sich die Fremdlinge im Lande breit machten. Oberleutnant Hans Steinacher, der hervorragendste unter ihnen, ein Mensch von bedeutender Begabung und unerhörtem Mannesmut, berühmt als einer der waghalsigsten, kaltblütigsten Offiziere, im Großen Kriege bis nahe an den Maria-Theresien-Orden heran ausgezeichnet und dieses Ordens würdig gleich manchem, der ihn trägt, hat selbst erzählt, wie er den Kärntner Freiheitskampf auf eigene Faust begann, indem er Mitte Dezember den ersten Kanonenschuß auf südslawische Soldaten abfeuerte, die bis Grafenstein, nahe vor Klagenfurt, eingedrungen waren. Hätte er damals nicht mit solchem unbekümmerten Mute des rasch Entschlossenen gehandelt, wären jene paar hundert feindlicher Soldaten wirklich nach Klagenfurt gekommen und hätten die Stadt, so wie es wohl ihre Absicht war, besetzt, wer weiß, welchen traurigen Verlauf die Kärntner Geschichte genommen hätte. Mit dieser mannhaften Haltung ist nun ein Beispiel aufgerichtet, dieser erste Sieg vor der Weihnacht des Jahres 1918 belebt mit einem Male offenen und feindlichen Widerstand. Die Bauern im Gailtal und Lavanttal rühren sich, Aufruhr geht durch die Dörfer, und um Dreikönig sind einige Landschaften von den Südslawen gesäubert. Gesammelt und geordnet sind um diese Zeit längst auch die Splitter der alten heimatlichen Bataillone; als verschiedene Volkswehrkompagnien haben sie sich schon in diesen Tagen um Dreikönig, als die Befreiung des Landes begann, tapfer geschlagen. Volkswehr und Heimwehr sind die Kräfte, denen der Landesbefehlshaber Oberst Ludwig Hülgerth in den folgenden Kämpfen befiehlt. In der landschaftlichen Burg zu Klagenfurt arbeitet er, ein stiller, fähiger Offizier ohne Ruhmredigkeit, ein schlichter, ge-

rader Soldat vom tiefsten Herzen her bis in die letzten Nerven, mit seinem kleinen, nimmermüden Generalstab. Sie haben wahre Wunder gewirkt, sie haben oft buchstäblich aus dem Nichts etwas hervorzaubern müssen. In dem Freiheitskampfe hat es Helden mannigfacher Art gegeben.

*

Die amerikanische Kommission

In der zweiten Jännerhälfte 1919 wird zu Graz über eine vorläufige Scheidelinie zwischen Südslawen und Österreichern in Steiermark und Kärnten beraten. Die Verhandlungen drohen ergebnislos zu enden. Da schlägt der amerikanische Oberstleutnant Miles vor, daß eine amerikanische Kommission auf Grund eigener Anschauungen in Kärnten eine vorläufige Verwaltungsgrenze feststelle. Mit dem Professor Coolidge und dem Leutnant King trifft er in Klagenfurt ein; in dem frostigen Frühwinter bereisen sie im Kraftwagen das strittige Gebiet. Tagelang fahren sie im Lande, sitzen in kleinen Wirtshäusern, scheuen nicht die holperigsten Dorfwege; sie halten das langsam schleichende Bauerngefährt auf, befragen Herr und Knecht, unterhalten sich mit Einzelgängern in den einsamsten Landschaften wie in der dichter besiedelten Talsohle. Sie lenken zu dem gesondert stehenden Gehöft wie in die geschlossene Ortschaft, reden mit Bauernpaar und Gesinde und haben auch an den Kindern ihre Ausfragerfreude. Sie geraten auch in große Empfänge, die der Augenblick veranstaltet, denn wo sich in einem Orte die Nachricht von ihrer Anwesenheit verbreitet, da drängt sich gleich die gesamte Bewohnerschaft um ihren Wagen, bereitet ihnen freudigen Empfang und läßt sie nur langsam aus einer dichten Versammlung von Vertrauen und Dankbarkeit gleiten. Denn allerorten sind sie das Gericht, vor dem immer wieder die nämliche Klage erhoben wird; an ihrer Berufung festigt sich der Glaube von Verzagten und Verzweifelten, denn sie fahren und fragen auch in Landesteilen, die noch nicht

erlöst sind, wo slawische Gendarmen den Schrei nach Recht und Freiheit zu ersticken trachten. Doch keine Gewalt reicht hin, die Erleichterung der übervollen Herzen zu verhindern. Und die aufmerksamen, immer wachen Augen der Amerikaner schauen dem Lande und seinem Schicksal bald bis auf den Grund; unter Gottes freiem Himmel spricht der überraschte Mensch mit wahrer Zunge, und dieses ländliche Volk vermag sich kaum zu verstellen. Die Amerikaner forschen nach dem allgemeinen Willen zu staatlicher Zugehörigkeit, sie schaffen sich eine klare Übersicht über Strömung und Stimmung. Sie melden sich nirgends an, sie hinterlassen keine Mitteilung über die Richtung ihrer jeweiligen Fahrt, sie werden irgendwo im Osten vermutet und tauchen plötzlich im Westen auf. Schweigen bleibt über dem Urteil der amerikanischen Kommission. Ohne das Ergebnis ihrer Fahrten bekanntzugeben, verließ sie Kärnten. Jahre später erst erfuhr man, daß sie die Unteilbarkeit des Landes erkannte und in Paris mannhaft dafür eintrat.



Die Heimwehr

Aus der Not der Heimat war die Stunde der Erhebung gewachsen. Schon in den ersten Jännertagen 1919 lassen sich die Menschen im südlichen Kärnten formen wie weiches Wachs. Sie sind förmlich bedürftig, geführt zu werden; der Hang zum Zusammenrotten liegt ihnen jetzt im Blut. Das Eisen glüht, und der richtige Schmied findet sich dafür: die drohende Knechtschaft. Diese Heimwehr, die sich überall bildet, Wachdienst versieht, aber auch schon an den ersten Kämpfen teilnimmt, ist zuerst an Anzahl noch gering. Doch so ein Schock davon in jedem Dorfe mischt den trägen Strom der Alten, Behäbigen und Lauen auf. Allenthalben fängt natürlich die Jugend zuerst Feuer, als sich die wehrfähigen Männer zur Wehr der Heimat zusammentun sollen. Es wird wenig geredet, und geschrieben gar nichts. Keiner, auf den gebaut

wurde, schließt sich aus. Gewöhnlich ist es eine Gesellschaft von draufgängerischen Hitzköpfen, und rund um sie schließt sich, was durch ihr Beispiel zur Nachahmung angeeifert wird. Alles mengt sich zu einer großen Familie, und es mehren sich in diesen Tagen, deren Sinn nur darauf bedacht ist, der Selbsthilfe ein möglichst steifes Rückgrat zu geben, die rührenden Bilder, die noch jedem wahrhaft vaterländischen Aufgebot eine besondere Prägung verliehen. Runzelige Weißköpfe melden sich neben ihren Enkeln. Kaum der Schule entwachsene Jugend weint, wenn sie abgewiesen wird. Alle Unterschiede sind in dieser Zeit gelöscht, politische Gegensätze haben aufgehört zu sein. Kein Dorf bleibt zurück, niemand von den Getreuen läßt sich vergeblich laden, und das Wissen um eine bereite, zu Opfern fähige Menge gibt den Tagen die Ruhe.

*

Das große Jagen

Als zu Paris das große Theater der Weltverteilung beginnt und die Herren um die österreichische Landkarte streiten, hatte Südslawien längst seinen vielzähligen Stab von Politikern und Sachverständigen dahin gesandt. Sie drücken Hunderte von Klinken, wie es nun einmal Brauch der Diplomaten ist, und leisten sich einmal auch den Spaß, an der Hand einer Kärntner Landkarte zu verhandeln, auf der die Karawanken, diese natürlichste Grenze, die man sich denken kann, nördlich anstatt südlich von Klagenfurt eingezeichnet sind. Und bemüht, vollendete Tatsachen zu schaffen, in dem Glauben, der Erfolg im Kampfe rechtfertige jedes Mittel, brechen sie in grauer Morgenfrühe des 29. April den Waffenstillstand. Die 120 Kilometer lange Linie der Kärntner ist nur mit wenigen Sicherungstruppen besetzt, stundenweit klaffen die Lücken in ihr. An vielen Orten werden diese dürftigen Stellungen im ersten Ansturm eingedrückt. Dieser 29. April sieht eine Schlacht längs der ganzen Front hin. Aufgelöst in eine Unmenge von

Kampfabschnitten und Kampfhandlungen, hat sie viele gefährdete Stellen und Stunden. Das Glück wechselt von einer zur anderen Seite. Mut, Geistesgegenwart, Scharfsinn des einzelnen sind vor allem die bestimmenden Kräfte, denn die einheitliche Führung von dem Landesbefehlshaber aus ist unmöglich; die Verbindungen fehlen, Draht ist nicht gelegt, und alle verfügbaren Menschen liegen im Feuer. Das Aufgebot, nicht wenige darunter, die an diesem Tage die Feuertaufe empfangen, strömt aus allen Orten in den Kampf, auf Zügen, Kraftwagen, auf Pferdegespann und Fahrrad, zu Fuß. Der Geschützdonner kommt den ganzen Tag über nicht zur Ruhe, auch die Nacht ist voll von Plänkeleien. Was der zur Neige gehende 29. April verheißt, erfüllen die zwei folgenden Tage. Schon am 30. April, nach vielen Schrecken, Mühen und Opfern, erreichen die Truppen wieder die alte Linie, nicht um daran zu halten, sondern um über sie hinwegzustürmen. Zorn und der Wille zur Vergeltung lassen sich nicht mehr bändigen; und es beginnt ein großes Jagen.

Die Lawine rollte durch einige Tage hin, dann war sie an den Grenzen des Landes. Was ihr trotzte, das zermalmte sie; an feindlichen Menschen: Soldaten und Nichtmilitär, war es herzlich wenig. Geängstigte Scharen flohen vor den Erzürnten, Unaufhaltsamen her. Aus den erlösten Gegenden strömte Schützenhilfe, ungeordnet zwar, doch überschäumend vor Glück und Begeisterung, vielfach nur mit Jagdwaffen versehen. Frauen und Kinder halfen mit, trugen Munition, labten die Kämpfer; eine bunte, frohe, lärmende Welle wälzte sich vorwärts, überrannte jeden Widerstand, wo er sich vor ihr noch mit letzter Verzweiflung aufrichtete.

In den ersten Maitagen ist Kärnten frei; überall tönt Gesang, jauchzen die Kärntner Lieder auf, kehren die Wehren heim. Pflug, Hammer und Feder werden wieder mächtiger als der lockende Schlachtentod.

*

Einige Tage feiert das Land den Sieg, doch plötzlich ist niemand mehr seiner froh. Auf den Bergen schmilzt der Schnee, nun werden alle Wege frei. In den Karawanken steigen die Streifen. Gerüchte flattern auf, Botschaften von gewaltigen Verstärkungen der Südslawen werden verbreitet, schon denken Übereilige an Flucht. Dieser Mai 1919 zermürbt die Menschen mehr als das letzte halbe Jahr. Am 28. Mai ereignet sich endlich das längst Geahnte: die Südslawen stoßen in den Karawanken vor. Wieder läuten die Glocken, stöhnen die Sirenen, jeder weiß es: diesmal gilt es den letzten Einsatz. Schon zu Mittag zeigt sich die Lage hoffnungslos. Wie könnte es auch anders sein: zehn slawische Infanterieregimenter, darunter vier serbische, und einer ungeheuer starken Artillerie stehen 1200 Feuergewehre, 100 Maschinengewehre und 20 Geschütze der Kärntner gegenüber. Zerschunden, erschöpft, verwundet kommen Versprengte in die Ortschaften, ihre Erregung bauscht das Geschehnis noch auf. Viele haben nicht mehr Zeit, sich von ihren nächsten Anverwandten zu verabschieden. Eine allgemeine Flucht aus der bedrohten Landschaft beginnt. Der große Menschenstrom wälzt sich über die Drau; alles, was je Waffen trug oder Vergeltung fürchten muß, was Rang und Ansehen hat, um als Geisel ausgehoben zu werden, verläßt die Heimat. Nein, nicht alles; es gibt doch eine überraschend große Menge Furchtloser, die zu bleiben beschließen, die sich der Gnade und Ungnade überantworten. Gewöhnlich aber bleiben zurück die wundervoll tapferen Frauen; ein eigenes Denkmal sollte ihnen gesetzt werden.

Allzubald beginnt die Kampflinie unter den übermächtigen Stößen des Feindes zu wanken. Die Ermüdeten können nicht abgelöst werden, der Nachschub gerät in Verwirrung; die Hoffnungslosigkeit lähmt auch die Unentwegten. Doch sie kämpfen weiter, lösen sich langsam, stetig von dem mörderischen Druck, gehen an die Drau zurück, dann an den Trixnerbach, an die Gurk,

an die Glan, Befehl ruft sie endlich nach Klagenfurt; es ist vielen unter ihnen, als versänke hinter ihrer Abkehr die Welt. Über ihre Verzweiflung donnern die Kanonen an allen Enden. Anfang Juni ist das erschöpfte Land in die Knie gezwungen, Klagenfurt von den Südslawen besetzt. Aber der Lärm dieses kleinen Krieges zu Kärnten hallte bis nach Paris und machte dort einige kluge Köpfe nachdenklich.

*

Zeit der Prüfung

Hinter dem Strome der Flüchtlinge, von denen die meisten länger als ein Jahr ihrem Haus und Hof ferne bleiben sollen, entsteht eine völlig veränderte Welt, wandert eine Unmenge fremder, der Landschaft nicht verwandter Menschen ein: Beamte, Lehrer, Gendarmen, Finanzer, Polizisten, Werber, Eisenbahner und natürlich das Militär. Nichts bleibt den Getreuen erspart, keine Enttäuschung, keine Demütigung, und am tiefsten haben sie unter den kleinen Nadelstichen zu leiden. Doch über den Beschwerden der Zeit hißte das heimatliche Lied seine sieghafte Standarte; dem Gesang, dem Kärntnerliede, muß vielfältige Wirkung zugeschrieben werden. Denn wie es die Verbannten tröstete, richtete es später die Verzagenden auf, wurde auch zu einem wesentlichen Mittel der Werbung. Der Druck der Südslawen auf das besetzte Gebiet, das die Zone A genannt wurde und bis zur grünen Linie reichte, während die Zone B, zu der auch Klagenfurt gehörte, von ihnen Ende Juli 1919 geräumt werden mußte, doch im Falle eines südslawischen Sieges in der Zone A drei Wochen später ebenfalls abstimmen sollte, verstärkt sich, rohe Gewalt nicht scheuend, von Monat zu Monat. Und nicht allen Übergriffen ist die Interalliierte Mission in Klagenfurt, der ein Franzose, ein Engländer, ein Italiener angehörte, ein gerechter Richter oder überhaupt ein Richter. Die Unmenge der südslawischen Werbemittel suchte den einfältigen Verstand der Landmenschen

durch Fülle und Wucht zu erdrücken. Versprechen und Geschenk ergänzen das Wort in den Dörfern, wo es an Tabak, Zucker, Petroleum mangelt. Doch es gibt unzählige Fälle, daß arme Menschen lieber auf die Stillung ihrer Bedürfnisse verzichten, als ihre Gesinnung, auch nur dem Scheine nach, zu verkaufen. Vom Junibeginn 1919 bis Oktoberanfang 1920 häufen sich die Vorbilder unerschütterlicher Treue.



Die grüne Linie

Es ist der Name für die Demarkationslinie, die besetztes Kärnten und freies Kärnten trennt. Sie hat den denkbar unsinnigsten Verlauf, scheint gezogen von der tollsten und dümmsten Willkür, denn sie scheidet zum Beispiel den Wörther-See in zwei Hälften und schneidet Wasser- sowie Elektrizitätswerk von der Stadt Klagenfurt ab. Die Art ihrer Entstehung ist bezeichnend für den Geist jener, die sich anmaßten, den Lebensraum von Völkern neu aufzuteilen. Anfangs stand zu Paris die Sache der Südslawen verzweifelt und sie sahen sich vor der Gefahr, auf Kärnten und sogar einen Teil Krains verzichten zu müssen. Durch ausgezeichnete Verbindungen und ungeheures Bemühen gelang es ihnen, im Laufe der Tage ihre politische Lage zu verbessern. Nicht wenig trug dazu die gewaltsame Besetzung Kärntens bei. Denn nachdem sie sich nun selbst in den Besitz von geforderten Gebieten gebracht hatten, wollte man ihnen später doch nicht zumuten, alles mit Waffengewalt Errungene wieder aufzugeben. Die Verhandlungen wogten hin und her, schließlich, in zwölfter Stunde, wurde von einem der Südslawen in der allgemeinen Erregung mit grüner Tinte eine Linie in die Karte gezeichnet, bis zu welcher die Slawen das Land zu räumen beschlossen. So hat der Zufall eines Augenblicks diese grüne Linie geschaffen, die später viel Glück und Ruhe durchschneiden sollte. Eine kleine Feder hat Familien und Besitztümer getrennt, das Leben Tausender erschwert. Diese Linie,

die manchmal völlig gesperrt wurde, an der Menschen, die sie heimlich überschreiten wollten, auch einen Heldentod starben, über die in dunklen Nächten aber auch am hellichten Tage von findigen Köpfen viel aufrührerisches Papier geschmuggelt wurde, die den Schmerz und das Heimweh der Flüchtlinge, endlich aber den Jubel ihrer Heimkehr sah, war ein Ort grauenhafter Flüche, doch auch großer Hoffnungen.



K. H. D.

Es ist kein Geheimzeichen für irgend einen Verschwörerbund, der mit diesen drei Buchstaben geheimnisvoll benannt wird; es ist eine Bezeichnung, die allen Eingeweihten geläufig ist. Sie stellt eine Marke ganz besonderer Art dar, in ihr erschöpft sich die Hoffnung einer großen Landschaft. Die Gemeinschaft, der es obliegt, mit geistigen und körperlichen Kräften alles daranzuwenden, um Südkärnten auf die Volksabstimmung vorzubereiten, diese Gemeinschaft von opfernden Männern, die alle menschenmögliche Mühe daransetzten, um ihre schwere Aufgabe zum Ruhme Kärntens zu erfüllen, und die erweiterte Gemeinde um sie, die, wundervoll ausgedacht und ausgebaut, die verschiedensten Zweige umfaßt, im allerweitesten Sinne auch jene rund hundert Menschen, Frauen wie Männer, die im Abstimmungsgebiete die Vollstrecker der Gedanken einiger Führer sind, diese Gemeinschaft also heißt K. H. D., die durch vielen Gebrauch notwendig gewordene und sehr bald gebildete Abkürzung von „Kärntner Heimatdienst". Er ist das wild arbeitende Herz des in Fieber zuckenden Landes, das Gehirn von tausenden Menschen, die an seine Kraft in unbeirrbarer Zuversicht glauben, ja, die ohne dieses Vertrauen vielleicht gar nicht die Stärke aufbrächten, so lange Widerstand zu leisten.

Man muß unter den Leuten geweilt haben, die seit vielen Monaten die Schrecken der Abwehrkämpfe, die Leiden der Flüchtlingszeit und nun die Qualen der feindlichen Besetzung, die jede

Freiheit drosselt, dulden; man muß mit ihnen gesprochen und aus Reden auch die unterbewußten Töne herausgehört haben, man muß erkennen, wohin sich ihr Blick stets wendet, wenn sie irgend einer inneren oder äußeren Hilfe bedürfen, um völlig zu ermessen, was es bedeutet, wenn jeder heimattreue Mund sagt: „Der Heimatdienst wird es schon machen!" Von den Gegnern gehaßt und gefürchtet, weil sie sich kein richtiges Bild von der täglich wachsenden und sich den Bedürfnissen beinahe jeder Stunde anpassenden kärntnerischen Abwehr zu formen vermögen, verehrt, unterstützt und benützt von allen jenen, denen er zu dienen immer bereit bleibt, ist der Kärntner Heimatdienst im Laufe von wenigen Wochen, eigentlich erst so recht im Frühsommer 1920, ein umfangreicher, feingliedriger Bau geworden, ein Instrument von außerordentlicher Wirksamkeit, bedient freilich von Menschen, die womöglich jedes Wort, das nun aus ihren Federn fließt, wahrhaft mit Herzblut schreiben möchten. Sie opfern viele ihrer Nächte; Beobachter können noch in tiefer Nacht die Fenster der Ackerbauschule, wo in diesem Kriege des Geistes der Stab seine Arbeitsstätte hat, erleuchtet sehen. Zu jeder Stunde steht vor dem Hause ein Kraftwagen, junge Burschen laden Päcke von Flugschriften hinein; auf den Gängen des Hauses gehen eilende Menschen hin und wider, hinter den Türen klopfen Schreibmaschinen. Auf den Türen stehen noch die alten Bezeichnungen von der Schule her, keine Tafel, kein Zeichen läßt darauf schließen, welches Schicksal sich nun in diesen Räumen zu erfüllen hat. Im Vorzimmer des Geschäftsführers Oberleutnant Steinacher warten immerwährend Menschen; doch niemand verweilt hier lange; man merkt, hier wird mit der Zeit gegeizt, hier werden vor Bitten, Meldungen, Anfragen keine langen Einleitungen gemacht. Besucher, die über den K. H. D. unterrichtet werden möchten, erfahren von Oberleutnant Steinacher etwa dies: „Der nationalpolitische Ausschuß des Kärntner Landtages schuf die Landes-Agitationsleitung, daraus wurde schließlich der Heimatdienst; in seinem Vorstande sitzen die Vertreter aller politischen Parteien, sein Präsident ist der Landesrat

Schumy. Der Heimatdienst ist gesetzgebende und ausübende Körperschaft in einem. Seine Selbständigkeit bedingt freilich eine außerordentliche Verantwortung. In seinen Abteilungen wird viel und unermüdlich gearbeitet; ich kann mich auf meine Mitarbeiter verlassen, sämtliche sind meine persönlichen Freunde."

Papier heißt die Seele dieses bebenden Hauses: in der Übersetzerabteilung, wo eine Unmenge slowenischer Zeitungen gelesen und in Deutsch übertragen wird; in der Schriftleitung, wo die Werbeblätter und die Flugschriften entstehen; in der Presseabteilung, wo die Nachrichten der in- und ausländischen Presse geprüft und gesammelt, wo die Berichte und Aufsätze, die in die Welt gehen sollen, geschrieben werden; in der zählenden Abteilung, wo die in der Fremde weilenden Abstimmungsberechtigten, aber auch die einheimischen gesucht und erfaßt werden; in den Abteilungen für Kraftwagen und Waren, in Kasse und Einlaufstellen, im Lager, in den vollgepfropften Schreibstuben der Abschnittsleiter. Ein Mädchen bedient die Fernsprecherschalttafel; es gibt wohl keine Minute des Tages, in der nicht wenigstens auf einem Draht irgend ein Gespräch hängt. Die Menschen hier lassen sich kaum stören, so sehr sind sie von dem Ernste ihrer Aufgabe erfüllt. Allen merkt man deutlich Sorgen und Anstrengungen an. Nur wenige Besucher mögen ohne Bewunderung, ohne dankbares Gefühl das Haus verlassen haben, das eine geschichtliche Stätte bleiben wird, wenn längst wieder lehrende Stimmen in den Räumen tönen.

*

Macht des Papiers

Die jungen, bartlosen Menschen, die Leiter der Werbung in den einzelnen Abschnitten des Abstimmungsgebiets, sind Offiziere gewesen, keiner noch dreißig Jahre alt, jeder ein Kärntner mit glühendem Herzen. Immer wieder kann man von ihnen die zuversichtliche Behauptung hören: „Wir werden den Kampf mit

Papier gewinnen. Wir kennen die Leute in der Abstimmungszone genau, wir haben sichere Aufzeichnungen, ja, Merkblätter für jeden einzelnen Menschen angelegt. Seine vermutliche Gesinnung ist also verzeichnet, und wir haben uns bereits ein beiläufiges Ergebnis ausgerechnet. Wir haben alle Ursache, sehr zufrieden zu sein. Die überwiegende Mehrzahl ist heimattreu, nur steht sie unter dem fortwährenden Einflusse der fremden Verwaltung. Die Südslawen laufen jetzt gewissermaßen die innere Runde. Sie haben alle Möglichkeiten der Beeinflussung in der Hand. Diesen Wirkungen nun müssen wir entgegenarbeiten. Es gilt, die Starken stark und zuversichtlich zu erhalten, die Schwachen zu kräftigen, die Lauen zu erwecken, die Verzagten aufzurichten, die durch Lügen und unwahre Gerüchte Eingeschüchterten oder Abgelenkten aufzuklären. Unser bestes Mittel dafür ist das bedruckte Papier. Hierin laufen wieder wir die innere Runde, denn wir haben beinahe ein halbes Dutzend ausgezeichneter, leistungsfähiger Druckereien zur Verfügung, die Südslawen nur zwei kleine, erst in letzter Zeit notdürftig eingerichtet. Es zeigt sich bereits, wie hindernd ihnen die Karawanken schon in dem einen Falle sind, denn es braucht viele Tage, bis sie von Laibach ihre Druckerzeugnisse bekommen, uns aber stellt eine Rotationspresse in einer einzigen Nacht Hunderttausende von Flugzetteln zur Verfügung, wenn wir sie nur benötigen. Wir werden also die Abstimmung mit Papier gewinnen." Und wirklich sind alle Räume des Hauses mit hohen Stößen angefüllt, Papier geht in die Zone ab, Papier kommt aus der Druckerei.

„Gestern abend haben wir die Handschrift in die Druckerei gegeben; heute abend wird von allen Flugzetteln außer den Archivstücken keiner mehr hier sein, denn ich muß Platz schaffen für neue", sagt mitten in seiner Arbeit ein Abschnittsleiter. „Unten vor dem Hause steht schon ein Kraftwagen, der bringt die Päcke zu der Arbeitsstelle, von dort werden sie dann an die einzelnen Orte aufgeteilt. Jetzt geht alles im großen: Bestellung, Lieferung, Verwendung. In der ersten Zeit, als die Südslawen die De-

markationslinie dicht absperrten und niemand von unseren Leuten her oder hin ließen, da war die Sache schwieriger. Damals luden einige tollkühne Leute, deren Namen nicht vergessen werden dürfen, die Flugschriften in Rucksäcke, und auf gefährlichen Schleichwegen brachten sie das Papier der Werbung in das abgesperrte Gebiet. Oft mußten sie dabei in dunklen Nächten die Flüsse und Bäche durchschwimmen. Keinen Augenblick waren sie vor Tod oder Einkerkerung sicher. Jedes der Flugblätter und jede Zeitung aber, die auf solchen heimlichen Wegen in das Abstimmungsgebiet kam, war wie eine Reliquie, wanderte von Hand zu Hand, wurde wie ein Evangelium gelesen und hatte eine vielfältige Wirkung. Wie sehr man auf der Seite der Südslawen die kärntnerischen Druckerzeugnisse fürchtete, ging wohl auch daraus hervor, daß auf nachgewiesenem Besitz oder auf Verbreitung derselben Kerkerstrafe stand und auch häufig verhängt wurde. Damals wirkten wir also durch das einzelne Papierblatt, heute wirken wir durch die Masse."

In dem Gebiete, in dem sich die Spannung beinahe mit jeder Stunde erhöht, begreift man erst, was der junge Mensch mit „Masse" gemeint hat. Ein Wanderer erzählt: „Eine Straße war kilometerweit hin mit Flugzetteln buchstäblich besät. Es war eine Sammlung der verschiedensten Arten. Ich hob ohne Auswahl nacheinander sieben Blätter auf, da ich sie mir als Andenken behalten wollte, und nicht ein Flugblatt wiederholte den Inhalt des anderen. Ich hatte Flugzettel gesehen, deren Entstehungszeit ein halbes Jahr zurücklag. Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt. Früher war jede Frage ausführlich behandelt worden, früher warb man mit förmlichen Abhandlungen, nun drängt alles in kurzem, schlagwortartigem Hinweisen, Fordern, Warnen, Mahnen zusammen."

Jeder Flugzettel ist zuletzt wirklich nur mehr das Ergebnis einer oftmals klargelegten Untersuchung, die unterstrichene Erinnerung eines hundertmal erhobenen Rufes. Die Kürze herrschte. Darum ist nun auch die Zeit des Plakats gekommen. In ver-

schiedenen Größen klebten sie an allen Ecken, an starken Bäumen, Scheunentüren, Hauswänden. Die Gedanken der Werbung in köstliche Einfälle umsetzend, sind sie von Künstlern entworfen und in mustergültiger Form vervielfältigt, mit gelungenen, kurzen, einprägsamen Unterschriften versehen, die zu geflügelten Worten wurden, wie jenes „Ho—o—o ruck über den Loibl!". Vor allem begegnet man immer wieder dem großen farbigen Bilde mit dem Kärntner Bauer, der den grünen Stimmzettel in der Hand hält, oder jenem gemütvollen Bilde Leo Kainradls, das die Mutter mit dem Sohne vor der heimatlichen Kirche zeigt; und der junge Bursche fleht die Frau an: „Mutter, stimme nicht für Jugoslawien, sonst muß ich für den König Peter einrücken!" Diese Betonung des rein Gefühlsmäßigen hat viele gute Wirkung gehabt. Die meisten der Plakate sind so einfach in Gedanken und Zeichnung, treffen glücklich den Ton des Volkes; manche haben viele Versammlungen ersetzt. Jedes Plakat wurde in zwei Ausgaben herausgebracht, die eine war mit dem deutschen Wortlaut versehen, die andere mit slowenischem, und zwar vorwiegend in der windischen Mundart, die in dem Gebiete gebräuchlich ist. Wie minderwertig sind gegen diese volkstümlichen Kunstwerke die paar Erzeugnisse der südslawischen Werbung! Dürftig in dem Gedanken, sind sie mit einfachen grünen Umrissen der Zeichnung gedruckt, auch nicht ein Bild in Mehrfarbendruck vermochten die Gegner den kärntnerischen Plakaten gegenüberzustellen. Übrigens spät erst übernahmen sie, wohl wegen technischer Unzulänglichkeit, den Gedanken dieser nachdrücklichen Werbung.

Aber nachgeahmt haben sie alles, auch den köstlichen Gedanken der Klebezettel. Während die Plakate und die Zeichnungen die Artillerie waren, darf man die Klebezettel wohl als die nie ruhende Infanterie, als die fortwährend tätigen Plänkler bezeichnen. Kleine Blättchen, ungefähr 10 × 6 cm groß, doch auch kleiner, bedruckt mit Schlagworten wie „Hinaus mit den Krainern!", „Bei euch droht Krieg, wir haben Frieden!", „Grün ist das Serbengift!" oder mit kurzen Versen, wirksamen Zeichnungen, sind sie

so handsam, daß sie sich bequem in der inneren Handfläche verbergen lassen und während des Augenblickes, da ein gefährlicher Zeuge nur nach einem Geräusch, nach einem Menschen sieht, hinter seinem Rücken aufgeklebt werden können, was auch tausende Male geschehen ist, und besonders von Kindern mit einer teuflischen Freude geübt wurde. Diese Klebezettel nun, die in ungeheuren Auflagen gedruckt werden, haben vor allem ein so ungewöhnlich starkes Klebemittel, daß sie, wenn sie einmal an Ort und Stelle sind, nicht mehr abgelöst werden können, es sei denn in ganz kleinen Schnitzelchen, wozu aber niemand Zeit noch Geduld aufbrachte. Und dann ist ihre Zahl ja auch Legion. Es gibt keine Telegraphenstange, keine Mauer, an denen nicht mindestens ein Dutzend ihre eindringliche Sprache reden würden. Es gibt Telegraphenstangen, die von unten bis hoch oben mit ihnen wie von einem Mantel eingehüllt sind; Wände, die mit seltsamen Mustern tapeziert scheinen. Ja, sogar an Kilometersteinen, Alleebäumen, Kleehüflern auf Feldern, an verschwiegenen Orten konnte man sie finden. Ihre Stimmen waren in der letzten Zeit vor der Abstimmung ein ununterbrochenes Geknatter.

Wie ihre Kürze und ihr Überhandnehmen gegenüber dem übrigen bedruckten Papier — wenngleich täglich noch Flugzettel erscheinen — ein Ausdruck der allgemeinen Unruhe, der steigenden Spannung sind, so zeigen sich auch in den beiden Zeitungen der kärntnerischen Werbung, der „Kärntner Landsmannschaft" und ihrer slowenischen Schwester „Koroško Koroščem" („Kärnten den Kärntnern"), immer deutlicher die Erscheinungen des Endkampfes: Übergang von dem Aufsatz zum kurzen Bericht, Häufen der Zeichnungen, darunter eine Reihe von Holz- oder Linolschnitten, Änderung des Druckbildes durch fortwährenden Wechsel der Lettern, Plakatstil in Inhalt und Form. Anbringen von Randleisten mit anrufendem Wortlaut.

Mit dem bedruckten Papier läßt sich deutlich der Anstieg der Leidenschaft nachweisen, die jene antrieb, welche oft tagelang den Inhalt eines Flugblattes überdachten, in eigenen, lange währen-

den Sitzungen sich über Kampfziel und Kampfart einigten, dann aber wieder, von den sich überstürzenden Ereignissen gezwungen und gehetzt, in Minuten die Worte entwarfen, die Tausende von Menschen entzündeten. Vor der glücklichen Endwirkung schweigt schließlich die Zählung, die vielleicht sagen könnte, wieviel Tonnen redendes Papier in die Front geworfen wurden, wie viele Millionen hochwertiger Kronen sie verschlangen. Nicht zu wiegen aber vermag sie geopferte Kraft der Herzen und der Hirne.

*

10. Oktober 1920

Die Brücken, Einfallstore in das Abstimmungsgebiet, waren bis in die tiefe Nacht hinein belebt gewesen. Neugierige standen da, denen der Eintritt verwehrt blieb, denn seit Freitag mittag dürfen nur mehr Abstimmungsberechtigte die Demarkationslinie überschreiten. Am Samstag sind solche Nachzügler die einzigen Verbindungsmänner zwischen hüben und drüben. In den letzten Tagen sind aus allen Windrichtungen der Nähe und Ferne ungefähr zweitausend Menschen gekommen, die, wie es in dem schweren Gesetze gefordert war, am 1. Jänner des Jahres 1919 in dem Abstimmungsgebiet ihren Aufenthalt gehabt haben und außerdem das vollendete zwanzigste Lebensjahr und Geburt oder Zuständigkeit oder Aufenthalt seit dem 1. Jänner 1912 in dieser Zone nachweisen müssen. Ihre Kraft ist frisch und unverbraucht, in den letzten Stunden noch richtet sich an ihnen die Hoffnung der Verzagten auf.

Über die Brücken fuhren auch die fremden Offiziere, die über die Abstimmung wachen sollen, in das umstrittene Land.

Um Mitternacht haben sich die Neugierigen verlaufen, die Gendarmen gehen schläfrig an beiden Ufern auf und ab. In kleinen Bretterhäusern an den Einbruchstellen sind fliegende Kanz-

leien errichtet worden, aus denen die Meldungen durch den Draht gesandt werden. Am Morgen sind wieder die Neugierigen da.

Die ersten Nachrichten lauten gut. Die südslawischen Sokoln, in das Gebiet gerufen, um die Heimattreuen einzuschüchtern, werden von den kärntischen Schutztruppen, gebildet aus Leuten aller möglichen Klagenfurter Vereine, in Schach gehalten. Seit der grauen Frühdämmerung schon sind die Menschen lebendig und bereit. Die Mutigsten kamen gleich um sieben Uhr in den Wahlraum.

Heiter lächelt die herbstliche Landschaft. Sie ist, wie sie von Anfang an war und immer sein wird, in ihrer Schönheit erhaben über den kleinlichen Wandel der Menschen. Niemand würde der Gegend die hitzige Erregung anmerken. Auf einem der holperigen Bauernwege gehen, zu einer festen Reihe zusammengeschlossen, die Leute eines Dorfes auf der Höhe. So schützen sie sich durch Gemeinschaft vor Überfall und Behinderung. Hier und da kommt auch ein Einzelner, der sich nicht einschüchtern läßt. Er trägt entweder ein kärntnerisches Abzeichen oder blau-weiß-rote Knopflochmaschen oder auch kein Kennzeichen. Viele, ja die meisten dieser Verschlossenen, sich nicht Offenbarenden, haben für Österreich gestimmt.

Die Häuser tragen die vielen, verschiedenartigen Plakate, besonders den großen, gebräunten Kärntnerbauer mit dem grünen Stimmzettel in der Hand. Nichts Aufragendes ist von dem Papier verschont geblieben, ja, auch in Wäldern mußten Bäume Träger des mahnenden Papiers sein.

In Märkten und Städten scheint die ganze Bewohnerschaft auf dem Platze versammelt zu sein, sie drängt sich um Kraftwagen und Bauernwagen. Die südslawischen Gendarmen sind abseits gerückt, ihrer Haltung merkt man die Ungewißheit und das Bewußtsein ihrer nur geringen Macht an.

Bis Mittag hat der allergrößte Teil der Berechtigten die Stimmen abgegeben. Es gibt besonders kleinere Gemeinden, in denen auch nicht ein Mann an der Urne fehlte. Die allermeisten der Abstimmenden kommen natürlich selbst, nur ganz verschwindend

wenige müssen gemahnt oder geholt werden. Nicht umsonst währte eine ungemein strenge politische Erziehung länger als ein Jahr.

Die Arbeitsstellen gleichen Bienenhäusern. Auf wild durcheinander gerückten Tischen wird geschrieben und gerechnet, vor allem die Liste jener, die bereits abstimmten, genau geführt. Man ist hier beständig Herr der Lage und schätzt ziemlich sicher das von Stunde zu Stunde schwankende Verhältnis der beiden Lager.

Kraftwagen holen aus allen Richtungen Gelähmte, Kranke, Sieche, von denen viele hartnäckig darauf bestanden, abzustimmen, und Bettler lächeln glückselig, daß sie auf so vornehmem Gefährt zur Wahl gebracht werden.

Die Straße war am Morgen übersät mit Papier. Jetzt säumt es, von vielen Fuhrwerken aufgewirbelt und abgeweht, die Straßenränder. Nach der Frühdämmerung aber trat der Fuß nur auf Papier, von ferne sah es aus wie nach einem Schneefall. Zuerst verstreuten die Slawen ihre Flugzettel, die Kärntner ließen sich Zeit und kamen nach ihnen; ihr Papier, das reichlicher und geschickter war, bedeckte das gegnerische. Hob nun ein Fußgänger, den es noch nach einer letzten Botschaft gelüstete, ein Blatt auf, dann fiel ihm todsicher ein kärntnerisches in die Hände. Kein Weg ist weit und breit, den nicht die rührigen Zettelstreuer gegangen wären. Die Morgenkühle aber wurde von keinem Säuerling oder Kranewetter aus dem Leibe gewärmt, denn die Gasthäuser sind gesperrt. Seit gestern darf nicht mehr ausgeschänkt werden.

Kampfhähne stehen sich häufig gegenüber, Sokoln und Schutztruppen geraten aneinander, da fährt der Ententeoffizier in das Dorf ein. Es kostet den Engländern, Franzosen oder Italienern einige Mühe, sich vor den Wütenden einige Achtung zu verschaffen. Nicht überall aber erscheint in solcher Gefahr der Retter; in manchen Orten kommt es zu heftigen Raufereien, in manchen wird eine der Gruppen von der anderen umzingelt und in einer

Scheuer, in einem Schuppen gefangen gesetzt, bis der Zufall oder angerufene Hilfe Befreiung bringt.

In einer Schule, einem Gasthaus oder in der Gemeindekanzlei befindet sich der Abstimmungsraum. Vor dem Hause, auf einer Bank, sitzen wohl die slawischen Gendarmen und lassen sich von der milden Spätsonne anscheinen. Die Wahlzelle ist gewöhnlich ein roher Bretterverschlag, vor der Kommission steht die mächtige Urne aus rohem Holz. Der Vorsitzende reicht jedem die zwei Stimmzettel, leichte Kartonblättchen, grün und weiß, in England hergestellt; auf dem grünen die Schrift: „Österreich", darunter „Avstrija"; auf dem weißen: „Jugoslavija", darunter „Jugoslawien"; außerdem auf jedem eine fortlaufende Nummer. Der Zettel des mißachteten Reiches ist zu zerreißen, die zwei Stücke sind mit dem unversehrten anderen in den Umschlag zu legen.

Die Straßen zwischen den Brücken und der Stadt sind belebt wie niemals sonst. Im Heimatdienst ergänzen die neuen Meldungen das Bild des Tages. Der Abend kommt und es besteht kein Zweifel mehr, daß der Sieg errungen ist. Auch die Slawen glauben an ihren Sieg. Sie drücken ihren Triumph offen aus und drohen bereits jenen, von denen sie wissen, daß sie für Österreich stimmten. In einzelnen Dörfern bezeichnen sie Häuser von Heimattreuen mit grünen Kreuzen oder Zetteln, auf denen der Hinweis: „To je šwabiska hišal!" (Das ist ein deutsches Haus!) steht. Noch weicht die Angst nicht von den vielgeprüften Menschen.

Der Glaube an ihren Sieg erhält sich bei den Slawen bis gegen Mittwoch morgen. Am Montag und Dienstag werden schon große Tafeleien und Festlichkeiten vorbereitet. Doch langsam wird die Wahrheit bekannt. Überstürztes Packen, ja, regelrechte Flucht beginnt. Überall strömen die vielen Hunderte der Sokoln zusammen und warten auf die Überführung in ihre südslawische Heimat.

Eine verbissene Stummheit bemächtigte sich der Slawen. Sie vertrauten auch nicht der Gewalt, die sie angekündigt hatten. Am 11. Oktober besetzen südslawische Truppen neuerdings die Zone A.

Keine Macht der Erde könne sie wieder aus dem Lande bringen. Aus Paris aber kam ein scharfer, eindeutiger Befehl; und innerhalb weniger Tage war Kärnten geräumt. Die fremde Kommission verwaltete das Abstimmungsgebiet noch mehrere Wochen, bis sie es Ende November endgültig Österreich übergab.

Spätherbst und Frühwinter 1920 waren zu Kärnten ein einziges, währendes Fest.

*

Ausklang

Hätte die Volksabstimmung vom 10. Oktober 1920, an dem sich im Schatten der slawischen Bajonette 15279 Stimmen für Südslawien und 22025 für das ungeteilte Kärnten entschieden, die Einheit dieses wunderbaren Landes im letzten Süden deutscher Erde nicht erhalten, wäre es zerrissen worden, wie es eine unsinnige Grenzlinie vorsah, die zusammengehörigen Besitz trennte, Ortschaften teilte, ja, mitten durch den Wörther-See ging, so daß es deutsche und slawische Fische gegeben hätte, dann wäre nicht nur das unselige Beispiel Oberschlesiens noch einmal wiederholt worden, sondern das ewige Deutschland, daß sich in e i n e r Zunge verständigt und aus e i n e m Willen erneuert, hätte dort unten im Süden eine klaffende Wunde besessen, deren Ränder immerdar schwären mußten.

Man sollte glauben, daß ein feierlicher, eindeutiger Akt, wie es diese unter den wachsamen Augen der Franzosen, Engländer, Italiener durchgeführte Volksabstimmung war, daß eine Absage, als die der vorhergehende Abwehrkampf angesehen werden muß, der nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht die Kärntner Slowenen, eben jene Windischen, daran teilgenommen hätten, klare, ausdauernde Verhältnisse geschaffen habe. Es gibt in Südslawien gewiß Einsichtige und so gewaltige Äußerungen eines Volkes Achtende, für die das Kärntner Abenteuer nach großen Hoffnungen

wohl eine bittere Enttäuschung war, die sich aber ehrlich und klug in das Unvermeidliche fügten. Doch es gibt noch mehr Unbelehrbare, Unbekehrbare, die das Ergebnis der Kärntner Volksabstimmung nicht zu achten gewillt sind. Die Ansprüche auf Kärnten wollen nicht mehr verstummen, die slowenische Wissenschaft hat sie, nicht immer mit würdigen Mitteln, zu heiligen versucht, Vereine halten sie wach, im Unrecht heftige Menschen steigern die öffentliche Unruhe. Bis in die Schulbücher der Kinder sind sie gedrungen.

Alle solche Bedrohung kommt aus einem Irrtum, und es ist notwendig, ihn immer wieder zu berichtigen. Die Slowenen vergessen, daß Kärnten deutsche Erde war, ehe sie von den Slawen besiedelt wurde, denn während der Völkerwanderungszeit gehörte Kärnten zum Reiche Odoakers und jenem des Ostgotenkönigs Theoderich, war es Besitz der Franken und Langobarden. Erst um 590 wanderten, von den Avaren beherrscht, die Slawen ein. Aber auch dann füllten sie den Raum der Landschaft niemals völlig aus, weder körperlich noch geistig. Das Wesentliche aller stofflichen und seelischen Kultur war seit jeher germanisch, war deutsch.

Wenn man sich von den blutbeträufelten Karawanken gegen Mitternacht wendet, wo einem dieses teure, oft geprüfte, doch immer sich bewährende Kärnten zu Füßen liegt, so haftet das Auge, ehe es in die Ferne hinschweift, um das endlose Deutschland zu erahnen, an Orten, die früh seines Geistes einen Hauch verspürt haben und durch solches Vermächtnis auch dieses Land einfügen in den erhabenen Kreis des deutschen Schicksals. Siedelten da unten nicht Goten und Langobarden? Warfen die Cimbern nicht hier die römischen Legionen in die kärntischen Wälder? Saßen auf den vielen Burgen nicht immer deutsche Geschlechter? Die rheinischen Spanheimer herrschten in Sankt Veit, und Walther von der Vogelweide empfing dort von dem „Herrn Herzog einen kostbaren Rock". Und hat dieses Kärnten — auch dies mag ein Sinn-

bild sein — nicht einen deutschen Kaiser dem ersten Reiche geschenkt, jenen Arnulf von Kärnten, der die Weihnacht des Jahres 888 mit seinem Hofe in der Pfalz zu Karnburg gefeiert hat?

Wenn man dieses Kärnten fragen wollte, wie es sein ernstes, schweres Amt als Wachtposten an dem Tore in den fremden Süden erfüllte, es brauchte nicht selbst zu antworten, die deutsche Geschichte wäre sein beredter Zeuge und Anwalt.

Zwei verwandte Freiheitsbewegungen

Irland — Vlaanderen

Von Franz Fromme

I.

Der Weltkrieg hat einigen Freiheitsbewegungen neuen Antrieb gegeben, die ohne Deutschlands Taten minder stürmische Wege genommen hätten. In neue Kämpfe hat der deutsche Aufbruch insbesondere zwei Völker geführt, die von den Großmächten der Entente niedergehalten wurden. Er hat die Iren, die nicht unter Mangel an Tatendrang litten, zum äußersten Kraftaufgebot erhoben und die Vlamen, die minder rührig waren, zu neuer Tätigkeit aufgerüttelt.

Beide Nationen weichen in der Anlage voneinander ab. Der Grad der Verwandtschaft, in dem sie zu uns stehen, ist verschieden. Nach Sprache und Blut sind die Vlamen uns näher verwandt: Im östlichen Limburg sprechen sie ohne Zweifel eine mitteldeutsche Mundart, und im Westen haben sie ihre Eigenart noch bis vor kurzem selbst als „Nederduitsch" bezeichnet. Sind sie auch als Grenzvolk allerlei Mischungen unterworfen und ist der belgische Staat in hundert Jahren nicht ohne Erfolg bemüht gewesen, sie durch Begünstigung der französischen Sprache und durch Vermengung mit den Wallonen zu verwelschen, so sind sie ohne Zweifel doch ein germanisches Volk geblieben, dem das germanische Blut und Bewußtsein die Richtung gibt. Politische Ahnungslosigkeit und Gutmütigkeit, Eigenköpfigkeit des einzelnen und Zersplitterung der Kräfte, Gefühlsseligkeit und Hingabe an das Fremde sind Eigenschaften, die sie mit dem Deutschen gemeinsam haben.

Die niederländischen Mundarten, die sie der Mehrheit nach sprechen, besitzen ein Wort, das in keine andere Sprache übertragen werden kann, außer in die deutsche: Gemoed — Gemüt.

Auch die Iren gehören, als Kelten, der nordischen Rasse an. Ihre „Brehon Laws" verraten in vielen Zügen die Verwandtschaft mit der alten Gesetzgebung der indischen Arier. Dänen, Normannen und Angelsachsen sind zu Hunderttausenden eingedrungen und haben den nordischen Charakter der Blutmischung verstärkt. Die Sprache, die der gebildete Ire heute spricht, mutet germanischer an als die des Londoners, wenn auch der irische Nationalismus im Gälischen sein Ideal sieht.

Beider Völker Charaktere, der vlämische wie der irische, sind stark beeinflußt durch die Schicksalsverbundenheit mit einer mächtigeren Nation. Die Unterdrückung ist in beiden Fällen von verschiedener Art: Die Methoden des Franzosen sind anders als die des Briten. Aber heute sind beide Systeme einander ähnlich; beide sind Werkzeuge westlicher Zivilisation; Kapitalismus und Liberalismus treten in unvergleichlicher Rüstung auf mit einem Netz von großer Stärke und Geschmeidigkeit, aus dem sich die eingefangenen Völker schwerer befreien als aus den Fesseln der östlichen Despotie.

So haben sich, trotz der Verschiedenheit der beiden unterdrückten Völker und der ursprünglichen Abweichung des welschen von dem britischen Unterdrückungssystem, im Laufe der letzten Menschenalter allerlei Ähnlichkeiten zwischen der irischen und der vlämischen Freiheitsbewegung ergeben, und ebenfalls Ähnlichkeiten zum deutschen Aufbruch, in ihrer Stellung zum Kampf der Großmächte.

Beider Platz mußte, von der Natur angewiesen, 1914 auf Deutschlands Seite sein. Daß dies in Irland klarer erkannt wurde als in Vlaandern, lag zum Teil an der größeren politischen Erfahrung des Irentums und an der germanischen Ahnungslosigkeit des Vlamentums, zum Teil an der Ungeschicklichkeit der wilhelminischen Diplomatie, und endlich noch an dem Umstande, daß dem irischen Volke zur rechten Zeit heroische Führer erstanden.

Um die Zusammenhänge zu verstehen, müssen wir uns mit dem Maß an Unterdrückung beschäftigen, das den beiden Völkern in der Vorkriegszeit beschert war.

II.

Siebenundeinhalb Jahrhunderte hat die britische Unterdrückung Irlands gedauert. Davon entfallen nur anderthalb Jahrhunderte auf eine Zeit, in der sich liberale Einschläge finden. Aber auch die sechs übrigen zeichnen sich durch starke Anwendung g e i st i g e r Waffen aus. Sogleich beim ersten Eroberungsversuch, den Großbritannien gegen Irland unternimmt, sehen wir die typische britische Methode: Heinrich II. begnügt sich nicht damit, im Jahre 1166 Krieger nach Irland zu entsenden, sondern er sichert sich vorher moralisches Rüstzeug. Der damalige Papst, Hadrian IV., ebenfalls ein Engländer, Brakespeare, hängt ein moralisches Mäntelchen um den Eroberungskrieg: Die ganze Christenheit wird zur Entrüstung gebracht, weil die irische Kirche schon seit einem halben Jahrtausend mit Rom einige Meinungsverschiedenheiten hat und die Abgaben nur säumig bezahlt werden. Diese Methode, den eigenen Angriffskrieg als moralische Unternehmung vor der übrigen Welt zu maskieren, hat England gerade im Kampf mit Irland vervollkommnet. Daher kennen die Iren sie. Und als 1914 Großbritannien diese moralinhaltige Kampfesweise gegenüber Deutschland anwandte, gehörte Irland zu den wenigen Ländern, in denen sie nur geringe Erfolge erzielte.

Der Ire ist mit der Geschichte seiner Nation vertraut. Er weiß, daß bis ins Zeitalter der Elisabeth alle englischen Einverleibungsversuche scheiterten. Dänen, Normannen, Engländer, die erobernd in Irland eindrangen, wurden fast alle zu keltischen Iren. Aber auch nach den Jahren der Königin Elisabeth, als die Einbürgerung von Engländern und Schotten infolge ihrer konfessionell-protestantischen Sonderstellung nicht mehr zur Angleichung an das einheimische, katholische Keltentum führte, erwuchsen diese Einwanderer, obwohl als Protestanten von den katholischen Ein-

geborenen entschieden getrennt, dennoch zu selbstbewußten Iren. Bis auf den heutigen Tag nehmen einzelne protestantische Abkömmlinge von englischen und schottischen Einwanderern einen ehrenvollen Platz unter den Führern der irischen Freiheitsbewegung ein.

Auch der Ire, der zu Beginn des Weltkriegs die Brücke zwischen Irland und Deutschland schlug, Roger Casement, war Protestant. Und doch hatte seit Anfang des 20. Jahrhunderts der Lauf der Dinge es so gefügt, daß die protestantische Minderheit in Irland sich vor Englands Wagen spannen ließ. Die katholische Mehrheit der Bevölkerung war, wenn auch nicht immer bewußt, die Trägerin der irischen Überlieferung, der irischen Sehnsucht nach Freiheit und des irischen Nationalismus überhaupt.

Der Unterdrücker dieser Freiheit, der britische Imperialismus, hatte seit einigen Menschenaltern, wie schon angedeutet, eine liberale Färbung angenommen. Wo früher die brutale Ausrottung der keltischen Bevölkerung, die Entrechtung und Aushungerung ihrer Überbleibsel die Iren geschwächt und unter das Joch gebeugt hatte, da hatte in den letzten Jahrzehnten eine gerissenere Methode eingesetzt. Seit Gladstone gehörte Homerule zum Programm der englischen Liberalen: der Plan eines eigenen Parlaments in Dublin, mit dem Irland seine Angelegenheiten regeln sollte. Aber je mehr dieser Plan sich der Verwirklichung näherte, desto heftiger wurde der Widerstand in England und — in Irland selbst, bei den Protestanten. Die vier östlichen Grafschaften der irischen Nordprovinz Ulster, die überwiegend von Protestanten bewohnt sind, bewaffneten sich gegen die Durchführung der Homerulevorlage, noch ehe sie 1913 vom Londoner Parlament beschlossen war, ließen sich also für die Aufrechterhaltung der britischen Herrschaft mißbrauchen. Es ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Vorkriegspolitik, daß sich die Umgebung Wilhelms II. von den Handlangern Englands irreführen ließ und den Ulsterleuten 1914 Waffen lieferte, die sich alsbald gegen Deutschland kehren sollten.

Wenn die irische Gegenseite teilweise auf Deutschland setzte und den Deutschen einigen Antrieb verdankte, so kann man doch nicht sagen, daß die irische Freiheitsbewegung aus dem deutschen Gedankengut viel geschöpft habe. Der irische Drang nach Befreiung ist so alt wie die englische Unterdrückung und hat eigene Kampfideen, eigene Grundsätze und vor allem eigene Kampfesweise entwickelt — die Frucht der Bestrebungen und Erfahrungen von Generationen, die sich bald innerhalb der Gesetze auf parlamentarischem und agitatorischem Wege, bald durch Gewalttat ihr Recht zu verschaffen suchten sowohl in der Innenpolitik wie durch Verbindung mit außenpolitischen Mächten.

Im Zusammenhang mit dieser Überlieferung geschah es, daß Roger Casement das Band mit Deutschland anknüpfte. Herkömmlich seit Jahrhunderten ist ja Englands Gegnerschaft gegen denjenigen Staat, der auf dem europäischen Festland der mächtigste ist. So hat es nacheinander das habsburgische Spanien, das bourbonische und bonapartische Frankreich und das wilhelminische Deutschland bekämpft. Irlands Stellung in allen diesen Kriegen Englands ist demgemäß, wenn es wieder frei werden will, auf seiten von Englands Gegnern. Also mußte es 1914 Deutschlands Bundesgenosse sein.

Diesen Gedanken finden wir seit 1911 in Roger Casements Schriften, als ein Leitmotiv seiner Politik. Irlands liberalistische Berufspolitiker haben seine Mahnung ebensowenig beherzigt wie die Beamten Wilhelms II., aber im irischen Volk gab es Menschen, die aus innerem Instinkt heraus mutig die richtige Stellung nahmen. Das waren die Männer von der Gaelic League, die sich ganz in das irische Volkstum versenkt hatten, ferner die Führer der irischen Arbeiterpartei, die im wahren Sinne des Wortes den nationalen Sozialismus predigten und lebten, und einige unversöhnliche Kämpen aus den Reihen der alten Fenier.

Und wie fast immer eine entschlossene Minderheit gegenüber der kompromisselnden Mehrheit das Schicksal einer Nation be-

stimmt, so ist es auch hier ergangen. Die geeichten Politiker Irlands, die mittels des britischen Parlamentarismus für Irland die Selbstregierung erreichen wollten, verrechneten sich. Wenn die Iren, so meinten sie, im Weltkriege für England kämpften, würde England ihnen Homerule gewähren.

Gegen diese Auffassung wandte sich *Roger Casement* aufs schärfste, ebenso *Pearse*, die Seele der gälischen Liga, *Connolly*, der Arbeiterführer, und *Thomas Clarke*, in dem der Geist der unversöhnlichen Fenier lebte: die Iren haben keinen Grund, gegen die Deutschen zu kämpfen, die ihnen nichts zuleide getan haben — diese Überzeugung war ihnen gemeinsam. In *Pearse* lebte der Opfergedanke mit mystischer Kraft: „Wie es Christi Blut bedurfte, um die Menschheit zu erlösen, so müssen auch Iren ihr Blut hergeben, wenn Irland frei werden soll."

Im Einklang mit den mächtigen Organisationen der amerikanischen Iren wurden die Ostertage von 1916 zur Erhebung gegen die britische Herrschaft bestimmt, aus irischen Gedanken und Belangen heraus, aber nicht ohne Verbindung mit *deutscher Hilfe*. Diese war durch die Technik des modernen Seekrieges begrenzt und konnte nur in einer Waffensendung von 20 000 Gewehren bestehen, mit denen der Hilfskreuzer „Aud" im April 1916 die britische Blockade durchbrach. Über der Unternehmung waltete ein Unstern: das irische Kraftfahrzeug, das den Deutschen den Aufschub des Aufstandes mitteilen sollte, verunglückte; Roger Casement, den ein deutsches Unterseeboot an die irische Westküste gebracht hatte, fiel in englische Gefangenschaft; der deutsche Hilfskreuzer, von allen Seiten eingekreist, wurde von den Deutschen selbst vor dem Hafen von Queenstown versenkt.

Trotz allem schlug in Dublin die beherzte Schar um Pearse, Clarke und Connolly los. Neunhundert Iren, schlecht bewaffnet, hielten sich fast eine Woche gegen die britische Übermacht, die schließlich auf 30 000 anwuchs; gegen Ende der Woche mußten sie sich ergeben. Die Führer des Aufstandes wurden fast alle erschossen, wie sie erwartet und gewünscht hatten. Ein noch herberes

Los harrte Roger Casements: auf Grund eines Gesetzes aus dem Jahre 1351, das in französischer Sprache abgefaßt war, wurde er verurteilt und am 3. August 1916 erhängt.

Der Opfertod aller dieser aufrechten Iren brachte den heldischen Gedanken zum Siege. Binnen zwei Jahren schrumpfte Redmonds Partei, die durch den Kampf für England sich Homerule verdienen wollte, zu einem kleinen Häuflein zusammen; der Wunsch nach völliger Unabhängigkeit, nach völliger Trennung vom britischen Weltreich wurde im irischen Volke allgemeiner. De Valera, der Sohn eines spanischen Vaters und einer irischen Mutter, der im Osteraufstand mitgekämpft hatte, wurde Führer dieser Strömung, die sich nach einem älteren Schlagwort „Sinn Fein" (Wir selbst) nannte.

Im Winter 1918/19 wurde der Trennungsstrich noch deutlicher, den Irland zwischen sich und England gezogen. Indem sie sich auf Wilson beriefen, befragten die neuen irischen Führer die Meinung des Landes. Mit überwältigender Mehrheit gab es die Antwort: Los von England! De Valera wurde durch einen kühnen Handstreich aus dem britischen Gefängnis befreit und warb in Amerika erfolgreich für die irische Sache. Er brachte die Gelder zusammen, mit denen der Krieg gegen England finanziert wurde. Es konnte angesichts der ungeheuren britischen Übermacht nichts anderes als eine Guerilla herauskommen, wie sie die Spanier einst gegen Napoleon geführt. In diesen Kämpfen erwiesen sich Englands Polizeitruppen auf der Insel, die Royal Irish Constabulary, als zu schwach; die Briten schufen dann in Eile die Soldateska der „Black and Tans", die zum Teil aus entlassenen Zuchthäuslern bestand und in diesem erbitterten Ringen den Ton angab; sie erhielten ihren Namen von der kunterbunten Uniform, die in ihrer eiligen Zusammenstellung von Schwarz und Braungelb an die Farben der gleichfarbigen Hunderasse erinnerte.

Trotz Aufbietung dieser Kräfte, zu denen sich noch eine Offizierstruppe, die „Auxies", gesellte, vermochten die Engländer nicht das irische Parlament, das Dail Eireann, an seinem Schalten

und Walten zu hindern; unter der selbstgewählten Führung von Eamon de Valera und seinen Ministern beherrschte es tatsächlich den größten Teil der Insel. Der Krieg der „Black and Tans" zog sich über zwei Jahre hin, mit allen Greueln irregulärer Kampfhandlungen. Der Ruf der britischen Weltmacht litt stark darunter, daß es ihr nicht gelang, die Iren zu Boden zu zwingen. Darum hielt es Lloyd George schließlich für das klügste, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der am 11. Juli 1921 abgeschlossen wurde. Bei den Verhandlungen, die er dann mit De Valera führte, blieb der irische Führer fest. Er beharrte auf der Forderung nach einer irischen Republik, die von England völlig unabhängig sein müsse.

Was den Briten mit Waffengewalt nicht geglückt war, erreichten sie indessen bald auf demselben Wege, der ihnen gegen Deutschland zum Erfolge verhalf: durch Aussaat der Uneinigkeit im gegnerischen Lager. Die Häupter der irischen Gesandtschaft, die nach London eingeladen wurden, Griffith und Collins, waren am Verhandlungstisch den Engländern weniger gewachsen als de Valera. Durch Gastereien, Schmeicheleien und Drohungen wurden sie bewogen, einen Vertrag zu unterzeichnen, der Irland zwar einige Freiheiten gewährte, es aber zu einer Erfüllungspolitik verurteilte, die das irische Volk ebenso schwer belastete, wie die von Versailles das deutsche.

Mit einer sehr geringen Mehrheit hieß das „Dail Eireann" diesen Vertrag gut, und Michael Collins, der von England besonders auf den Schild gehobene Unterzeichner, griff plötzlich seine Gegner, die bewaffnet geblieben waren, mit überlegenen Streitkräften an. In einem blutigen Bürgerkriege rang er de Valera und die Seinen mit britischer Hilfe nieder, überlebte aber seinen Erfolg ebensowenig wie sein Schicksalsgefährte Griffith. Nun wurde Cosgrave der Präsident des irischen Freistaats von Englands Gnaden, ein nüchterner Rechner von kleinbürgerlichen Anschauungen, der aus wirtschaftlichen Gründen die Unterordnung unter die britische Politik und die Erfüllung des Ver-

trages für das richtige hielt. Seiner Partei, Cumann na n' Gaedheal, erscheinen die Errungenschaften eines irischen Freistaates, Saorstát Eireann, schon beträchtlich: Irland kann sein eigenes Schulwesen mit Begünstigung der gälischen Sprache einrichten; es hat ein eigenes Heer (das freilich, letzten Endes, dem britischen Könige untersteht); es wählt nicht mehr für London, sondern für Dublin seine Volksvertretung; es hat eigene Gesandten in Washington, Paris, Berlin und Rom (beim Vatikan); es genießt die Rechte eines Dominions etwa wie Kanada oder Südafrika. Ein gewisser Grad wirtschaftlicher Unabhängigkeit von der britischen Betriebskohle sollte durch das große Shannon-Werk erreicht werden, das von der deutschen Firma Siemens gebaut wurde.

Das Ringen nach völliger nationaler Unabhängigkeit hörte gleichwohl nicht auf. De Valera und seine Partei erholten sich rasch wieder. Der Erfüllungspolitik von Cosgrave und Cumann na n'Gaedheal stellten sie vor allem die folgenden Forderungen gegenüber:

1. Aufhören müssen die Zins- und Tilgungszahlungen, mit denen die irischen Farmer den gesamten Grund und Boden zurückkaufen sollen, der ihnen einstmals von den Engländern gewaltsam entrissen wurde, sowie alle sonstigen Zahlungen an England.

2. Die sechs nur zum Teil protestantischen Grafschaften von Ulster, die in Nordostirland einen Sonderstaat bilden, müssen mit dem übrigen Irland wieder vereinigt werden.

3. Diese gesamtirische Republik muß von England völlig unabhängig sein; der Eid auf den britischen König, den die Abgeordneten des Dail dem Vertrag zufolge noch leisten, muß wegfallen, ebenso der kostspielige Posten eines britischen Vizekönigs in Dublin.

De Valeras Partei, die diese Forderungen erhob, nannte sich nicht mehr Sinn Fein; als Fianna Fail, als „Schar des Schicksals" suchte sie ihr Ziel auf parlamentarischem Wege zu erreichen. Und trotz andauernder fühlbarer Unterdrückung brachten ihr im Frühjahr 1932 die Wahlen eine klare Mehrheit, wenn

auch zunächst nur eine relative: 72 Sitze. Mit den Vertretern der Arbeiterpartei, die ausgesprochen irisch national ist, verfügte sie aber über 78 Sitze, d. h. über mehr als die Hälfte des Dail Eireann.

Auf diese Weise ans Ruder gekommen, machte de Valera mit den Forderungen von Fianna Fail Ernst, soweit sie im Wahlprogramm ausgesprochen waren: er behielt die Jahreszahlungen der Farmer in Irland zurück, die Cosgrave vertragsgemäß nach London abgeführt hatte. Als Antwort belegten die Briten die irische Einfuhr mit hohen Zöllen — ein harter Schlag für Irland, dessen Viehzucht im Volkshaushalt einen breiten Raum einnimmt und bisher von der Ausfuhr nach England lebte; infolgedessen ist diese Ausfuhr in den anderthalb Jahren der Fianna-Fail-Regierung stark zurückgegangen; de Valera suchte seither die irische Landwirtschaft auf mehr Ackerbau umzustellen und außerdem auf den Erzeugnissen der Viehzucht (Leder, Wolle, Molkereiprodukte) eine heimische Industrie aufzubauen, um so eine möglichst große wirtschaftliche Unabhängigkeit von England herzustellen und damit auch die politische besser zu sichern. Hand in Hand damit geht, besonders von außerparlamentarischen, radikal nationalen Gruppen gepredigt, der Boykott britischer Einfuhrwaren, z. B. der Kohlen (hier wäre wohl eine gute Gelegenheit für die deutsche Ausfuhr, der deutschen Kohle einen größeren Absatz in Irland zu verschaffen). Eine Art von gesellschaftlichem Boykott traf den britischen Vizekönig Mac Neill. Verärgert trat er zurück und an seiner Stelle ernannte der britische König auf de Valeras Vorschlag einen erprobten Parteigänger von Fianna Fail, Donald Buckey, der von seinen königlichen Funktionen keinen Gebrauch mehr macht und den größten Teil seines Gehalts alljährlich der irischen Allgemeinheit wieder zur Verfügung stellt.

Um sich zu vergewissern, ob er die Mehrheit der Nation auch hinter sich habe, löste de Valera im Januar 1933 das Dail auf. Die Neuwahlen brachten ihm die absolute Mehrheit. So scheint der Marsch auf die irische Unabhängigkeit, den de Valera leitet,

keineswegs verlangsamt, denn auch die außerparlamentarischen Versuche, ihn zu hemmen, sind bisher gescheitert. Sie gingen von den Freunden Englands aus. 1932 bildete sich die A.C.A. (Army Comrades Association), eine Organisation, die sich am ehesten mit dem Reichsbanner Schwarz-rot-gold vergleichen ließe; denn sie untersteht Führern, die für die Erfüllungspolitik eintreten und den nationalistischen Aufstieg bekämpfen. In diesem Jahr 1933 haben sie sich, unter der neuen Führung des Generals O'Duffy, gemausert und blaue Hemden angezogen. Dadurch ist hier und da im Auslande der Eindruck erweckt worden, als ob sie Verwandte der Nationalsozialisten wären; sie haben ja auch angefangen, den Hitlergruß anzuwenden. In Wirklichkeit aber handelt es sich um Parteigänger Englands, die im Interesse dieser Weltmacht dazu gebraucht werden können, das irische Volk wieder zu veruneinigen und unter britische Botmäßigkeit zurückzudrängen.

Eine unmittelbare Verbindung zwischen den Freiheitsbewegungen in Irland und Deutschland besteht ja nicht mehr. Es gibt sogar deutsche Politiker, die der Meinung sind, daß Irlands völlige Befreiung, als eine Schwächung Großbritanniens, den deutschen Interessen von heute zuwiderlaufe, weil man England als Gegengewicht gegen Frankreich einsetzen könne. Diese Optimisten fußen auf einer Voraussetzung, die in der nächsten Zeit noch unerfüllbar ist, daß nämlich britische Staatsmänner von heute über die Enge ihrer Vorurteile hinaus Deutschland und Frankreich so in Rechnung stellten, wie es dem wirklichen Kräfteverhältnis dieser beiden Nationen entspräche. Einstweilen tun wir besser daran, den Iren, bei denen wirklich Verständnis und teilweise Sympathie für das deutsche Volk lebendig ist, mehr Vertrauen entgegenzubringen als derjenigen Macht, die von jeher die Nationen des Kontinentes gegeneinander ausgespielt hat.

III.

Die vlämischen Bestrebungen nach völkischer Selbstständigkeit laufen den deutschen schon länger parallel als die irischen. Der

innige Zusammenhang, der noch 1848 zwischen Vlamen und Deutschen bestand, ist freilich längst geschwunden. Seitdem die Dichter der Vlamen, Emmanuel Hiel an der Spitze, den deutschen Siegen von 1870 zujauchzten, hat sich zwischen Rhein und Schelde so viel ereignet, daß kein Vlame von irgend welchem Ansehen sich heute noch „deutsch" nennt.

Es ist nicht leicht zu wägen, wen die größere Schuld hieran trifft. Verständnis ist besser als Vorwürfe, und zu verstehen ist es, wie die Vlamen uns entfremdet wurden. 1830 hatten französische Agenten die sogenannte belgische Revolution veranlaßt. Der bedeutendste Politiker unter ihnen, Rogier, von Geburt kein Wallone, sondern ein Franzose, war die Seele des neuen belgischen Staates, der als ein kultureller Vasallenstaat Frankreichs eingerichtet wurde. Die politische Einverleibung muß dadurch vorbereitet werden, daß die Bevölkerung zunächst kulturell vom Franzosentum aufgesogen wird, die wallonische Minderheit sowohl wie die niederdeutschen Stämme, die man unter dem Namen der Vlamen zusammenfaßt — nach diesem Grundsatz ist der belgische Staat aufgebaut. Die führende Sprache in Schule und Gericht, in Verwaltung und Heereswesen ist die französische.

Die großen Volksmassen der Vlamen spürten nur dumpf, um was es ging. Sie begehrten erst auf, als ein Justizirrtum grelles Licht darauf warf, wie weit die Entrechtung des germanischen Volksteils der belgischen Staatsangehörigen fortgeschritten war: 1867 wurden zwei Vlamen, Coucke und Goethals, hingerichtet, weil sie eines Mordes verdächtigt waren; Richter, Verteidiger, Staatsanwalt und Gendarmen verstanden nur französisch und die beiden Angeklagten nur vlämisch. Das erste, was sie von der ganzen Verhandlung begriffen, war die Gebärde des Gendarmen, der sie hinausführte: Kopf ab. Erst einige Jahre später gestand der wirkliche Mörder auf dem Sterbebette die Tat.

Dieser Justizmord brachte die schweren vlämischen Volksmassen in Wallung. Es schien, als ob der vlämische Nationalismus in

Marsch käme. Aber er wurde von den belgischen Parlamentsparteien aufgefangen. Katholiken und Liberale (und auch die später aufkommenden Sozialisten) machten die vlämische Forderung nach Gleichberechtigung der niederländischen Sprache zu der ihrigen — auf dem Papier. Für die vlämische Hälfte Belgiens setzten alle drei Parteien vlämische Unterrichtssprache, vlämische Rechtsprechung und vlämische Verwaltungssprache auf ihr Programm, und die Listen der Kandidaten zeichneten sich von nun an durch Namen von vlämischem Klang aus (und es waren auch Männer von vlämischer Gesinnung darunter). Diese wurden aber wohlweislich nicht an die ersten, sondern an die letzten Stellen der Liste gesetzt, so daß ihre Wahl unsicherer war als die der wallonischen und verwelschten Kandidaten, die zu oberst auf der Liste prangten. Nach und nach wurden auch Gesetze angenommen, die grundsätzlich die Geltung der niederländischen Sprache in Gericht, Schule und Verwaltung bestimmten. Aber es blieben Fassadengesetze; in der Praxis spielte das Französische nach wie vor die erste Rolle. Gab es doch keine Universität, die den emporstrebenden Vlamen Studium und Laufbahn über das Niederländische ermöglichte. Selbst Gent, mitten im vlämischen Lande gelegen, bot in der medizinischen, der juristischen, den naturwissenschaftlichen und technischen Fakultäten die Gesamtausbildung nur in französischer Sprache. Woher sollte da ein Vlame die Fachausdrücke in diesen Wissenschaften auf Niederländisch wissen?

Die Fühlung mit den Reichsdeutschen war längst verloren gegangen; auch die zu den Niederdeutschen jenseits der belgisch-deutschen Staatsgrenze hatte sich gelockert. Im Deutschland Bismarcks war seit der Gründerzeit ein anderer Geist eingezogen. Das Bewußtsein des Staatsbürgers war gewachsen, das des Volksdeutschen schwand.

Einigen unserer Zeitgenossen ist noch der Vorstoß in Erinnerung, den der Vlame Pol de Mont im Jahr 1896 unternahm. Dieser vlämische Freund Klaus Groths — damals 40 Jahr alt — wiederholte in Berlin den Hilferuf, den Marnix van Sint Aldegonde

auf dem Wormser Reichstag an die Deutschen gerichtet hatte: Germania, tua res agitur! Diesmal hörte Deutschland — allerdings nicht das offizielle, wilhelminische, das taub blieb — besser als zur Zeit Oraniens.

In gemeinsamer Arbeit der blutsverwandten Stämme gedieh die Zeitschrift „Germania", an der ein gutes Dutzend Vlamen und ein gutes Dutzend Deutsche mitarbeiteten. Von den Deutschen sind heute noch zwei, Reismann-Grone und Gerstenhauer, am Leben und der alten Linie treu geblieben. Nur wenige Jahre bestand die „Germania", und als 1914 der Weltkrieg ausbrach, war von ihrer Saat so gut wie nichts in der breiten Volksmenge aufgegangen, in der vlämischen ebensowenig wie in der reichsdeutschen. Innerhalb der belgischen Staatsgrenzen waren die Menschen, einerlei ob Vlamen oder Wallonen, gleich erbittert über den deutschen Durchmarsch und über die Äußerung des deutschen Reichskanzlers Bethmann-Hollweg, die den Neutralitätsvertrag für einen „Fetzen Papier" erklärte. Und bei den Deutschen war nur die Rede von „Belgiern". Erst allmählich dämmerte ihnen die überraschende Erkenntnis, daß es zwei verschiedene Arten belgischer Staatsbürger gab.

Jetzt erwies es sich aber, daß die Männer der „Germania" keine vergebliche Arbeit geleistet hatten. Denn wenn sich jetzt vlämische Führer an den deutschen Generalstatthalter wandten und ihn auf die Entrechtung des vlämischen Volkes aufmerksam machten, wenn er andererseits durch einen Erlaß von Bethmann-Hollweg auf die Notwendigkeit einer Pflege der niederländischen Sprache hingewiesen wurde und in eben diesen Führern gute Berater und Helfer fand, so standen gerade diejenigen Vlamen hier in vorderster Reihe, die an der „Germania" mitgearbeitet und germanische Zusammenhänge mit den Deutschen gepflegt hatten. Mit staatsmännischem Blick erkannte Generaloberst von Bissing, daß vor allem die Forderung nach einer „Vlaamschen Hoogeschool" erfüllt werden müsse und ohne Verstoß gegen die völkerrechtlichen Abmachungen auch erfüllt werden könne. So verwandelte die

deutsche Verwaltung die bisher französische Universität Gent 1917 in eine vlämisch-niederländische. Dozenten wurden aus Holland und Vlaanderen berufen, und rasch stieg die Zahl der Studenten auf vierhundert — eine ansehnliche Ziffer, wenn man bedenkt, daß die „Haute école allemande" von den belgischen Behörden in Acht und Bann getan war und daß diese jungen Vlamen durch dies Bekenntnis zum Germantum sich Laufbahn und Zukunft verwirken konnten, wenn die alten belgischen Machthaber zurückkehren sollten.

So kam es denn auch. Zwar ließen die Frontsoldaten die „Hoogeschool" unbehelligt, aber die Etappenschweine wüteten umso ärger. Am schlimmsten aber betätigten sich gewisse belgische Behörden, die nach dem Sieg der Entente gegen alle diejenigen Vlamen aufs schärfste vorgingen, die als „Aktivisten" mit den Deutschen zusammengearbeitet hatten, um ihrem Volke zu seinem Recht zu verhelfen. Den Aktivisten wurde der Prozeß gemacht, ohne Unterschied, ob sie ein freies Vlaanderen angestrebt hatten oder nur im Rahmen des belgischen Staates für eine klare Gleichberechtigung ihrer Muttersprache eingetreten waren und an hohen oder niedrigen Schulen unterrichtet hatten. Todesstrafen (die der belgische König freilich seit dem Justizmord an Coucke und Goethals stets in lebenslängliche Kerkerhaft zu „mildern" pflegt) und viele Jahre Zuchthaus trafen fast alle Aktivisten, die nicht rechtzeitig nach Holland oder Deutschland entwichen waren. So wurde Wies Moens, der in der Genter Studentenschaft eine führende Rolle gespielt hatte, mit Sträflingen zusammengekettet, von einem Gefängnis ins andere geführt. Am meisten Entrüstung aber erregte die Behandlung von August Borms, der zum Tode verurteilt im Löwener Zuchthaus schmachtete. Aber gerade die Unnachsichtigkeit des Feindes, die Märtyrer schuf, förderte die vlämische Sache.

Schon während des Krieges hatte die belgische-französische Unbarmherzigkeit und Hoffahrt eine große Anzahl von Vlamen zur Besinnung gebracht, die im belgischen Heere dienten. Wer nicht

französisch sprach, wurde nicht befördert. Dabei machten die Vlamen 80 % des belgischen Heeres aus. Dennoch wurden sie als „Boches" behandelt und der Unzuverlässigkeit verdächtigt. Wenn sie krank wurden, waren sie Ärzten welscher Zunge ausgeliefert, die ihre Klagen nicht verstanden; auch die Befehle der Vorgesetzten wurden oft mißverstanden und strenge Bestrafung für solche Mißverständnisse war die Folge. Die Unzufriedenheit der Vlamen konnte nicht ausbleiben, um so weniger, da ihnen die zynischen Äußerungen hochstehender Belgier bekannt wurden wie die des französisch-jüdischen Generals Bernheim: „Man werde die ziffernmäßige Überlegenheit der Vlamen über die Wallonen dadurch verringern, daß man die Vlamen ins Feuer schickt." Das taten diese belgischen Generäle denn auch: im Houthulster Wald wurden die Vlamen kompagnieweise ins deutsche Artilleriefeuer gesandt und vernichtet. Kein Wunder, daß die Erbitterung aufs höchste stieg, daß sich eine Verschwörung unter den vlämischen Soldaten bildete und daß sie im Frühling 1918 ernstlich erwogen, regimenterweise zu den Deutschen überzulaufen.

Diese ehemaligen Frontsoldaten waren nach dem Kriege zunächst die Träger vlämischer Politik; während die Aktivisten in den Gefängnissen oder in der Verbannung schmachteten. Als „Vlaamsche Front" bildeten sie eine Partei, die den altbelgischen Parteien gegenüberstand, weil sie die vlämischen Belange über die katholischen, liberalen und sozialistischen stellte. Sie konnte mit ihren Abgeordneten, deren Anzahl nie über ein Dutzend stieg, ziffernmäßig keine große Macht bilden. Aber mittelbar wirkte die „Vlaamsche Front" doch stark. Die übrigen Parteien waren genötigt, ihren vlämischen Wählern allerlei Zugeständnisse zu machen, um sie nicht an die „Front" zu verlieren; so stark war das völkische Bewußtsein der Vlamen gestiegen. Besonders innerhalb der katholischen Partei, in der die vlämischen Abgeordneten das Übergewicht haben, wurde manches für das vlämische Volkstum getan zugunsten des Davidsfonds, einer vlämischen Buchgemeinschaft, die sich nach dem Kriege vervierfacht

hat, und der Algemeene Bankvereeniging, zwei Einrichtungen von großer wirtschaftlicher Bedeutung, die der niederländischen Sprache zu größerer Geltung verhalfen, sogar an der Brüsseler Börse.

Daß der vlämische Nationalismus stark im Vormarsch war, wurde im Dezember 1928 blitzartig erhellt. Da wählte die Stadt Antwerpen den Aktivisten August Borms in die Kammer, obwohl er im Kerker saß und das belgische Gericht ihm die bürgerlichen Ehrenrechte abgesprochen hatte. Die belgisch-französischen Machthaber verkannten dies Symptom nicht; sie setzten Borms auf freien Fuß und machten den Vlamen ein Zugeständnis nach dem anderen. 1930, zur Jahrhundertfeier des belgischen Staates, wurde die Genter Universität wieder vlämisch, und im belgischen Heer wurde den Rekruten anheim gegeben, in den Ausbildungseinheiten, wenn sie wollten, Anspruch auf die vlämische Kommandosprache zu erheben.

Im Grunde genommen aber blieb die belgische Regierungspolitik die gleiche wie immer. Wie Belgien den Militärvertrag mit Frankreich nicht kündigte, sondern diese Stellung gegen Deutschland beibehielt, so änderte sich auch die germanenfeindliche Innenpolitik nicht um ein Haar. Es waren wieder nur „Fassadengesetze". Was half die Anerkennung niederländischer Sprache für die Genter Universität, wenn die Professoren das Niederländische teilweise nur ganz mangelhaft beherrschten? Und was half das Zugeständnis vlämischer Heeressprache den vlämischen Soldaten, wenn es nur wenige belgische Offiziere gibt, die einwandfrei niederländisch sprechen?

So stellt sich, bei Licht besehen, der Erfolg der „Vlaamschen Front" und ihrer Verbündeten als ein recht mageres Ergebnis dar. Diese Einsicht kam einem Teil ihrer Führer und hatte eine Spaltung zur Folge. Im Frühjahr 1930 schied der Westvlame Joris van Severen aus der Reihe der demokratischen Vorkämpfer des Vlamentums und wurde das Haupt des „Dietschen d. h. (Großniederländischen) Nationalsolidarismus" (Dinaso).

Diese Bewegung, an der auch Wies Moens, der Studentenführer der ersten „Vlaamsche Hoogeschool" mitwirkt, hat seither langsame Fortschritte gemacht. Ist auch Joris van Severen mehr bei den französischen Nationalisten als bei den deutschen in die Lehre gegangen, so ist doch die Verwandtschaft mit dem Hitlerschen Nationalsozialismus unverkennbar. Das niederländische Volkstum der Vlamen wird höher gestellt als der belgische Staat. Anstelle des Parlaments gilt das Führerprinzip. Anstatt im belgischen Heer den Gehorsam auf jeden Befehl zu verweigern, soll der vlämische Rekrut bei der Ausbildung gehorchen und sich alle Kenntnisse und Handgriffe zu eigen machen, die ihm später nützen können. Das sind einige von den Unterschieden zwischen den Nationalsolidaristen und den „Demofederalisten", die von 1918 bis 1930 in der vlämischen Politik aufstiegen. Während Joris van Severen auf ein Zerschlagen des belgischen Staates und den Anschluß an Holland hinauswill, haben nämlich die Politiker der „Vlaamschen Front" ein „Federalstatuut" aufgestellt, das den belgischen Staat bestehen läßt als einen Staatenbund, der sich aus einer vlämischen und einer wallonischen Hälfte zusammensetzt, kein Heer mehr unterhält, sondern nur eine „Rijkswacht", und durch die Personalunion des Königtums und einiger anderer gemeinsamer Spitzen zusammengehalten wird. Diese Demofederalisten sind aber bei den letzten Wahlen nicht mehr in alter Stärke in die Kammer zurückgekehrt und ihr Führer Herman Vos ist nicht wiedergewählt worden.

Die germanischen Hoffnungen neigen sich daher immer mehr den Nationalsolidaristen zu. Besteht doch außerdem noch der Gegensatz zwischen Vos und van Severen, daß der erstgenannte sich der Verwandtschaft mit den Deutschen ein wenig zu schämen scheint (Dummheiten deutscher Politiker sind zwar ein mildernder Umstand für seine Beurteilung), während Joris van Severen freimütig die Notwendigkeit des deutsch-vlämischen Zusammengehens betont und zumal im verflossenen Jahr der allgemeinen Deutschenhetze mutig entgegengetreten ist, wo er nur konnte.

Zugegeben werden muß, daß der Dietsche Nationalsolidarismus vielen Vlamen noch neu und ungewohnt erscheint und daß die Massen ihm einstweilen nicht zustreben — auch, daß man in Holland nur geringe Meinung für den vlämischen Anschluß hat. Doch wird man dem gegenüber stellen dürfen, daß sich aus den Reihen der Kommenden, insbesondere der akademischen Jugend, immer mehr zu ihm bekennen und daß der Besten einer unter den Führern der bisherigen „Vlaamsche Front", Staf de Clercq, neuerdings Grundsätze verkündet hat, die von denen Joris van Severens kaum noch abweichen.

Die chinesische Freiheitsbewegung und der Erste Erdkrieg

Von Friedrich Hielscher

1.

Friedrich Nietzsche spricht im „Willen zur Macht" von einem Zeitalter der großen Erdkriege, das er heraufkommen sieht. Der erste liegt hinter uns, und wir können heute, fünfzehn Jahre nach seinem Ende, bereits einiges von seinen Auswirkungen übersehen. Niemand wird behaupten, daß wir im Frieden leben. Wir leben im Nachkriege, der von den Völkern zugleich als Vorkrieg des Zweiten Erdkrieges empfunden wird. So tut es not, sich über die Kraftfelder der weltgeschichtlich wichtigen Mächte zu unterrichten und entsprechend zu handeln. Die Kenntnis dieser Kraftfelder ist unerläßlich für jede zukünftige Staatskunst von Rang. Es darf an das Wort Moltkes erinnert werden: „Vom Wissen zum Können ist noch ein großer Schritt; aber immerhin ist es ein Schritt vom Wissen und nicht vom Nichtwissen."

Was wissen wir vom Ersten Erdkriege und seinen Auswirkungen, wenn man von den einzelnen Daten der Tatsachen absieht? Wer hat den Krieg gewonnen? Wem hat er bereits heute das Rückgrat gebrochen?

Erster Satz: der wilhelminische Staat hat den Krieg verloren, aber Deutschland hat ihn gewonnen.

Zweiter Satz: Deutschland hat den Krieg nicht nur dadurch gewonnen, daß es neue innere Kraftquellen erschlossen hat, sondern

auch durch die Erschütterung der ganzen Erde, durch die alle Voraussetzungen aller Völker ins Wanken geraten sind.

Dritter Satz: durch die von Deutschland ausgehende Erschütterung ist es zum entscheidenden Lande auch des vor uns stehenden Zweiten Erdkrieges geworden.

Nutzanwendung für China: der chinesische Nationalismus der Gegenwart ist in seiner Entstehung ohne Deutschland nicht zu denken, beruht in seiner Entfaltung auf unserem Ersten Erdkriege und ist in seinem Siege von einem Bündnis Chinas mit Deutschland abhängig.

2.

Die Niederlage des wilhelminischen Staates zeigt sich nicht nur in der Flucht und Abdankung des Monarchen, der Bismarck entlassen hat. Sie zeigt sich auch im Zusammenbruch der Voraussetzungen, von denen die wilhelminische Staatskunst ausgegangen ist. Sie hat angenommen, daß es eine europäisch-abendländische Kultur gäbe, durch die die abendländischen Staaten in allen Kernfragen einheitlich bestimmt würden; sie hat weiter angenommen, daß die hochkapitalistische Weltwirtschaft die maßgebliche Grundlage Deutschlands sein müsse; und sie hat drittens angenommen, daß Größe ersetzbar sei, und zwar im Kommandowege.

Die angebliche europäische Kultur hat die Westmächte nicht gehindert, Asien gegen Deutschland zu mobilisieren. Die hochkapitalistische Wirtschaft befindet sich seit Versailles in einer nicht mehr abreißenden Krisenfolge; und das Ziel einer Nationalwirtschaft ist heute Allgemeingut des deutschen Volkes geworden. Der dritte Fehler Wilhelms II. ist der schlimmste gewesen: man hat Bismarck nicht dadurch ersetzen können, daß man irgend einen beliebigen Nachfolger kommandiert und künstlich in die Höhe gelobt hat.

So ist trotz den Siegen des deutschen Volkes von 1914 bis 1918 der wilhelminische Staat besiegt worden und aus einem Konkurrenten des Westens zu einer westlichen Kolonie herabgesunken. Aber in jenen Siegen hat dennoch das deutsche Volk den Kampf

gewonnen. Durch sie ist der Westen, der in Versailles obgesiegt zu haben meint, in seinen Grundfesten erschüttert worden. Die gegen Deutschland eingesetzten Völker Asiens haben aus den deutschen Erfolgen gelernt, daß der Westen, der sie unterdrückt, nicht unbesiegbar ist. Die Völker Asiens haben zweitens durch den Verbrauch der westlichen Kräfte im Kampf gegen Deutschland Gelegenheit und Stärke gewonnen, um eine eigene Freiheitsbewegung vorwärts zu treiben. Der Sieg des deutschen Volkes zeigt sich drittens dadurch an, daß wir infolge des Riesenkampfes gezwungen worden sind, bis zu den letzten Quellen unseres Seins hinabzusteigen. So sind wir dank dem Kriege in eine Verwandlung hineingewachsen, deren Fülle und Ausmaß noch nicht abzusehen ist.

3.

In der Einsicht, daß Deutschland das entscheidende Land des Zweiten Erdkrieges ist, sind sich zwei so entgegengesetzte Köpfe wie Trotzki und Ludendorff einig. Auch derjenige, der keinem von ihnen zustimmt, wird dennoch ihr Urteil über die mutmaßliche Entwicklung des Zweiten Erdkrieges ernstlich beachten. Denn zweifellos ist Ludendorff ein ebenso großer Stratege des Außenkrieges, wie Trotzki ein Stratege des Innenkrieges ist. Wir würden ohne die Feldherrnkunst Ludendorffs nicht vier Jahre haben kämpfen können; und ohne Trotzkis Leistungen im Bürgerkriege würde das Werk Lenins spätestens im Jahre 1920 zusammengebrochen sein. Ludendorffs Buch „Weltkrieg droht auf deutschem Boden“ und Trotzkis Arbeit „Deutschland, der Schlüssel zur internationalen Lage“ entwickeln beide ein und dieselbe Voraussetzung, von der bei jeder Betrachtung der künftigen Geschichte und bei jeder künftigen Staatskunst auszugehen sei, daß nämlich die Entscheidung über den Zweiten Erdkrieg und seinen Ausgang im deutschen Raume und beim deutschen Menschen liege.

Wie recht Ludendorff und Trotzki mit diesem Urteil haben, ergibt sich sowohl aus äußeren als auch aus inneren Gründen.

Was die äußere Lage anlangt, so stoßen hier in unserem Raume die Auswirkungen des Bolschewismus und des Hochkapitalismus aufeinander; in bereits heute erkennbarer Weise wird hier die Frage National- oder Kolonialwirtschaft zuerst aufgerollt; die Erwartungen Asiens und die Erwartungen der westlichen Zivilisation begegnen einander bei uns; nirgends stehen sich Katholizismus und Protestantismus, nirgends auch Hellas und Christentum so gegenüber wie hier. Es leuchtet ein, daß dort, wo alle Kräfte sich überschneiden, die Entscheidung fallen muß.

Daß sie sich heute schon bei uns überschneiden, ist kein zwangsläufiges Ergebnis der Lage allein, wie auch kein einzelner Mensch sein Schicksal den „Umständen" verdankt. Es liegt am Menschen, welche von den tausend sich ihm anbietenden Möglichkeiten er auswählt; es liegt am Menschen, ob er Ja sagt oder ausweicht; es liegt an ihm, ob er Gegensätze in sich vereinigt oder sich vor ihnen verschließt. So liegt es an Deutschland, ob es sein Wesen der Vielfalt des Geschehens öffnet oder verschließt, es liegt an Deutschland, ob es die fremden Seelentümer in seinem Innern bewegt oder nicht; es liegt an unserem Wesen, wenn wir das Land der Mitte sind. Wir haben immer unseren Rang und unsere Größe darin gefunden, daß wir uns an die Fremde verloren und ihr Herberge gaben in unserem Herzen.

Durch diese unsere inwendige Beschaffenheit haben wir die fremden Kräfte angezogen und mit unserer eigenen Kraft genährt. Wie wir es kulturell mit Rom oder dem Christentum gemacht haben, so haben wir uns politisch mit dem Westen und dem Osten auseinandergesetzt: nicht durch ein von vornherein ablehnendes oder zustimmendes Nein oder Ja, sondern durch Aufnahme der Gegensätze in unser Inneres hinein, wo sie nunmehr auf gemeinsamem Grunde sich haben begegnen können. Der „dialektische Prozeß" der Weltgeschichte — in dem Sinne, wie Hegel diesen Begriff gemeint hat — setzt einen Ort und gemeinsamen Grund voraus, dank dem die Gegensätze einander bedingen, vorwärtstreiben und aufheben können. So sucht jeder Satz seinen Gegen-

satz; und indem er ihn sucht, sucht er den Ort, an dem er ihm wahrhaft begegnen kann: er verlangt nach der Mitte, wo die Kräfte einander in der „Synthesis" aufheben. In der Tat können sie nur dort, wo die Mitte ist, im doppelten Sinne des Wortes aufgehoben und aufgehoben sein, aufgehoben nämlich erstens dergestalt, daß ihre Eigengeltung aufgehört hat, aufgehoben aber zweitens auch dadurch, daß ihr zeitloser Bestand mit der Mitte und den übrigen Beständen vereint ist.

Man mag nun für diese innere Begründung oder für die vorangegangene äußere ein willigeres Ohr haben; jedenfalls muß in Zukunft jedes Ereignis der Erdgeschichte von Deutschland her und auf Deutschland hin gesehen werden.

4.

Läßt sich China, vor allem das heutige China, von dieser Voraussetzung aus richtig auffassen? Richtig werten? Gelangen wir so zu einer richtigen Beziehung zwischen Deutschland und China, zu einer handfesten, greifbaren Aufgabe, sowohl für die Chinesen als auch für uns?

Wer das neue China kennen will, muß Sunyatsen kennen, so, wie niemand das 19. Jahrhundert des deutschen Geistes kennen kann, der Bismarck und Nietzsche nicht kennt.

Sunyatsen hat nach jahrhundertelangem Niedergang China zum ersten Male wieder zum Bewußtsein seiner selbst gebracht; seit ihm ist das chinesische Volkstum wieder lebendig und wach, nachdem es drei Jahrhunderte in todesähnlichem Schlaf gelegen hatte.

Auf zwei Gedanken hat Sunyatsen seine Arbeit aufgebaut: auf der Überzeugung, daß der Krieg die Freiheit Asiens vorbereitet habe, und auf der Einsicht, daß die Freiheit Chinas nur durch ein kleines, aber schlagkräftiges Heer erobert werden könne. Damit hat Sunyatsen die Grundlage der chinesischen Kultur insofern abgeändert, als Laotse und Kungfutse übereinstimmend den minderen Rang des Kriegertums gelehrt haben; Sunyatsen jedoch er-

hebt es, indem er ihm die entscheidende Aufgabe zuweist, auf eine führende Rangstufe.

Der Gedanke eines Heeres, mit dem China seine Freiheit — entgegen den Kampfesweisen seiner vieltausendjährigen Vergangenheit — gewinnen solle, stammt von Bismarck. Die Erschütterung der Völker, durch die Asiens Freiheit vorbereitet worden ist, stammt ebenfalls von Deutschland. So kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Veränderung der chinesischen Grundlage — durch die Erhöhung des Kriegertums — sie unseren Voraussetzungen annähert, denen das Kriegertum immer, als zugleich priesterliches Amt, die höchste Entfaltung des eigenen Seins bedeutet hat.

5.

Wie hat Bismarck Sunyatsen zu der Heeresbildung anregen können, die der große chinesische Führer hernach im Jahre 1924 durch die Gründung der chinesischen Kriegsakademie zu verwirklichen begonnen hat?

Bismarck hat mit Lihungtschang über die Frage der chinesischen Erneuerung und Befreiung gesprochen. Lihungtschang hatte den Alten in Friedrichsruh aufgesucht, weil man in China der Überzeugung war, daß ein Kanzler, der gegen die Westmächte die Einigung und Befreiung Deutschlands erzwungen habe, auch den Chinesen müsse gut raten können, da sie ja ihre Einigung und Befreiung gegen denselben Gegner durchzusetzen haben würden. Angeblich hat Lihungtschang in Bismarcks Fremdenbuch eingetragen: „Der Bismarck des Ostens besucht den Lihungtschang des Westens.“ Aber eine solche Eintragung würde der chinesischen Bescheidenheit widersprochen haben. Trotzdem gibt der erfundene Spruch recht gut den Sinn des chinesischen Besuches bei Bismarck wieder. Die wirkliche Eintragung in das Friedrichsruher Fremdenbuch hat wie folgt gelautet: „Mehr als 30 Jahre hindurch, wenn ich den ruhmbedeckten Namen des Fürsten nennen hörte, war er mir nur ein hohler Klang, ein leerer Ton wie das Echo;

jetzt aber, wo ich den Träger selbst geschaut, ist er wie ein leuchtender Glanz, wie ein strahlendes Juwel, und ich wage nicht, meine Augen zu ihm zu wenden." Diese Eintragung, die man in chinesischen Schriftzeichen noch heute im Gästebuch Bismarcks einsehen kann, entspricht besser der chinesischen Höflichkeit und Bescheidenheit als die vorher angeführte Erfindung.

Der entlassene Kanzler, den man in Deutschland nicht mehr zu benötigen glaubte, ist zum Ratgeber eines Staatsmannes geworden, der wie kaum ein anderer Chinese seiner Zeit Weltweite und Heimatliebe, kungfutsianische Sittlichkeit und diplomatische Witterung vereint hat.

Lihungtschang hat Bismarck unmittelbar gefragt, welches Mittel es gebe, um China wieder zum Gedeihen zu verhelfen. Bismarck entschuldigt sich: China hätte ihm leider sein ganzes Leben hindurch zu fern gelegen, als daß er sich anmaßen könnte, darüber zu urteilen. Lihungtschang ist betrübt. Wie soll er in der Kürze eines Besuches die verwickelten chinesischen Verhältnisse darlegen? So forscht er nach allgemein gültigen Gedanken der Staatskunst für einen Fall, wie ihn das bismärckische Deutschland schon hinter sich und China noch vor sich hat. Nach einer längeren Spanne schweigenden Nachdenkens kommt auf englisch Bismarcks Antwort: „Eine Armee bilden und die Staatsgewalt herstellen; ein anderes Mittel gibt es nicht; es braucht nicht eine besonders zahlreiche Armee zu sein; ihre Anzahl braucht 50000 Mann nicht zu übersteigen; aber die Leute müssen jung sein und Mut und Disziplin haben; dann wird es keinen Widerstand mehr geben; nach Bildung einer Armee wird sich der Fortschritt schon zeigen." Lihungtschang ist überrascht, da für ihn als Chinesen die hohe Bedeutung des Kriegertums nicht leicht einzusehen ist, und will mehr wissen. Bismarck führt näher aus: eine solche chinesische Reichsarmee braucht nicht an verschiedenen Orten verstreut zu sein; sie sollte vielmehr an der Zentrale, dem wichtigsten Punkte, bleiben; dann könnte sie zu jeder Zeit und überall, wo militärische Kräfte nötig sind, eingesetzt werden; freilich müßte

man vorher auf die Straßen und die Beförderungsmittel hinreichend bedacht sein. Lihungtschang begreift, daß Bismarck nicht etwa von politischen Methoden, sondern von der Voraussetzung jeder politischen Methode hat sprechen wollen.

Vor der Kölner Handelskammer spricht der große Chinese im Anschluß an seinen Friedrichsruher Besuch die Hoffnung aus, daß mit seiner Reise besonders freundschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und China beginnen würden. Auch Bismarck hat sich mit Worten hoher Anerkennung und Verehrung über Lihungtschang geäußert.

Auf Bismarck, den durch Lihungtschang China nahe gebrachten Bismarck, greift nun Sunyatsen zurück, als er China revolutioniert. Zeit seines Lebens hat er Bismarck als das große Vorbild seiner Staatskunst empfunden.

Ebenso ist die Erschütterung der asiatischen Verhältnisse bis ins einzelne hinein durch Deutschland bedingt. Vor dem Ersten Erdkriege sind die Versuche Sunyatsens, China zu erneuern, mißglückt. Die Gefolgschaft bleibt aus, das Volk bleibt teilnahmlos. Erst 1917 gelingt die Revolution.

6.

1895 putscht Sunyatsen zum ersten Male. Gegen wen und warum? Er putscht gegen die Mandschu-Dynastie, weil sie sich unfähig zeigt, die seit 1842 das Land aussaugenden Westmächte vom chinesischen Boden zu vertreiben. Nach dem Opiumkriege und dem Taiping-Aufstande ist kein ernsthafter Versuch mehr gegen den Westen unternommen worden.

Sunyatsen, 1866 in der Provinz Kwangtung geboren, begegnet als heranwachsender Knabe und Jüngling in seiner südchinesischen Heimat täglich den eindringenden Gewalten des Westens. Er lernt nicht nur Kungfutse und Mengtse, die großen Weisen der chinesischen Vergangenheit kennen, sondern studiert auch auf einer ausländischen Schule in Hongkong die Folgen und Gefahren des Westens, der sich immer mehr im Lande ausbreitet. Sunyatsen

sieht die Wirkung der Zeitungen und Eisenbahnen, der Telegraphen und Maschinen. Was Sunyatsen erfährt, erfährt ganz Südchina. Vor dem Einfall des Westens ist China immer von Norden her bedroht worden; die Mandschuren, die Mongolen, die Yue-tschi, die Kara-Kitai, die Hunnen sind von Norden her gekommen. Die Nordchinesen haben das Land militärisch schützen müssen; Südchina ist ungestört den geistigen Dingen zugewandt geblieben. Nun hat sich das Blatt gewandt; der Süden wird zuerst bedroht und muß nach der Kampfesweise suchen, mit der China befreit werden kann.

Als Sunyatsen an der Spitze seines Bundes „zur Erneuerung Chinas" 1895 Kanton erobern will, wird seine Truppe zusammengeschossen; 14 Führer werden hingerichtet, nur Sunyatsen selber entkommt.

1900 und 1911 putscht er zum zweiten und zum dritten Male vergeblich. 1911 würde beinahe einen Erfolg bedeutet haben können; Sunyatsen zieht am 1. Januar 1912 als erwählter Präsident der Republik in Nanking ein. Aber noch sträubt er sich gegen die Einsicht, daß das neue China auf den Spitzen der Bajonette am sichersten stehen werde, noch will er den Rat Bismarcks nicht annehmen. So dringen die Gegner mühelos wieder vor. Schon 1913 muß Sunyatsen wieder in die Verbannung gehen.

Erst 1917, als die Kräfte des Westens an den Grenzen des deutschen Raumes gebunden sind, als die russische Welt von Grund auf verwandelt wird, ist die Zeit reif. Sunyatsen kehrt aus der Verbannung heim. Er landet wieder in Kanton. Seine Zuversicht entflammt das Volk. Der chinesische Bauer steht auf. Die von den Westmächten bezahlten Generäle sind ohnmächtig gegen den entfesselten Freiheitswillen des Volkes. Sunyatsen hat endgültig gesiegt. 1924 gründet er die Militärschule zu Wampoo in der Nähe von Kanton. Er stirbt inmitten großartiger Arbeiten und Pläne am 12. März 1925. Das Volk verehrt ihn als den großen Erneuerer Chinas.

7.

Infolge der Größe Sunyatsens verwandelt sich der chinesische Geist. Wenn gegenüber einer Vergangenheit von fünftausend Jahren, einer so gleichmäßigen Überlieferung wie der chinesischen gegenüber, ein einziges Menschenalter dazu ausreicht, um die Grundlage der chinesischen Kultur abzuwandeln, so bedeutet dies eine unheimliche Geschwindigkeit der geschichtlichen Entwicklung. Man darf von einem Lande, das noch vor zwanzig Jahren das Heerwesen verachtet hat, heute jedoch über etliche hunderttausend Mann hervorragend tüchtiger Soldaten verfügt, große Leistungen erwarten.

Es ist demgegenüber müßig, die nach Sunyatsens Tode ausgebrochenen Kämpfe der verschiedenen Richtungen in China einzeln zu beschreiben. Wir sehen neben der Nationalregierung in Nanking eine zweite Regierung in Kanton, eine dritte im Norden Chinas, die früher in der Mandschurei geherrscht hat, eine vierte — mit kommunistischem Einschlage — in der Provinz Kiangsi und schließlich fünftens eine quer durch alle bisherigen Richtungen hindurchgehende Freiheitsbewegung des Nachwuchses, die in General Ma, dem heldenmütigen Verteidiger der Mandschurei, ihr charakteristisches Vorbild erblickt und als die eigentliche Gefolgschaft Sunyatsens angesprochen werden darf. Die jungen Kräfte, die ihr angehören, sind heute der Öffentlichkeit noch unbekannt. Sie sitzen überall in den Ministerien und Generalstäben. Sie finden sich unter Arbeitern und Bauern. Sie wissen, was sie wollen. Sie haben die große chinesische Geduld.

Da allein diese Freiheitsbewegung für die Zukunft etwas zu bedeuten hat, ist es unwichtig, die Geschichte und Eigenart der alten Parteiungen zu untersuchen, zumal der japanische Druck gewiß zerstören wird, was allenfalls die letzten Jahre noch überdauert hat.

Dieser japanische Druck zwingt das junge China vorwärts. Da Japan in seiner gegenwärtigen Gestalt — anstatt, wie es der japanischen Überlieferung und dem Raumhunger seines Volkes ent-

spräche, in Richtung auf Australien und Neuseeland vorzustoßen — von seinen Kapitalisten abhängig ist und sich durch sie in einen sinnwidrigen Gegensatz zu China hat hineintreiben lassen, eröffnet sich auf lange Sicht nur eine einzige Bundesgenossenschaft für China: die deutsche.

8.

Zwischen China und Deutschland liegt Rußland. Schon Bismarck hat seinem russischen Bundesgenossen nicht allein gegenübertreten wollen, sondern ihn im Dreikaiserbündnis in die Zange genommen. Da uns der Westen unterdrückt, brauchen wir das Bündnis mit dem Osten, und das heißt wiederum nicht das deutsch-russische Bündnis allein, sondern das deutsch-russisch-chinesische.

Den Forderungen der äußeren Lage entspricht die innere Annäherung der deutschen und der chinesischen Aufgabe. Der Reichtum der chinesischen und der Reichtum der deutschen Kultur werden sich gegenseitig beschenken, wie es vor vielen tausend Jahren bereits einmal der Fall gewesen ist. Es gibt heute keine nur europäischen und keine nur asiatischen Fragen mehr.

Die Frage der Mitte, die heute uns gestellt ist, hat China vor Jahrtausenden bereits zu beantworten versucht. So werden wir für unsere Antwort von China zu lernen haben.

Weg und Aufstieg des Nationalsozialismus

Von Johann von Leers

Das deutsche Volk hat als letzte der großen europäischen Nationen eine gewisse staatliche Einigung erreicht. Als England, Frankreich und Rußland in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schon machtvolle Nationalstaaten waren, mußte das deutsche Volk noch um seine staatliche Zusammenfassung ringen. Bismarcks Schöpfung brachte zwar ein einheitliches Reich, aber der gesamte österreichische Bestand des Deutschtums blieb außerhalb der Reichsgrenzen. Die Kämpfe um die nationale Einigung hatten so restlos die deutsche Jugend und alle denkenden Persönlichkeiten des deutschen Volkes im vorigen Jahrhundert ausgefüllt, daß die soziale Frage daneben zu kurz kam. Weil die gebildete Schicht Deutschlands sich der zu immer größerer Bedeutung steigenden Arbeiterfrage nicht annahm, war es möglich, daß der deutsche Arbeiter, der sich von Staat und Nation gleichmäßig verlassen und ausgeschlossen fühlte, unter die Führung des jüdischen Marxismus geraten konnte. Er war nur ein Gegenstück, nur die Widerspiegelung des gleichfalls rassefeindlichen und rassefremden Kapitalismus, dem das Bürgertum verfallen war. Mit der Jahrhundertwende um 1900 war das deutsche Volk bei aller äußeren Macht ein innerlich zerrissenes Volk. Es maß die Zugehörigkeit zum Deutschtum nicht nach dem Blut, sondern nach den Staatsbürgerpapieren, die Zugehörigkeit zur „Gesellschaft" nicht nach dem Charakter — nur in Heer und Beamtentum hatten sich Reste dieser gesunden Auffassung erhalten —, sondern nach dem Geldbesitz. Es war ein lautes, lärmiges

und innerlich unsicheres Volk — alle seine Besten, Nietzsche, Wagner, Dühring, haben beiseite gestanden. Der Marxismus predigte dem Arbeiter, daß Volk und Nation Begriffe seien, die überwunden werden müßten — und der Kapitalismus predigte dem Bürger, daß „das Geschäft über Leichen ginge". Die Seele des Volkes schien in äußerem Wohlleben und äußerer Konvention zu ersticken — alle Dichter des deutschen Volkes haben mit tiefer Sorge vor seinem seelischen Verflachen gestanden. In der Jugendbewegung brach der erste Protest gegen die grauenvolle Welt des „patriotischen Spießbürgers" durch. Als der Krieg kam, der seit Jahren über dem Lande gehangen hatte, wirkte er wie das langerwartete Gewitter nach schwülen und ungesunden Tagen.

In diesem Krieg, der von Flandern bis Ägypten und vom Eismeer bis zur Adria noch einmal das ganze deutsche Volkstum zum Kampf um seine Behauptung zwang, bis Deutschland niedergebrochen nicht durch die Macht der Feinde von draußen, sondern durch seine eigene innere Zersetzung, durch die Machtstellung des Marxismus innerhalb des Reiches, durch den Jahrzehnte vor dem Krieg dem Volk gepredigten Landesverrat der marxistischen Parteien, durch die jüdische Führung, die an der Spitze der Arbeiterschaft stand, wurde Deutschland zu einem Sklavenstaat. Es verlor mit der äußeren Macht zugleich völlig seine innere Haltung.

Alle alten Parteien lebten in kaum verwandelter Form weiter und führten auf den Trümmern des Staatswesens ihren Gespensterkampf fort. Der Marxismus terrorisierte die Straße, die Ostprovinzen gingen zum großen Teil verloren, das Reich sank zum Rumpfreich herab. Auf der Grundlage der alten Parteien und politischen Gruppierungen war eine Erneuerung nicht denkbar; die nationalen Parteien blieben im Bürgertum stecken, und wo aus der Sozialdemokratie heraus Versuche zu deutschbewußter Politik gemacht wurden, sind sie schnell von der jüdischen Führung abgewürgt worden. Deutschland macht den Eindruck Polens nach seiner ersten Teilung, sein fortschreitender wirtschaftlicher und politischer Verfall schien deutlich zu einer zweiten Teilung hinüber-

zuleiten, noch 1921 ging Oberschlesien verloren, im Januar 1923 rückten die Franzosen an der Ruhr ein und die Litauer rissen wider Recht und Gesetz das Memelland an sich. Die Erneuerung konnte nur auf Grund einer neuen Weltanschauung unter neuer Führung mit einem neuen politischen Wollen kommen.

Den Namen „Nationalsozialismus" hat es schon vor dem Kriege in Deutsch-Österreich gegeben. Dort hatte sich von der rein bürgerlichen Großdeutschen Partei ein Arbeiterflügel abgespalten und sich als Nationalsozialistische Arbeiterpartei gegründet. Es blieb stets eine relativ kleine Bewegung, die erst mit dem Aufkommen der von Adolf Hitler gegründeten Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei in Deutschland wirklich Lebenskraft gewann. Sie hat die Parteigründung Adolf Hitlers praktisch wenig beeinflußt.

Adolf Hitler, Sohn eines einfachen österreichischen Zollbeamten, kommt geistig aus dem Volkstumskampf des Deutschtums in Österreich vor dem Kriege her; sein erstes politisches Erlebnis ist das Ringen des deutschen Volkes im Habsburgerstaat gegen die Preisgabe der deutschen Kultur durch die sich immer mehr slawisierende k. u. k. Regierung. Sehr jung vaterlos geworden, erlebt Adolf Hitler in Wien den Lebenskampf des Arbeiters in seiner schwersten Form als Wirtschaftsnot des ungelernten Arbeiters. Er erlebt hier aber zugleich auch, mit welcher raffinierten Technik der Hetze der Marxismus dem Arbeiter alle Bindungen an Volk und Nation zerschlägt und zerstört, ja wie er bewußt Gott selber, den letzten Inhalt des Daseins, seine tiefste Quelle, leugnet und zerstört. So sehr Adolf Hitler den Kampf des Arbeiters um sozialen Aufstieg bejaht — verständnislos und entsetzt steht er vor dieser geistigen Vergiftung und sucht ihre Hintergründe zu finden. Er sieht sich die Führer an und findet Juden. In dieser Stunde geht ihm die Erkenntnis von der parasitären Natur des Juden, von seiner Zersetzung an fremden Volkskörpern und seiner inneren Unproduktivität auf. „Da wurde ich aus dem schwächlichen Weltbürger zum überzeugten Judengegner." Noch vor dem Kriege geht Adolf Hitler nach München und verdient sich dort sein Brot, ein

Unbekannter unter Millionen. Der Weltkrieg bricht aus, der junge Adolf Hitler, aufs tiefste ergriffen von dem Lebenskampf seines Volkes, geht nicht in die österreichische Armee, wo er für das ihm verhaßte Haus Habsburg hätte kämpfen müssen, sondern tritt ein in das bayerische Regiment „List". Draußen in den Stahlgewittern des Weltkriegs wird der Kämpfer Hitler zur letzten Stärke und Vollendung geformt.

„Meldegänger — hinweg unter der Feuerwand, hindurch durch den Stahlhagel, bei finsterer Nacht über Trichter und Löcher, aus denen gespenstisch die von Granaten wieder ausgegrabenen Toten der letzten Schlacht aus hohlen Augenlöchern sehen — durch zerschmetterte Drahtverhaue, über zerhämmerte Felder hinweg zur Befehlsstelle zurück, und dann wieder vorwärts, kriechend, springend, laufend zur kämpfenden Truppe! Meldegänger — nur Soldaten mit eisernen Nerven, mit zähem Willen taugen zu diesem Posten! Meldegänger — Tausende sind nicht wiedergekehrt —, dieser kam heim mit dem letzten Befehl der toten grauen Armee dort draußen, daß die deutsche Ehre nicht verloren sein soll — und aus dem Meldegänger des Weltkrieges, dem Gefreiten Adolf Hitler, wurde der Mann, der den Befehl der Armee des jungen Deutschland übernahm." (Dr. v. Leers, „Adolf Hitler".)

Er wird verwundet, erhält das Eiserne Kreuz, kommt zurück ins Lazarett und erlebt dort bereits mit Schrecken, wie der Geist der Armee versumpft: „Die Kanzleien waren mit Juden besetzt. Fast jeder Schreiber ein Jude und jeder Jude ein Schreiber." Auf tausend Kanälen fraß das marxistische Gift des Landesverrates sich wieder ins Volk ein, sickerte in die Truppe, zerstörte den Geist der Heimat. Adolf Hitler ging, angeekelt von diesen Zuständen, im März 1917 wieder an die Front. Als im Frühjahr 1918 der widerliche Munitionsarbeiterstreik ausbrach, sah er das Ende erschütternd nahe. Bis zum letzten Tage des Krieges, gegen erdrückende Übermacht, mit Grauen den Giftstrom der landesverräterischen Propaganda in jedem Nachschub immer stärker spürend, hat der Gefreite Adolf Hitler bis zuletzt seine Schuldigkeit getan.

Am 13. Oktober 1918 gerät er in Gasbeschuß mit Gelbkreuz. Todeskrank, die Augen geblendet von dem schrecklichen Gas, kehrt er nach Deutschland zurück und erlebt, kaum genesen, im Lazarett zu Pasewalk die schmutzige Novemberrevolte.

Und nun begann er, der unbekannte Soldat, seine politische Arbeit, die ihn von dem Führer einer kleinen unbekannten politischen Gruppe als Volkskanzler an die Spitze der Nation tragen sollte. Diese drei Erlebnisse sind für die Bildung seiner Partei bestimmend gewesen, das Erlebnis des Volkstums, das Erlebnis des Juden und seiner Weltanschauung des Marxismus und das Erlebnis des Weltkrieges.

Adolf Hitler zieht zuerst die Folgerungen aus den rassischen Erkenntnissen. Für ihn und für den Nationalsozialismus ist die Weltgeschichte nicht eine Geschichte des Menschengeschlechtes als einer allgemein gleichen Einheit, sondern sie ist Rassengeschichte. „Was nicht gute Rasse ist auf dieser Welt, das ist Spreu.“ Er unterscheidet produktive, bewahrende und parasitäre Rassen. Aufbauend auf den Erkenntnissen, wie sie von Franz Bopp über Gobineau, Schemann, Chamberlain, Dühring, Dietrich Eckardt gefunden sind, erkennt Hitler, daß am Anfang als Gründer und Gestalter der europäischen Kultur die hochgewachsene, schlanke, nordische Rasse steht, er sieht in ihr die eigentliche Lichtträgerrasse der europäischen Kulturen, er betont immer wieder, wie Staat auf Staat nicht an verlorenen Kriegen, sondern an verlorener und zerstörter Blutsreinheit zugrunde gegangen sei, er sieht, wie der eigentliche Inhalt des Seelentums dieser Rasse der Idealismus, die Aufopferungsfähigkeit für höhere Ziele ist. Er erkennt den Juden dem gegenüber als parasitär, als eine Gruppe, die seit Jahrtausenden auf anderen Kulturvölkern lebt, sie zersetzt, zerstört und dann weiterzieht. Materialistische Lebensauffassung erkennt er als den angeborenen und anerzogenen Inhalt des Judentums, den Marxismus als die letzte Schöpfung jüdischen Geistes, die völlige Materialisierung des Daseins, die Leugnung von Gott und Seele, Volk und Nation, Blut und Boden — und damit

erkennt er im Juden den dunkeln Gegenspieler des eigenen Volkes. Befreiung von ihm, heimfinden zu den Quellen der Rasse, Gesundung des Blutes und Geistes der eigenen Nation stellt er als Ziel und Aufgabe auf.

Der Volkstumskampf seiner Jugend hat ihn gelehrt, daß Staat und Volk, daß Dynastie und Volk durchaus nicht das gleiche zu sein brauchen. Wie er als junger Mensch das deutsche Volk Österreichs geliebt und den k. u. k. Habsburger Staat gehaßt hat, so umfaßt seine Liebe das gesamte großdeutsche Volkstum dies- und jenseits der Reichsgrenzen, so haßt er die Republik von Weimar als Judenherrschaft.

Als Soldat im Felde hat er die große Gemeinschaft der kämpfenden Nation erlebt, das Verschwinden aller Rangunterschiede im Schützengraben — diesen Geist will er real nach dem Maßstabe wirklicher Gerechtigkeit auch in das Friedensleben übertragen; der deutsche Sozialismus Adolf Hitlers stammt aus dem Schützengraben, wo es wohl Führer und Geführte, aber keine Ausbeuter und Ausgebeuteten gibt.

Über dieser neuen Idee aber entfaltet er die alten Farben in ganz neuer Zusammenstellung neuschöpfend das schwarze Hakenkreuz, das Zeichen des wiederkehrenden Lichtes, das urnordische Heilssymbol, auf weißem Grund in blutigrotem Felde.

An praktischen Zielen und Aufgaben stellt er sich vorweg die Schaffung eines einheitlich nationalsozialistisch geführten Reiches jedenfalls in dem durch das Versailler Diktat verbliebenen Rest Deutschland, von wo einmal die Zusammenfassung des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes möglich sein soll. Dieser Staat muß gebrochen haben mit dem Einfluß der parlamentarischen Parteien, mit ihrer Zerreißung des Volkes, ihrer Beschwindelung der Öffentlichkeit, ihrer völligen Verantwortungslosigkeit vor dem Schicksal der Nation. Er muß überhaupt gebrochen haben mit allen parlamentarischen Formen, mit dem ganzen System der Abstimmung, mit jener schrecklichen Methode der Verantwortungslosigkeit, bei

der jeder sich hinter Mehrheitsbeschlüssen verkriecht, bis zum Schluß überhaupt nichts mehr geschehen kann.

Dieser Staat muß auch Herr der Wirtschaft sein. Seinem Inhalt widerspricht es, wenn Wirtschaftsgruppen offen oder getarnt auf die Entwicklung und Gestaltung des Staatswesens Einfluß nehmen können, wenn dem Staat von der Wirtschaft Gesetze aufgezwungen werden. Dieselbe Zerreißung in Klassen findet Adolf Hitler auf wirtschaftlichem Gebiet vor, wie sie als Zerreißung in Parteien auf politischem Gebiet herrscht. Beide zusammen aber machen das Volk bewegungsunfähig, kampfunfähig, hilflos.

Über der Zerrissenheit der deutschen Stämme ein großdeutsches Reich, über der Parteizerrissenheit nur eine politische Partei, über der Wirtschaftszerrissenheit eine Unterstellung der Wirtschaft unter den nationalsozialistischen Staatsgedanken zu verwirklichen, den Klassenkampf von links und rechts auszurotten — das sind die praktischen Ziele, dazu müssen die offenen Feinde offen bekämpft werden — Adolf Hitler läßt nicht ab, die Tatsache der verwirklichten Judenherrschaft stets aufs neue anzugreifen.

Die kleine Partei der Nationalsozialisten breitet sich in den ersten beiden Jahren ihres Bestehens zuerst kaum über München, dann nur wenig über Bayern aus — aber sie hat in sich die Dynamik der Neugestaltung. Sie ist keine Partei, der man bloß dadurch angehört, daß man Mitgliedsbeiträge bezahlt, sondern sie verlangt aktiven Dienst und aktiven Kampf; das Braunhemd zwingt seinen Träger, sich jede Stunde gegen Terror zur Wehr zu setzen. Diese Partei kompromisselt auch nicht — sie läßt nicht ab, grundsätzlich das Weimarer System als ein System des Marxismus und der Judenherrschaft anzuklagen, sie wehrt sich in München gegen die immer wieder auftauchenden Versuche partikularistischer und dynastischer Kreise, Bayern vom Reiche loszulösen, die Reichseinheit zu zerstören. Sie bekommt alle politischen Parteien als Gegner auf den Hals und sie beißt sich mit ihnen allen herum. Sie greift an, greift immer wieder an... Das Jahr 1923 mit dem furchtbaren Ruhreinbruch der Franzosen, mit dem

Steigen der Inflation, mit dem wachwerdenden Erkennen der Volksmassen läßt ihre Reihen anschwellen. Im Herbst 1923 ist eine offen revolutionäre Situation vorhanden. Die Mark ist auf den Nullpunkt heruntergegangen, das Volk hungert, der Dollar steigt jede Stunde. Es muß etwas geschehen, es muß Schluß gemacht werden mit dem System der kleinen Aushilfen und der großen Minderwertigkeiten. Adolf Hitler versucht am 8. November 1923 die nationalsozialistische Revolution vorwärtszutreiben, indem er die nurnationalen, vielfach rein reaktionären Kräfte vor sich her drängt. Der bayerische Staatskommissar v. Kahr sagt ihm feierlich im Bürgerbräukeller vor dem versammelten Volke seine Mithilfe zum Sturz der verhaßten Berliner Judenherrschaft zu, um ihn schon nach wenigen Stunden zu verraten. Am nächsten Tage krachen die Salven mißbrauchter Reichswehr und Polizei vor der Feldherrnhalle zu München gegen die nationalsozialistischen Kolonnen, im Gemetzel an der Feldherrnhalle bricht die nationalsozialistische Revolution zum erstenmal zusammen. Während durch diesen reaktionären Verrat die Reichsverderber und Routiniers der Berliner parlamentarischen Mißwirtschaft gerettet sind, werden Adolf Hitler und seine Getreuen vor ein Volksgericht gestellt und zu Festungsstrafen verurteilt. Adolf Hitlers Verteidigungsrede wird zur Anklagerede eines Systems der Verkommenheit, das sich nur noch durch den Verrat der nationalgetarnten reaktionären Kräfte hatte retten können.

Als Adolf Hitler aus der Festung herauskommt, ist der revolutionäre Weg verbaut. Das Geld ist stabilisiert; eine neue Währung rein deflationistischen Charakters hat erst einmal eine wirtschaftliche Beruhigung gebracht, mit den Reparationsmächten ist ein Ausgleich erzielt, die Wogen der Volksempörung sind völlig verebbt, Deutschlands Alltagsgesicht ist wieder da, der Ruhe und Ordnung liebende Spießbürger, diese Karikatur des deutschen Volkes, die es durch seine ganze Geschichte begleitet, ist wieder obenan und predigt salbungsvoll Ergebung, Duldung und Untertansein der Obrigkeit, wie es guten Sklaven wohl ansteht. Als gar

1925 an Stelle des verstorbenen Sozialdemokraten Fritz Ebert der Generalfeldmarschall v. Hindenburg mit knapper Mehrheit zum Reichspräsidenten gewählt wird, da legt sich der nationale Bürger zufrieden schlafen.

Unterdessen versinkt Deutschland immer tiefer in marxistische Korruption, seine Großstädte werden zu den Lasterhöhlen des Kontinents, seine Polizeiverwaltung geht in Verbrecherhände über, ein Isidor Weiß, Schützer aller Spielklubs, Freund allen jüdischen Verbrechertums, aller Hehlerwirte und Nepplokale wird Polizeivizepräsident von Berlin, eine wandelnde, krummnasige, hebräische Kulturschande. Der Landesverrat wird offen auf allen Straßen gepredigt, die Volksehre verächtlich gemacht, das Heer beschimpft, die Wirtschaft überschuldet und überfremdet.

Gevatter Spießbürger merkt nichts davon und ist empört, wenn man ihn auf diese Zustände aufmerksam macht.

Aus dem Zusammenbruch von 1923 hatte nur ein Teil der nationalsozialistischen Bewegung, nur die ganz Unentwegten und Entschlossenen sich gehalten, diejenigen, die in ihrer Überzeugung kein Fehlschlag irremachen konnte. Ihre Lage war zeitweilig verzweifelt gewesen. Adolf Hitler in Landsberg gefangen, in der verbliebenen Führerschaft der Partei Gegensätze und Richtungsstreitigkeiten, in Norddeutschland außerdem der größte Teil bei der stark sozialreaktionären deutschvölkischen Freiheitspartei eingegliedert, um nach dem Verbot der NSDAP. überhaupt irgendwo gegen das Weimarer System weiterkämpfen zu können.

Als Adolf Hitler aus der Festung herauskam und im Januar 1925 die zerstörte Partei aufs neue gründete, seine erste Versammlung wieder in München abhielt und der „Völkische Beobachter" aufs neue erschien, da waren die Aussichten für die Partei an sich sehr gering. Sie hat sich überhaupt nur dadurch durchsetzen können, daß sie mit eherner Konsequenz, ohne auf den Lärm des Tages und die Finessen der Tagespolitik zu hören, das System grundsätzlich angriff. Sie war der einzige grundsätzliche Gegner, den das Weimarer Staatswesen überhaupt hatte; alle andern

Parteien haben offen oder heimlich mit der Weimarer Republik paktiert — nur Adolf Hitler hat sie stets gehaßt und abgelehnt.

Das war logisch, denn diese neue Partei stand und steht auf dem weltanschaulich unüberbrückbaren Gegensatz eines Rassestaates zu dem gesamten Gedankengebäude des Liberalismus, ob sich dieser nun als bürgerlicher Liberalismus mit nationaler Tünche oder in seiner letzten Ausprägung als Kommunismus gab.

Der Nationalsozialismus stand genau so im Gegensatz zur formalen Demokratie der Nasenzählung für eine organische, germanische Volksherrschaft auf der Grundlage von Führern und Geführten. Er stand im Gegensatz zur Anerkennung des Staatsbürgerprinzips, nach dem ein Jude durch Erhalt der Staatsbürgerpapiere Deutscher werden konnte, und griff zugleich hinaus über die Reichsgrenzen, um das gesamte deutsche Volkstum zu umfassen. Er konnte sich mit dem Weimarer Staat auf keinem Punkte verständigen, er mußte ihn vernichten oder untergehen.

Er konnte sich auch mit der Politik dieses Staates im einzelnen nicht verständigen; er mußte von seiner weltanschaulichen Grundlage aus dessen Anleihepolitik als Zinsversklavung der schaffenden Arbeit, seine wirtschaftliche Exportpolitik als Verschleuderung des Volksgutes, seine Politik der Humanität gegenüber dem Verbrechertum als verantwortungslose Schädigung der rassisch Wertvollen, seine Zurücksetzung des Bauern als Zerstörung der Wurzelkräfte des Volkes bekämpfen. Er mußte dem Volk ein ganz anderes Denkbild einhämmern, um überhaupt siegen zu können. Von diesem Gesichtspunkt aus konnte er nicht auf einen Putsch hoffen, sondern mußte die Waffe der Volksumgestaltung durch Propaganda und Aufklärung vorwärts treibend anwenden. Zuerst einmal löste Adolf Hitler die Nationalsozialistische Partei aus allen Bindungen zu andern Gruppen los. Und dann begannen die schweren Kämpfe der kleinen Partei, die in den Jahren 1925, 1926 und 1927 mit einem Idealismus sondergleichen oft von ganz wenigen Kämpfern durchgepaukt worden sind. Was damals, verachtet, abgelehnt, als Halb- und Vollidioten bezeichnet, nieder-

geschlagen, verhöhnt, die unbekannten Kämpfer des Hakenkreuzes geleistet haben, ist beispiellos und von einer rührenden Größe und Schlichtheit der Gesinnung.

Den besten Überblick über diese Jahre gibt ein ganz knapper Rechenschaftsbericht im Nationalsozialistischen Jahrbuch von 1928 und 1929, der gerade durch die angeführten Zahlen beweist, wie winzig, aber wie zukunftsträchtig diese Bewegung war.

1928 berichtet das Jahrbuch: „Der Nationalsozialismus stürmte trotz aller Hindernisse unaufhaltsam vorwärts. Dies bewies am besten der glänzend verlaufene Reichsparteitag unserer Bewegung zu Nürnberg am 19. und 20. August 1927. Schon Tage vorher trafen ungezählte Scharen von Parteigenossen auf Lastwagen und Fahrrädern, zu Fuß und mittels Zügen in der alten Reichsstadt ein. Im Laufe des Samstagvormittags rollten über 20 Sonderzüge aus allen Gebieten des Reichs und aus Österreich an, so daß die Einhalbmillionenstadt einem nationalsozialistischen Heerlager glich. Eine Menge von Sonderveranstaltungen über Presse-, Jugend-, Gewerkschafts-, Eisenbahner- und Parlamentsfragen usw. behandelten die Stellungnahme unserer Bewegung hierzu. Der Kongreß fand im Industrie- und Kulturvereinshaus am Samstag und Sonntagnachmittag, jeweils unter Vorsitz der führendsten Parteigenossen, statt. Den Glanzpunkt des Reichsparteitages bildeten am Samstagabend, nach einem glänzend verlaufenen Zapfenstreich, ein Fackelzug und am Sonntagvormittag die Standartenweihe im Luitpoldhain mit anschließendem Fest und Vorbeimarsch am Hauptmarkt vor Adolf Hitler. An diesem nahmen allein 30 000 Braunhemden teil! Wahrlich eine Zahl, die unseren Gegnern am besten beweist, wie sehr unsere Bewegung dazu berufen ist, in kommenden Jahren Deutschland zu repräsentieren."

Auch die nächsten Jahre waren bei allen Teilerfolgen erst mit dem Augenblick von Erfolg gekrönt, als die Silberstreifenillusion zu verschwinden begann. Noch das Jahr 1928 aber stand fast völlig in den Volksmassen unter dem Eindruck des Optimismus,

der Überzeugung, „daß es schon besser werden würde" — erste Anzeichen steigender Reparationsnot, die sich mehrenden Korruptionsskandale vermochten erst Teile des Volkes auf die ungesunde Grundlage des Staatswesens aufmerksam zu machen.

Wie stark der Glaube, aber wie immerhin doch nicht übermäßig groß die Erfolge waren, zeigt wieder das Nationalsozialistische Jahrbuch von 1929: „Auch diesmal können wir wieder an dieser Stelle einen starken Aufschwung unserer NSDAP. im abgelaufenen Jahre feststellen. Während die Jahre 1925 und 1926 nur der organisatorischen Festigung dienten, wurden die beiden folgenden Jahre im vollsten Maße für die Propaganda ausgenutzt. Am anschaulichsten bewiesen dies 1927 der dritte Reichsparteitag zu Nürnberg und 1928 die Maiwahl. Besonders bei der letzteren hat es sich gezeigt, wie fieberhaft von allen Ortsgruppen gearbeitet wird. Trotz der wenigen Mittel, die uns gegenüber den alten Parlamentsparteien zur Verfügung stehen, war es möglich, überall unsere Standarten zu zeigen, und daß wir die einzige Organisation darstellen, die am folgerichtigsten den Kampf nicht nur gegen den Marxismus, sondern auch gegen alle bürgerlichen Gruppen aufnimmt, soweit sie in Abhängigkeit vom Judentum und seinen Trabanten stehen. In allen Orten unseres deutschen Vaterlandes wurden Versammlungen abgehalten — einzelne Redner sprachen oft neunmal in der Woche — und Flugblätter und Sondernummern unserer Presse verteilt. Der erwartete Erfolg blieb auch nicht aus: als einzige Partei der völkischen Bewegung gingen wir mit über 800 000 Stimmen aus dem Wahlkampf heraus. 12 Vertreter unserer Weltanschauung, gegen bisher 7, zogen in den deutschen Reichstag ein. Die Worte des Marxisten Dittmann, „man werde Sorge tragen, daß die Nationalsozialisten im Reichstag nicht mehr wiederkehren", sind glänzend widerlegt. Weitere 20 Abgeordnete wurden in die Länderparlamente entsandt. Sie alle gaben uns die Gewähr, daß die volle Wahrheit auch von den Rängen des Reichstags und der Landtage verkündet wird und daß sie sich bei jeder Gelegenheit rücksichtslos für das

schaffende Deutschtum einsetzen und auch ihrerseits beitragen, dem Nationalsozialismus zum baldigen Sieg zu verhelfen."

Im Jahre 1929 zerbrach die Dawesillusion, fast zwei Millionen Arbeitslose lagen auf der Straße, in Den Haag kamen die Sachverständigen zusammen, um die Reparationszahlungen zu verhandeln. Die große Kreditpumpe für Deutschland war zum Stillstehen gekommen, die Lasten mußten nun aus der eigenen Kraft des Volkes aufgebracht werden — damit wurde die nationale zur sozialen und die soziale zur nationalen Frage des deutschen Volkes.

Auf dem Parteitag im August 1929 marschierten über 60 000 Mann an Adolf Hitler im braunen Hemd der SA. vorüber. Als die Knaben der Hitlerjugend vorüberkamen, da warf Adolf Hitler von seinem Auto Blumen in ihre Reihen . . . damals prägte er das Wort: „Als ich diese Knaben heute an mir vorbeimarschieren sah, dachte ich plötzlich: Wie wäre es, wenn noch zwei Jahre vergingen und diese da unsere alten Helme aufsetzten wie die Freiwilligen von Ypern ... Das gleiche Gesicht, der gleiche Ausdruck, das gleiche Leben in den Gesichtern..."

Im verzweifelten Kampf gegen die Annahme des Youngplanes kräftigt sich die junge Bewegung, reißt die Massen der Jugend mit sich, schafft sich vor allem einen festen Rückhalt im Bauerntum. Sie kann zwar die Annahme des mörderischen Planes nicht verhindern, aber sie wird jetzt zum eigentlichen Träger des Kampfes gegen das „System", neben der alle anderen nationalen Oppositionsgruppen zusammenschmelzen und verfallen. Über ihren Widerstand stürzt letztlich das sozialdemokratische Reichskabinett Hermann Müller — nach ihm wird kein Sozialdemokrat mehr den deutschen Kanzlerstuhl besteigen. Das schwerste Ringen setzt dann ein gegen das Kabinett des Zentrumführers Dr. Brüning. Alle Machtmittel des Staates werden jetzt nacheinander gegen den Nationalsozialismus eingesetzt, aller Terror der Straße wird losgelassen. Nächtlich fallen in manchen Monaten die Toten aus den Reihen der Sturmabteilungen, auf nachtdunkler Straße überfallen, niedergetreten, erschossen — eine immer breitere Blut-

spur geht durch Deutschland. Vor den Gerichten stehen die Kämpfer der SA., gehetzt von jüdischen Staatsanwälten, vom Spießbürger als „Hitlerrowdies“ verachtet, „Braunhemden nur ...“. Die Not steigt und der Terror wächst, die Toten der Bewegung liegen an allen Straßen des Reichs — aber der Nationalsozialismus wächst. Aus dem Blut der Erschlagenen wächst die Saat des neuen Deutschlands. Verbote hageln auf die Partei herab — mehr als einmal kocht in dieser verfolgten Jugend das heiße Blut, wächst der Wunsch, dem System der teuflischen Unterdrückung mit den Waffen in der Hand ein Ende zu machen. Aber fest hält Adolf Hitler die junge Bewegung in der Hand — er rettet damit das beste Wollen Deutschlands vor der politischen Vernichtung. Man verbietet die Uniformen der SA. — aber sie lebt weiter; man untersagt schließlich die SA. selbst — doch auch diese Meintat des Generals Groener kann die Bewegung nicht aufhalten.

Am 14. September 1930 ist in einer riesigen Wahlschlacht die NSDAP. zum Siege durchgebrochen, hat 107 Mandate errungen. Noch bezeichnet sie der Reichskanzler Brüning als „Fieberkurve“. Ein Jahr später ist auch er gestürzt. Nach ihm kommt kein Zentrumskabinett mehr — sein Nachfolger wird Herr von Papen, praktisch ein Kabinett der Deutschnationalen Partei. Der diplomatisch gewandte Mann hebt erst einmal das Verbot der SA. auf, beseitigt die schlimmsten Schikanen gegen die junge Bewegung. Allein der rückwärts gewandte Wirtschaftskurs seines Kabinetts entfremdet ihm rasch wieder die Sympathien, die ihm die Entfernung des unmöglichen Ministeriums Braun-Severing in Preußen gebracht hatte. Er legt sich Adolf Hitler in den Weg — aber die Hakenkreuzfahnen sind nicht mehr aufzuhalten. Die Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 verdoppelt die Mandatszahl des Nationalsozialismus. Das ist nicht mehr „Fieberkurve“, das ist Sturm, rasender Orkan der wachgetrommelten Nation, gehärtet und gehämmert in schwerstem Kampf. In dramatischem Zusammenstoß greift die NSDAP. das Kabinett des Herrn von Papen an; wieder wird der Reichstag aufgelöst. Wild ringt das

junge Gemeinschaftsbewußtsein der erwachten Nation mit den Instinkten bürgerlicher Geldgier, die den nationalen Aufbruch, die erkennbare Niederlage des Marxismus zu nichts besserem glaubt brauchen zu können — als zu Lohnkürzungen gegen den deutschen Arbeiter! Am 5. November steht der Nationalsozialismus in gewaltigem Streik der Berliner Verkehrsarbeiter an der Spitze des arbeitenden Volkes, werden in Schöneberg Barrikaden gebaut, steht das Volk gegen den undeutschen Profitkapitalismus. Die Spießbürger greinen — den alten Kämpfern der Bewegung jubelt das Herz. Von Polizei erschossen fällt der Truppführer Reppich am Straßenbahnhof Belziger Straße — wieder taucht das Bild vom November 1923 auf, ringt die alte Welt gegen die klassenauflösende Kameradschaft der SA. Wohl bringen die neuen Reichstagswahlen einen Verlust der NSDAP. — aber gegen 196 Nationalsozialisten läßt sich so wenig regieren wie gegen 230. Das Kabinett von Papen fällt — wieder finden Verhandlungen zwischen dem Reichspräsidenten von Hindenburg und Adolf Hitler statt. Wieder fordert Adolf Hitler, der den grauenhaften marxistischen Terror gegen die Kameraden der SA. kennt, die Führung der Regierung, um dem marxistischen Spuk ein Ende zu bereiten. Wieder bleiben die Verhandlungen ergebnislos. Noch ein kurzes Zwischenkabinett des Reichswehrgenerals v. Schleicher erscheint — es beginnt wie eine Fanfare und endet wie eine Groteske; der ehrgeizige und intrigante General versinkt im Januar 1933 lautlos. Der Reichspräsident entzieht ihm, der gedroht hatte, einen Nationalsozialismus ohne die Nationalsozialisten zu „machen", indem er den sozialistischen Inhalt der Bewegung karikiert, das Vertrauen.

Und damit ist der Weg für Adolf Hitler frei. In unabsehbaren Kolonnen marschieren die kampfgewohnten Stürme der SA. im Schein der Fackeln durch die Wilhelmstraße an dem siegreichen Führer, der vereint mit dem greisen Reichspräsidenten von Hindenburg den Vorbeimarsch erlebt, vorüber. Über Deutschland geht ein ungeheures Erwachen. Die Nation ist erwacht, sie ringt sich

empor aus den Träumen eines wirren Fiebers — es gibt keinen Untergang des Abendlandes, keinen Untergang im Kommunismus. Adolf Hitler beginnt den neuen Staat zu gestalten...

Nach wenigen Monaten hat Deutschland ein völlig neues Gesicht. Der ganze Parteienspuk ist wie weggeblasen; der Kommunismus ist politisch zerbrochen und zerfledert, seine Führer eingesperrt oder über die Grenze getrieben. Fortgeblasen ist die Sozialdemokratie, aufgelöst sind alle Mittelparteien, aufgelöst auch die Deutschnationale Partei aus eigenem Antrieb, der Stahlhelm ist in die NSDAP. politisch eingegliedert — die vielbeklagte deutsche Uneinigkeit ist nicht mehr da. Seit Jahrhunderten ist die Nation zum ersten Mal politisch geeint worden.

Der uralte Kampf zwischen Reich und Ländern, Grundmelodie so vieler deutscher Tragödien, ist beendet. Eine geniale Staatsmannslösung ist für dieses Problem durch Adolf Hitler gefunden. Reichsstatthalter sitzen in den einzelnen Ländern und leiten ihre Macht vom Reiche her. Sie wahren die wertvollen Kulturmittelpunkte, die in den einzelnen Ländern liegen, sie sichern das Reich vor jedem separatistischen Versuch. Dort, wo Adolf Hitler als junger Mensch den politischen Kampf zum ersten Mal erlebte, ist die Grundlage des neuen Staates gelegt — im deutschen Volkstum. Von hier aus geht der Kampf nun weiter um die deutschen Außenpositionen. Danzig fällt mit einem siegreichen Wahlgang in deutsche Hände, wird nationalsozialistisch. Damit wird es in der Tiefe durch Partei und unzerreißbares Erlebnis des Volkstums aufs engste mit dem Reich verbunden. Um Deutsch-Österreich brandet noch der Kampf — aber trotz aller Widerstände naht die Stunde, wo die Feier der Potsdamer Garnisonskirche im Stephansdom von Wien wiederholt werden wird, wo Großdeutschland vom Volk aus verwirklicht wird. Die legitimistische Gruppe in Wien kämpft gegen das steigende Hakenkreuz auf verlorenem Posten, wankt, zersetzt sich — riesig erscheint der Adler eines erneuten Deutschland über dem uralten österreichischen Lande, „der Väter

Traum", das Großdeutsche Reich, für das Adolf Hitler schon als Kind sich begeisterte, reift heran.

Das Deutschtum aber hat bereits heute in der Weite der Welt einen neuen Inhalt bekommen — man wird nicht mehr Deutsche anglisieren, französisieren, amerikanisieren können — ein Haus, über dem die Hakenkreuzfahne weht, bleibt — und sei es noch so klein — deutsch auf alle Zeiten.

Die jüdische Vormacht in Deutschland ist gebrochen — sie wird niemals wiederkommen. Jeder gegenrevolutionäre Gedanke gegen die gesicherte nationalsozialistische Herrschaft ist von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

Aber die Idee ist größer. Wie eine große Welle geht die Besinnung auf Rasse und Volkstum über Deutschlands Grenzen hinaus, entstehen immer neue nationalsozialistische Bewegungen in den umliegenden Ländern, wachsen, entwickeln sich — und beruhen letztlich auf dem ungeheuren Erfolg der Persönlichkeit Adolf Hitlers in Deutschland. Das ganze Weltbild des Marxismus versinkt vor diesem Wachwerden der Kräfte von Blut und Boden, ein neues Weltzeitalter kündigt sich an.

Noch bleibt unendlich viel zu tun. Auf Deutschland lastet das ungeheure Schwergewicht der Verschuldung und der Arbeitslosigkeit. Alle Kräfte mobilisiert der Nationalsozialismus, um die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Aber damit ist die soziale Frage noch nicht gelöst, sondern erst angeschnitten. Ihre Lösung ist eine Frage der menschlichen Erziehung, der Austilgung der liberalen Weltanschauung in ihren marxistischen und kapitalistischen Verzweigungen in den Menschen selbst, ihre Lösung ist zugleich eine wirtschaftliche Frage allerersten Ranges. Die Versorgung des deutschen Volkes auf eigenem Boden, die Umgestaltung seiner Wirtschaft verbinden sich mit der großen Lebensfrage des deutschen Volkes, ob es überhaupt noch von dem Siechbett des Geburtenrückganges und der Kinderarmut zurückgerissen werden kann. Hier stehen die Lebensprobleme des nordischen Rassetums auf — für die Jahrtausende wird es nicht darauf ankommen, ob

diese oder jene Teilfrage so oder anders gelöst wird, sondern ob man die alte Lichtträgerrasse von dem Schicksal des biologischen Aussterbens zurückreißen kann.

Weit erhebt sich damit der Nationalsozialismus über alle politischen Parteien der letzten Jahrzehnte — seine Probleme sind Weltprobleme. Die Rettung des Bauerntums vor der Ausrottung durch die moderne Maschine, die er mit seiner genialen Einrichtung der Erbhöfe begonnen hat, wird zugleich zum Beispiel für alle anderen Völker, die von der Gefahr des Vernichtetwerdens ihres Bauerntums bedroht sind. Seine Abkehr vom alten Imperialismus der Vorkriegszeit, seine Anerkennung des Volkstums als Grundlage des Staates und Anerkennung des Volkstums auch der anderen Nationen teilt alle nationalen Bewegungen der Welt geistig in zwei Gruppen — diejenige, die von der Unzertrennlichkeit des Volkstums ausgehen und an der Grenze des eigenen Volkstums haltmachen auf der einen Seite, und diejenigen, die unter dem Schlagwort des Nationalismus um wirtschaftlicher Machtpositionen, um kapitalistischer Erfolge willen fremdes Volkstum vergewaltigen. So friedlich der Nationalsozialismus ist — hier legt er die Axt an die Grundlagen der durch die Friedensdiktate geschaffenen Gewaltverhältnisse.

Damit tritt er werbend in der Welt auf, revolutioniert durch sein bloßes Dasein, durch seine überzeugenden Erkenntnisse die Umwelt. Er hat hier überall gegenüber der alten liberalen Staatsauffassung „den längeren Atem". Er kann ihren Verfall abwarten.

Das neue Weltgefühl, das er geschaffen hat, sucht noch seinen künstlerischen Ausdruck. Er äußert sich erst einmal in der Ausschaltung der alten libertinistischen Kunst der Weimarer Periode und reinigt das öffentliche Leben von der Fäulnis einer selbstsüchtigen Epoche. Wie die Lasterlokale geschlossen sind, verschwinden auch die Schmutzschriften, flammen auf gewaltigen Holzstößen gegen den Himmel, verqualmen als Fanal einer sittlichen Säuberung des Volkes.

Der liederliche „Junggeselle“ im üblen Sinne wird ersetzt durch das Ideal des jungen, fleißigen Familienvaters, die „garçonne“ durch das Ideal der Lebensgefährtin und Kameradin in der Ehe — ein neues Ethos sucht sich zu verwirklichen.

Der Schlager verklingt — dafür lebt das Volkslied auf, entstehen in den Liedern der SA. neue, kämpferische Volkslieder, geboren aus dem Gestaltungswillen des jungen Deutschland.

Das Gemeinschaftsgefühl der Nation, die große Dynamik der Bewegung, die alle ihre weiteren Gestaltungen bestimmen wird, findet ihren ersten Ausdruck in den Wehrlagern, in den Arbeitslagern. Hier, wo die Jugend aller Stände eingeschmolzen wird, wo unter einheitlichem Befehl für die Nation gearbeitet wird, ergreift dieses Gemeinschaftsgefühl die nachwachsende Generation. In ihm stirbt der Klassenkämpfer von links und rechts — es wird zum großen Inhalt der deutschen Zukunft, zur ersehnten, erstrebten, glühend gewünschten Verwirklichung der Idee.

Über dem neugeschaffenen Deutschland flattert hell die Hitlerfahne. Einer der feinsten Kenner Deutschlands, der schwedische Universitätsprofessor Frederik Böök, schrieb: „Alle Nationen, die am Weltkrieg teilgenommen haben, ehren den unbekannten Soldaten. In Paris weilt er unter dem Triumphbogen, in London schläft er seinen ewigen Schlaf unter dem schwarzen Marmor von Westminster, aber in Berlin residiert er in der Wilhelmstraße — Adolf Hitler!“

Eindrücke eines Faszisten vom Dritten Reich

Von Angelo Vecchio-Verderame

In Adolf Hitlers Machtergreifung erleben wir nicht den gewöhnlichen Fall eines bloßen Verwaltungsumbaus; sie ist eine wirkliche Revolution durch den Umstand, daß Hitler, im Sinne des überwundenen Staatsrechts der Demokratie gesprochen, „Ausländer" war. Es besteht durchaus keine historische Zwangsläufigkeit dafür, daß sämtliche Revolutionen nach dem französischen Muster von 1789 gemacht werden müssen. Die französische Umwälzung von 1789 war schon in ihrem Ursprunge jüdisch-freimaurerisch verseucht. Sie veränderte keineswegs das wahre Wesen Frankreichs, als sie den alten hierarchischen Aufbau, der aristokratisch bestimmt war, abschaffte und durch eine neue Rangleiter ersetzte, also nur die Fassade des staatlichen Gefüges wechselte. Sie gibt sich damit als eine Wiederholung der Fehler, die von Demagogen der Revolution der alten Ordnung vorgeworfen wurden. Im Namen des Schlagwortes „Freiheit" ward dem französischen Volk ein neuer, unerhörter Mißbrauch der Staatsgewalt als Staatssystem aufgezwungen.

Wer Deutschland kennt, muß zugeben, daß der „volksfremde" Volkskanzler Adolf Hitler das größte Erstaunen auslöste durch den strikten Gehorsam, den er fand und den die Deutschen von jeher dem Formalismus und den konventionellen Bindungen gezollt haben. Von jeher waren die Deutschen Opfer ihrer großen und kleinen Philosophen und Schriftsteller, die von Schwarmgeisterei und Universalismus angekränkelt oder von internationalen und snobistischen Neigungen berührt, den Glauben und die Tat-

kraft der deutschen Nation verdorben hatten. Mit dieser Kennzeichnung weisen wir auf den Zwiespalt hin, der immer zwischen der Tiefe der dinglichen Erkenntnis und der Oberflächenform besteht, zumal wir in diesem Zusammenhange von geschichtlichen Persönlichkeiten wie Hitler und Mussolini sprechen, deren schöpferische Kraft naturgemäß das stilistische Fassungsvermögen des Schriftstellers übersteigt.

Hitlers Aktion oder, was dasselbe ist, die nationalsozialistische Bewegung begann mit den unerschrockenen Reden, in denen der Führer in einem ihm verzweifelt feindlichen Augenblicke in das Wutgeheul anders eingestellter Volksmassen die Grundsätze seiner neuen politischen Doktrinen hineinschleuderte. Die Ideen des Führers brachen hervor aus tiefstem Seelengrunde. Sie wurden verkündet und dargestellt mit der suggestiven Wirkungskraft eines Mussolini, wodurch sich der Wert dieser Gedankenwelt erhöht. Denn Hitler bewies seinen politischen Scharfsinn damit, daß er an die Möglichkeit des italienischen Erwachens und an den völkischen Wiederaufstieg einer gepeinigten Nation in unerschütterlicher Festigkeit glaubte.

In den trüben Tagen der revolutionären Vorbereitung glaubte mancher, daß die Hitlerbewegung nichts anderes bedeute als eine auf Bayern begrenzte Auflehnung gegen Preußen, die aus der Nachsicht und Mitwisserschaft der Wittelsbacher Dynastie geboren sei. Andere glaubten, es handelte sich dabei um einen Aufstand von verlumpten republiktreuen Abenteurern, die sich die Straße erobern wollten. Wieder andere schlossen sich damals der Bewegung nur darum an, weil sie die Morgenluft der Reaktion oder der monarchischen Restauration witterten. Ja, es gab Industriekreise, die sich zu einem Kompromiß mit dem Bolschewismus bequemen wollten, um sich und ihr Vermögen zu retten. Sie sahen in der Hitler-Bewegung den Gendarm ihrer Privatinteressen, dem sie ohne Bedenken zuströmten. Dies alles erkannte der damals noch sehr junge Führer mit aller Deutlichkeit seiner sicheren und unbestechlichen Urteilskraft. Als tüchtiger Stratege der politischen

Aktion bediente er sich unter innerem Vorbehalt aller Mittel und Kräfte, die sich ihm boten. War er doch gewiß, daß die wirklich gesunden Kräfte ihn um jeden Preis fördern und halten würden bis zur letzten bitteren Konsequenz. Er sprach zu Freund und Feind in glühenden Worten einer bebenden Erregung und wußte dennoch seiner Rede den Glanz einer leichten, anmutigen Form zu geben und manchmal sogar mit witzigen Einfällen seiner künstlerischen Phantasie zu blenden.

Warum? Weil der Durchschnittsdeutsche nur ungern sein Gehör den Dingen schenkt, die nicht belustigend oder zerstreuend wirken. Nur wenn man ihn zu belustigen weiß, wird er irgendwie erschüttert werden und dann zur Zustimmung bereit sich finden.

Die Hitler-Bewegung brach auf in dem kritischen Augenblick, wo die gesamte Menschheit nach links abzuwandern schien und ein Schreckens- und Warnungsruf vor der bolschewistischen Gefahr durch Deutschland gellte. Jetzt, wo Deutschland nach so unsäglicher Mühe nach rechts abgeschwenkt und zu seinem eigenen Wesenskern zurückgefunden hat, kommt unserer Feststellung eine besondere Bedeutung und Aufgabe zu; nämlich die, das Gedankengut des Durchschnittsdeutschen in dem Sinne klarzustellen, daß Wort und zugehörige Empfindung einen Bruch mit der Vergangenheit vollzogen haben. Derjenige, der monarchisch, patriotisch, aristokratisch sich empfindet, will damit nicht eine Verwechselung von wahrem Königtum und Operettenkönigtum, von echtem Patriotismus und und kitschpatriotischem Überschwang, von Aristokratie und gesellschaftlichem Snobismus vornehmen.

Man kann uns Gott sei Dank nicht vorwerfen, daß uns das Licht zu dem, was wir hier schreiben, von der Sonne einer retrospektiven Erkenntnis kommt, wie sie diejenigen haben, die erst nach dem 31. Januar 1933 ihren politischen Scharfsinn entdeckten. Der Triumph des nationalen Gedankens ist und muß zu jeder Zeit und an jedem Ort gegenwärtig und wirksam sein; denn dieser Gedanke ist die Wahrheit aller Zeiten und Räume; er meldet sich niemals zur Unzeit in Ahnung und Urteil. In keinem Jahr-

hundert erschallt die Stimme, die den Triumph erinnernd rühmt, zur Unzeit.

Wir bilden uns nicht ein, ein besonderes Verdienst zu haben. Für Nationalsozialisten gilt wie für uns das Bewußtsein und der Stolz, mit Herz und Schwert und Geist einer unsterblichen Idee gedient zu haben (den „legitime certantibus“ wie Friedrich der Große sagte), als der schönste Lohn für die Mühe, die wir auf das Studium großer Zeitfragen verwendet haben.

Einem Italiener und Faszisten der „ersten Stunde“ sei es gestattet, vor deutschen Lesern die Eindrücke, die er in Deutschland gesammelt hat, mitzuteilen und über Hitler, wie er ist, war und wurde, einiges zu sagen. Man möge uns nicht falsch verstehen! Persönliche Zurschaustellung oder Selbstbeweihräucherung oder ein Schmeicheln der Gastnation, in der wir leben, liegt uns fern. Den Anspruch, über die nationalsozialistische Kampfbewegung und über die Nation, in der sie sich erfüllte, zu sprechen, erwarben wir nicht allein durch unsere journalistische Tätigkeit hier zu Lande, sondern auch durch die Tatsache, daß wir an einem gewissen Tage des Jahres 1923 bescheiden, aber pflichtbewußt auf einem schönen Platz im wunderschönen München eine Handvoll edler Männer begleiteten, die unter der Führung eines hochherzigen und tapferen Mannes dem Tode, Verrat und bösem Gewissen die Spitze boten. An jenem Tage zog der kühne Führer das Fazit aus den furchtbaren Schäden, die demokratisch-jüdisch-freimaurerische Hirngespinste und Mythen in der deutschen Seele und darüber hinaus im Lebenskreise des Germanentums angerichtet hatten. Er verzweifelte trotzdem nicht. Im Stich gelassen, verhöhnt vom Pöbel und Spießbürgertum, mußte sein gewagtes Unternehmen scheitern. Aber seinem Glauben blieb er dennoch treu. Er schwor sich selbst den harten Kampf bis zum Endsiege.

Wir meinen jene große revolutionäre Tat, die noch heute in so schmerzlicher und unzutreffender Weise als Münchener „Putsch“ bezeichnet wird, als ob es sich um ein gewöhnliches und lächerliches Militär-Pronunciamiento spanischen, griechischen oder, noch

schlimmer, mexikanischen Gepräges gehandelt hätte. Wir erlebten diesen Tag in einer anderen Ordnung des Gefühls. Dieser sogenannte Putsch erschien uns damals schon als die Einsegnung des germanischen Erwachens. Das Feldgeschrei, mit dem die Helden dieses Tages in eine unbekannte deutsche Zukunft oder in den Tod schritten, ist heute das Gesetz des Dritten Reiches, das Gesetz des germanischen Kulturkreises, die Staats- und Gewissensnorm für jenes Deutschland, das den Mut aufbrachte, ein Jahrhundert abzulehnen, nach dem Vorbild Italiens, das von den frechen Paradoxen des Herrn Voltaire verpestet war.

Das Jahr 1932 wird in der Geschichte fortleben als das Jahr eines traurigen Ruhmes für dunkle Kompromisse aller Art, für jede Beleidigung und Gewalttat gegen die deutsche Würde, wie sie leider von der ganzen Welt mit heller Schadenfreude hingenommen und gebilligt wurden. Die große Nation, die einen Arminius, einen Bach und einen Schiller hervorgebracht hat, war damals in einen Tummelplatz für Sonntagsschlägereien um die Farbe des Flaggentuches verwandelt. Aus dem mißtönigen Getümmel erhob sich fanfarenhell nur eine einzige Stimme zum Protest: das Wort Adolf Hitlers, der germanische Logos. Ihm gab nur schwachen Widerhall die sogenannte „Rechts"presse. Sie vollführte einen wahren Schaukeltanz zwischen Billigung und Mißbilligung, vielleicht aus Furcht, daß einige Getreideproduzenten (manchmal leider auch solche mit Partikelchen geschmückt!) im nationalgewordenen deutschen Lebensraume die Chance verlören dafür, daß die gesamte Volkswirtschaft auch weiterhin als „Dienst am Korne" angesehen werde ... Von Zeit zu Zeit ließ diese Presse Artikelchen mit sibyllinisch rätselhaftem Inhalt erscheinen. Denn die Machtgruppen, denen diese Presse diente, nährten in ihrem Busen den schlauen Vorsatz, solch ein Artikelchen wie einen fälligen Wechsel zur Einlösung vorzulegen für den Fall (möglich ist ja alles!), daß der „hirnverbrannte" Hitler doch einmal zur Regierung gelangen könnte. Dieselben Kreise wiegten sich in den wohligen Hoffnungen auf nutzlose monarchistische Restau-

rationen und benutzten dabei vorweg die junge Volksbewegung als Gendarm der Reaktion oder, schlimmer noch, als Hilfstrupp ihrer jahrhundertalten Junkerpolitik.

Wer im Vorhitlerdeutschland gereist ist, hat sicherlich die Plakate gelesen, die von Parteien, Vereinen, Verbänden usw. angeschlagen wurden. Sie waren sämtlich wunderschön. Der Fremde, der sie las, mußte sich sagen: „Wieder mal einige anständige Leute, wirklich anständige, die aufrichtigen Herzens das Wohl der Nation anstreben." Ein mehrstimmiger Choral, der denselben Text gesungen hätte, würde den Ausländer noch schneller von der Wirklichkeit der deutschen Seelennot unterrichtet haben. Ein jeder schrie, schrieb und beteuerte, daß er selbst das beste Aushängeschild für seine Partei sei, die sichtlich nur aus unschuldsvollen Parsifals bestand. Und die Plakate der andern? Mein Gott, die da ... Wie viel haben sie gekostet, wer hat sie verfaßt und bezahlt? Wofür bezahlt? Deutschland war eben das Opfer der vereinigten gutherzigen Absichten, die von Anarchisten, Sozialisten, Liberalen und Aristokraten jeder Schattierung herangetragen wurden. Wir können es uns ersparen, näher hierauf einzugehen. Wir bleiben bei der schlimmsten dieser Absichten stehen, die alle anderen in sich birgt, d. h. bei der liberalen Absicht.

Es ist sehr schwer, eine liberale Gedankenreihe hieb- und stichfest darzustellen. Die anarchistischen und sozialistischen Ideen sind erst in den letzten hundert Jahren in den Rahmen einer politischen Systematik gepreßt worden. Vorher haben sich die Geister von dem Ideal erleuchten lassen, dessen Widerschein das Wörtchen „Freiheit" spiegelt und seine politische Verwirklichung durch die französische Revolution erhielt. Vor dieser Revolution stützten sich die Regierungen auf eine bestimmte Klasse von Bürgern. Die französische Revolution berief alle Bürger zur Teilnahme an der Staatsleitung durch das Medium der Wahlen. Die Staatsbürger regieren nicht direkt, sondern lassen sich von Abgeordneten, Ministern usw., die sie wählen, regieren. Aber die Geschichte lehrt uns, daß die Wahl und die Wahlen fast

nie als Ausdruck einer harmonischen Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Klassen erfolgten, sondern immer nur das Übergewicht der einen Klasse über die andere bestätigten. Vor fünfzig Jahren schlug das Zünglein der Waage nach der bürgerlichen Seite aus, in der Gegenwart liegt das Schwergewicht beim Proletariat. In der Anerkennung und Nutzung der Klassengegensätze beruht die ganze Staatsweisheit der liberalen These. Sie geht aus von dem Grundsatz der freien Wahl der Regierenden. Aber wie soll man die tausend unbestimmten Formen und Schattierungen, in denen die liberale Idee schillert und auseinanderstrebt, begrifflich bestimmen, als da sind: Rechtsliberale, Liberale der Mitte, Linksliberale, verfassungstreue Monarchisten, Republikaner, Radikale, Demokraten, Gemäßigte, Nationalisten?

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Geschichte des Liberalismus noch einmal zu schreiben; das erübrigt sich umsomehr, als sie neuester Ablauf des Geschehens ist, das jedermann schaudernd selbst erlebt hat. Nur in ganz großen Zügen wollen wir die Sonde der Kritik an die liberale Krankheit des Jahrhunderts herantragen. Als um die Neige des 18. Jahrhunderts das liberale Gedankengefüge in den schärfsten Gegensatz zu der von Aristokraten geführten Regierung trat, da schmeichelte sie den Volksmassen. Im Kopfe weltfremder Gelehrter geboren, und zwar in einem Augenblicke, wo die Wissenschaft den Dogmen der Religion zu widersprechen schien, gab der liberale Gedanke sich f r e i d e n k e r i s c h. (Ein Wort übrigens, das erfunden wurde, um die Kampfhaltung gegen das religiöse Prinzip auszudrücken.) Allen Kultformen von vornherein abhold, mußte sich die liberale Idee, nach Zwangsgesetzen der Geschichte, bald für sich selber Kulturformen schaffen, die nichts anderes sind als schale Parodien des Religiösen (Deesse-Raison, freimaurerische Riten). Analog sehen wir heute, daß die kommunistische Idee, die dem nationalen Gedanken und Symbolgut Haß geschworen hat, nicht ohne solche Symbole bleiben konnte und einen roten Fetzen auf einer Stange schwenkt, Hammer und Sichel als Wappenzeichen führt und Hymnen dichten und vertonen läßt,

die in ästhetischer Beziehung die allerstumpfsinnigsten aller bekannten Hymnen sind.

Liberalismus und Marxismus entarteten mit rasender Geschwindigkeit zum Parlamentarismus und Kommunismus. Der Parlamentarismus verkümmerte zu einer Akademie von hohlen Schwätzern. Der Kommunismus, diese Edelfrucht der „Freiheit", verwirft die Wertmaßstäbe der Tradition. Er gründet den Unterschied von Menschen und Klassen auf die ungerechte und freche Grundlage des Geldbesitzes und leugnet die wahre Freiheit und die natürlichen Unterschiede. Er versinkt in einem Brei von Sklaven und verteidigt eine wilde Tyrannenherrschaft, die alles das vernichtet, was vorgeblich das Übel der Gegenwart ist: Klassen, politische und persönliche Freiheit, Privateigentum. Überzeugt, das Monopol für menschliche Beglückung in der Tasche zu haben, will er die totkranke Menschheit auch gegen ihren Willen mit Feuer und Schwert gesund kurieren. Weiß der Himmel, auf welchem Gnadenwege der Kommunismus in den Besitz so übernatürlicher Eingebungen gekommen ist!

Der Liberale hat die Fehlentwicklung wohl erkannt. Aber da er meint, daß die Fehler beim Individuum liegen und nicht beim System, so vertreibt er seine Zeit damit, ein Kabinett nach dem andern über die Klinge springen zu lassen, immer auf der Suche nach dem großen Manne, der „wirklich" liberal zu regieren versteht. Dabei entgeht ihm die Tatsache, daß die besten liberalen Führer bei anderen Nationen nur dann Nützliches geleistet haben, wenn sie die Freiheit der andern unterdrückten und nach diktatorischem Rezept, gegen den Willen des Parlaments und mithin des Volkes, regierten.

Dem Kommunismus hat der Liberale kein Hindernis entgegenzustemmen. Er beschränkt sich lediglich darauf, ihn als Teufelswerk und verbrecherischen Wahnsinn zu brandmarken, weil er noch nicht eingesehen hat, daß der Kommunismus nichts anderes ist als die logische Hochblüte seiner eigenen (liberalen) Fehler und Irrtümer.

Wie der Faszismus, so stieg der Nationalsozialismus in die Kampf-Arena hinab und zog vom Leder gegen alle diese guten Absichten der liberalen Weltbeglücker. Er war beseelt von dem Hochziel, die germanische Gedankenwelt wieder lebendig zu machen. In den Kampf hineingeworfen, haben seine Truppen einen langen und schweren Feldzug gegen die durch die atheistische oder christliche Demokratie geförderten nepotistischen Interessen geliefert. Wir sind und fühlen uns als Antisemiten. Denn die jüdische Rasse steht geschlossen da im krausen Wirrwarr nationaler Gegensätze. Zu einem einigen Volk zusammengeschweißt, sicherten sich die Kinder Israels eine Dauermachtstellung in der Geschichte der Menschheit. Sie verdanken dies nicht zuletzt den Offenbarungen, die sie zu allererst von der Wirklichkeit des monotheistischen Gottesgedanken empfingen. Aber bald begann der Auszug Israels aus dem gelobten Lande. Ihre beste Mitgift war ihre große religiöse Begabung, Hauptwesensmerkmal der semitischen Rasse. Demgegenüber steht antipodisch der teuflische Trieb zum Handel, aber ihre Religiosität löst keine propagandistische Kraft aus und unter anderen Völkern und Rassen haben die Juden niemals ein Element der Verbindung gebildet, sondern immer nur ein solches der Zersetzung. In dieser Richtung haben sie von jeher ihre Gaben und Fähigkeiten eingesetzt. Der Handel kennt ja schon per se keine Grenzen. Die endogamische Ehe (Verheiratung von Juden untereinander unter Ausschluß fremder Rassen) stärkt die jüdische Sippe in dem Grade, daß das Wirtsvolk sie nicht aufsaugen kann. Sehr viele von ihnen tragen nur als Deckmantel die Nationalität des Landes, wo sie Gäste sind.

Es kommt hinzu, daß der Hochkapitalismus eine internationale Liga zur Sicherung seiner Sonderinteressen gegen das Kleinkapital, das Grundeigentum und die nationale Politik auf die Beine gestellt hat. Daß Israel allein schon dadurch ein „Ferment der Dekomposition", wie Richard Wagner und Bismarck sagten, geworden ist, erübrigt sich zu beweisen. Die Hochfinanz und die Freimaurerei sind die andern Fühler, die die jüdische Krake in den

arischen Lebensraum hineinstreckt. Sie sind in ihrer Unmoral, um nicht zu sagen Amoral, die gefährlichsten Fäulniserreger, die widerlichsten Blutegel unserer Zeitepoche. Wir sagten Amoral, weil der vollständige Mangel an moralischem Gewissen ein anderer Grundzug jüdischen Wesens ist. Man denke an das jüdische Bühnenschrifttum, in dem der Jude niemals schöpferisch, sondern immer nur nachbildend hervortritt, was allerdings mehr Erfolg hat. Die handelnden Personen der jüdischen Theaterliteratur besitzen niemals echtes moralisches Empfinden, ebensowenig Scham oder Ehrfurcht. Selbst wenn sie nicht ausgesprochen unmoralisch sind, so sind sie doch zumindest amoralisch. Derselbe flache Nachahmungstrieb ohne eigene Note erfüllt sich sogar in Heinrich Heine, dem größten aller israelitischen Dichter. Zum Vergleich stelle man sich Goethe vor, und der Wesensunterschied von Schöpfung und Nachahmung wird offenbar.

Heinrich von Treitschke hat einmal gesagt, daß die Juden dreimal in der Geschichte eine notwendige Rolle spielten. Das erstemal unter Alexander dem Großen, als die hellenische Klassik zum „Hellenismus" verblaßte. Damals wurden die Juden nicht allein die Träger des Welthandels, sondern auch Verbindungsglied des geistigen Lebens. Das war die Zeit der Auflösung der hellenischen Kultur. In Alexandrien blühten jene Philosophenschulen, deren Gedankensysteme jüdische und griechische Ideen verschmolzen und dem Heilsgedanken eines Christus die Wege bahnten (Philo und die Kabbalistik). Eine ähnliche Bedeutung gewannen die Juden im römischen Kaiserreich. Caesar benutzte die Juden mit Recht und Vorsatz für seine imperialistischen Herrschgelüste. Die von ihm unterworfenen Nationen sollten sich zu einheitlicher Richtung des Fühlens und Denkens zusammenfinden. Der heimatlose Judaismus erschien ihm als der berufenste Mittler zwischen den Nationen. Es nahte die Zeit, wo junge barbarische Staaten auf den Trümmern des römischen Kaiserreiches erstanden.

Um sich in ihrer neuen Umwelt wirtschaftlich zurechtzufinden, benötigten die germanischen Eroberer Fachleute. Im frühen

Mittelalter stellten die Juden die Handelsbrücke zwischen den Völkern her. Aus diesem Grunde hat man im frühen Mittelalter freundlichere Gefühle gegen das Judentum gehegt als gegen den Ausgang dieses Zeitalters. Es ist bekannt, daß der Ostgotenkönig Theoderich sich ohne die Juden nicht zu helfen wußte. Ludwig der Fromme war leidenschaftlicher Judenfreund.

Die Juden hörten später auf, nützlich zu sein. Die Arier lernten sich mehr und mehr selbst auf das Finanzgeschäft verstehen. Und erst von diesem Zeitpunkt an erschien das Judentum in seinem wahren Licht: als gefährlicher Zersetzungsfaktor der Nationen, der die Maske der verschiedensten Nationalitäten zu verwenden weiß. Wir sehen in der Tat nicht ein, in welcher Weise ein jüdischer Nationalismus, wie er hier und da entworfen wurde, der Menschheit frommen könnte. Wir Italiener nehmen freilich diese jüdische Gefahr nicht übermäßig ernst. Das starke Beharrungsvermögen der römischen Kirche und die assimilierende Kraft unserer Rasse ersticken in unserem Unterbewußtsein die Sorgen um den nationalen Zusammenhalt und um die Dauerhaftigkeit unserer Einrichtungen. Aber außerhalb Italiens liegen die Dinge anders. Was ist der Bolschewismus anders als eine jüdische Schilderhebung, durch die die früheren Systeme gestürzt wurden, obwohl sie dem russischen Volkscharakter auf das beste angepaßt schienen, von Schönheitsfehlern abgesehen. Was anderes hat die jüdische Umwälzung Rußlands gebracht als eine gemeine und bluttriefende semitische Nachahmung? Wir stehen nicht an, die Gefahr, die Deutschland lief und auf die es so schneidig reagiert hat, ohne Einschränkung anzuerkennen. Aber was bedeuten die lokalen Gefahren gegenüber den andern, die in ihrer Immanenz eine Weltgefahr bedeuten und die von derselben internationalen Hochfinanz herstammen, von der man nie genug sprechen kann? Diese Gefahr ist fraglos *spezifisch* semitisch.

Die seelische Agonie, in der sich die gesamte Menschheit verkrampfte, hätte uns an den Rand der Verzweiflung gebracht, wenn

aus der geistigen Anarchie nicht revolutionäre Kräfte aufgebrochen wären, die sich dem Kulturverfall entgegenstemmten.

Es gibt Leute, die da glauben, daß diese Kräfte der Bolschewismus selbst wären. Aber diese Leute sind Phantasten, die, anstatt mit Tatsachen zu rechnen, die Ausgeburten ihrer eigenen Einbildungskraft in die Wirklichkeit projizieren. Andererseits ist es sehr leicht, den materialistischen Grundcharakter des bolschewistischen Nationalismus freizulegen. Denn der Nationalismus bringt ein Gesetz in Bewegung, das nicht von Menschen geschaffen ist, sondern sich den Menschen formt, wie er ihn haben möchte, wobei er Wirklichkeit und Wertordnung zum Wahnsinn des absoluten Idealismus verwandelt.

Die bolschewistische Gedankenordnung geht aus von der Voraussetzung einer absoluten Erkenntnis der objektiven Wesenheiten in Natur- und Geisteswelt. Diese Voraussetzung steht im allerschärfsten Kontrast mit der herrlichen Ordnung der natürlichen Empfindungswelt, über der sich die himmlische Ordnung erhebt. Erstere ist in Menschenhirnen erkannt und geboren, die andere ist Schöpfung aus göttlichem Geist. Nun ist aber die bolschewistische Nationalisierung nichts anderes als eine Organisation aus dem pseudowissenschaftlichen und antihistorischen Schema des immer alogischen Lebens und ein beständiger Versuch kurpfuscherischer Berichtigungen von Mensch und Ding, die dem unfehlbaren Zusammenhang der Geschichte stracks zuwiderlaufen. Weder Leben noch Geschichte ertragen lange die Zwangsherrschaft von Gesetzen und Systemen, die von der Wirklichkeit des Lebens absehen, weil sie durch äußere Vorgänge erzeugt und geordnet, nicht als Projektion von Bedürfnissen und Notwendigkeiten einer Volksgemeinschaft, sondern als subjektive Bewußtseinsprojektionen auftreten.

Der Bolschewismus ist in Summa ein untaugliches Experiment des hemmungslosesten Subjektivismus und infolgedessen deterministisch beengt und erzwungen. Er bedeutet den Wutausbruch des ökonomischen Empirismus und Individualismus. Daraus entstand das vielbeklagte Chaos als der verbreitetste und endgültige

Versuch, die moralische, soziale, ökonomische, politische und religiöse Freiheit, die dem Jahrhundert das Gepräge gab, zum Prinzip zu erheben.

Auch der Bolschewismus hat seine Heimat im Individualismus. Letzterer ist die Frucht des Merkantilismus mit der Losung der grenzenlosen Freiheit. Er endete darum mit der Schwächung und sogar Vernichtung aller äußeren Grenzen und war unfähig, im Individuum den Sinn der Grenze wiederzuerwecken. Das Problem der Erneuerung von Ordnung und Kultur fällt zusammen mit dem Problem der *Grenzaufrichtung*, der Wiedererstarkung der sittlichen Verantwortung und Gesetzgebung. Die Grenze ist immer das Band von Beziehungen unter Menschen. Denn die Verantwortung und ihre Bewußtheit erzeugt sich ja immer nur an *begrenzten* Dingen und Pflichten. Das eine bedingt das andere. Auf ihrer Wechselwirkung beruht die phänomenologische Einheit mit der physischen Wirklichkeit und andererseits deren Einheit mit der transzendentalen Idealität der Welt. Aus diesen Quellen der Erkenntnis schöpft der moralische Mut seine Triebkräfte zur Annahme der wiederhergestellten Grundsätze. *Grundsatz aller Grundsätze aber ist die Freiheit durch und in der Autorität*, aber nicht in der Autorität dieser oder jener Gesetze *positiver* Rechtsschöpfung (dies würde eigenbegrenzte Freiheit sein), sondern in einer den positiven Rechtsgesetzen transzendenten Autorität, die sich als konkret sichtbare Autorität, aber nicht als Tabu-Autorität darbieten soll.

Die deutsche Bewegung zum Volksstaat hin hatte *keinen* rationalistischen Charakter. Das hätte ihrem Ursprung widersprochen. Die Bewegung war von dem Instinkt eines geborenen Führers befruchtet und griff als triebmäßige Erfassung des politisch Notwendigen in den Kampf um die deutsche Seele ein. Sie stand *nicht* unter dem lästigen Druck doktrinärer Überzeugungen, sondern bildete sich, wie Othmar Spann sagt, *trotz* der Doktrinen, die der Führer als irrig verwarf. In dem Kampf gegen die

Männer von der Futterkrippenpraxis und gegen das Bonzentum des historischen Materialismus und subjektiven Idealismus traten die Anhänger der nationalsozialistischen Bewegung mit den Triumphgesängen kämpferischen Wollens an.

Noch ehe die Aktion die Form einer gedanklichen Verdichtung oder gar einer philosophischen Synthese finden konnte, brachten die dem Führer folgenden Scharen den Sinn ihrer Revolution in poetischer Gestalt zum Ausdruck. In dieser Ideensphäre bewegen sich die Lieder der SA. und SS. Hier leben und tönen die Gefühle eines Feldherrn, aber nicht die spekulativen Spitzfindigkeiten eines Gelehrten. Das Ziel dieser Aktion bestand in einer Einlösung der Versprechungen des Surrationalismus gegenüber dem Rationalismus und dem utilitarischen Individualismus. Die Freiheit wurde verstanden als Befreiung von körperlich vitalen Bestimmungsgründen, als eine energische Wiederbefestigung der intellektuellen Triebfedern des Lebens. Und als Endziel winkte lockend die Herrschaft des Metaphysikus über den bloßen Physikus. Freiheit im Nationalsozialismus!

Der Nationalsozialismus, der die Idee einer neuen Ordnung in sich birgt, verhieß mit dieser neuen Ordnung, Nährboden der SA., eine neue Freiheit. Von dem Bann und Fluch des individualistischen Subjektivismus erlöst, konnte die Freiheit wieder einem Universalbegriff zugeordnet werden, der vollkommen sachlich und daher autoritär und moralisch gesetzt wurde. Das übergeordnete Prinzip der Freiheit ist eben die Autorität. Die Freiheit wurde so zu einem konstituierenden Bestimmungsmerkmal (Attribut) der Autorität. Mit dieser Bindung an die Autorität ist die Wirkungssphäre des Subjekts zugelassen. Das Subjekt kann von der Freiheit Gebrauch machen, insoweit es in freiwilliger Selbstbeschränkung dem Universalbegriff der Autorität zustimmt.

Die Freiheit im Nationalsozialismus bedeutet also *Freiheit in der Autorität*.

So finden also die Beziehungen von Menschen untereinander wieder einen Anklammerungspunkt in der *Tat* selbst, die das

Subjekt annimmt, kraft eines Auftriebs des Mutes zur Verantwortung, die das Subjekt in den Kreislauf einer moralischen Ordnung eingliedert. Diese Ordnung ist transzendent und menschlichem Erfassen durch Begriffe nicht ganz zugänglich. Die festen Stützpfeiler, die den Beziehungen von Menschen mit dem Nationalsozialismus gegeben wurden, sind ebensoviele Grenzaufrichtungen. Jedermann wird dem Nationalsozialismus aus freier Selbstbestimmung verantwortlich und findet im Nationalsozialismus und für ihn den Sinn seines Daseins wieder. D. h. die Persönlichkeit wird Wesen von besonderer Qualität und eigener Würde.

Die Freiheit des arbitrium wird dadurch wieder lebendig gemacht gegenüber einer Wahrheit, die im Individuum selbst nicht Anfang und nicht Ende hatte, nicht Anfang und nicht Ende haben durfte. Aber eben diese Wahrheit, die das Leben der Einzelnen gestaltet, setzt den Universalbegriff bei ihnen voraus, von dem wir oben sprachen. Denn dieser Universalbegriff verbürgt ihnen die Möglichkeit der Wahl zwischen gut und böse.

Das Gute ist ein Handeln nach Zwecken. Unmittelbarer Zweck des nationalsozialistischen Verhaltens ist der Nationalsozialismus selbst: er ist sich Selbstzweck und setzt sich als solcher absolut. Damit ist derjenige, der am Nationalsozialismus nicht teilnimmt, im Bösen und dem Bösen verfallen. Er vollbringt nicht das Gute. Vollbewußt, ist er auch voll verantwortlich.

Mit dem Kampf der Nationalsozialisten gegen die Anhänger des Hedonismus und der schon von Kant widerlegten bequemen Glückseligkeitslehre, gegen Kapitalismus und Marxismus, die „Edelblüten" dieser philosophischen Grundstimmungen, war implicite ein grundsätzlicher Verzicht erklärt, in dem Sinne nämlich, daß die Gewalt sich manchmal anempfiehlt gegen Personen und Einrichtungen. Diese Art von Gewalt vereinerleit sich mit jener Form der Gewaltsamkeit, die in die Wertreihe der heroischen Tugenden eingeht: als Verzicht auf Befriedigung und Glück oder doch zumindest als fortschreitende Schmälerung der Bedürfnisse.

So öffnet sich diese Tugend der heroischen Lebenshaltung die Pforten zum Reiche der Heiligkeit.

Der moralische Wille der revolutionären Kämpfer kam aus der Gewalt. Dieser Wille ist sittlich, weil er einem höheren Prinzip gehorcht. Man kann sagen, daß der sittliche Mut endlich eine Heimstatt fand in edelmütigen Herzen. Der Aufbruch sittlichen Mutes in heldischen Männern wurde wieder gegenständlich und allgemein sichtbar. Damit stellte sich von neuem das Problem der sittlichen Vervollkommnung, das in Deutschland seit Kant nahezu vergessen war. Es meldete sich zugleich aber auch eine neue Auffassung der Elite. Durch diese Entwicklung in Begriff und Wirklichkeit wurde die tötliche Gleichmacherei, die das ökonomisch-utilitarische Individuum schuf, beseitigt. .

Wenn der Nationalsozialismus seine Umzüge und Aufmärsche in Dreierkolonne formiert, so deutet er schon damit symbolhaft an, daß mit dem Massenmensch endgültig Schluß gemacht wurde. Dem formierten Streiter der Idee ist wieder ein Platz angewiesen im Ganzen der Bewegung, die ihm eine neue Ordnung und damit einen gesteigerten Persönlichkeitswert schenkte. Der Nationalsozialismus brachte alle Dinge auf die menschlich erfaßbaren Maßstäbe zurück. Er ist auf dem Wege, durch ständische Gliederung (Korporatismus) den Handlungsbereich der Einzelnen zu festigen. Auf moralischem Gebiet begrenzt, erwarb der Nationalsozialist das Herrengeschenk der Humanität.

In dem gewaltigen Werk der individualistischen Experimente, die in der Renaissance mit der Entdeckung der natürlichen Vernunft (lumen naturale) begannen, tritt das Individuum in die Grenzen seines historischen Daseins zurück. Es eröffnet sich die Aera des sozialen Menschen, der von den Bindungen einer überkommenen Gesetzmäßigkeit (kirchliches Dogma und Zunftordnung) befreit wurde. Nun soll aber das Einzelwesen, um sozial zu bleiben, sich als ein Wesen setzen, das in den Schranken des oben erwähnten Grenzprinzips der Autorität auf seinen naturgegebenen kleinmenschlichen Egoismus Verzicht leistet.

Das soziale Einzelwesen darf nicht mehr das Endprodukt individualistischer Bestimmungsgründe sein (transzendente Objektivität des Subjekts). Die Gesellschaft andererseits darf nicht mehr ein Versicherungsinstitut auf Gegenseitigkeit sein, das sich egoistisch nach widerstrebenden, durch bloße Zweckmäßigkeit bedingten Maßstäben konstituiert, sondern die Gesellschaft soll sein: Zusammenleben aus dem Gefühl einer höheren Ordnung, die prägnant politisch ist. Als solche ist die Gesellschaft lebendige Einheit und Einheitlichkeit in der Richtung auf ein ihr transzendentes Ziel und erzeugt die heroische Haltung im etymologischen Sinne.

Der Nationalsozialismus ist eine Intuition der vollkommenen Gesellschaft und damit eine politische Offenbarung der individuellen Endzwecke. Indem der Nationalsozialist seine eigenen Energien auf den Zweck abstellt, für den sie da sind, gelangt er wieder in den Besitz des politischen, sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Mutes.

Der Nationalsozialismus hat den moralischen Mut in seinen Vorrang wieder eingesetzt, weil er den religiösen Glauben in seiner positiven und geoffenbarten Form erneuert und indem er durch emsige Arbeit, durch Schutz und Verteidigung Achtung erzwingt.

Der Nationalsozialismus hat den politischen Mut wiedererlangt, indem er der Politik durch Kräftezusammenschluß die Vormacht gibt und der Partei die Führung der Politik anvertraut.

Der Nationalsozialismus hat den wirtschaftlichen Mut zurückerlangt, indem er das Nützliche von der Schmach und Schande eines geizigen, individualistischen Verhaltens befreit und diesem Mut seinen ethischen Gehalt zurückgibt als einem in Zwecke eingebetteten Mittel.

Der Nationalsozialismus hat den sozialen Mut erlangt, indem er die Gleichsetzung von Glück und Wohlbefinden leugnet und dem bequemen Leben ein gefährliches Leben vorzieht.

Mit diesen vier Vereinigungen des nationalen Lebens, die das Wesen des Nationalsozialismus sind („Nationalsozialismus ist eine Anwendung des Faschismus auf eine andere historische Atmosphäre", sagt Mussolini), wird eine energische Auflehnung gegen die Erschlaffung eingeleitet. Indem der Nationalsozialismus auf diesem Wege, der seinen idealen Anfangspunkt in Rom hat, fortfährt, wird er sich in andern Ländern verbreiten, besonders in solchen, die von der Feigheit und Schlappheit des 20. Jahrhunderts noch viel härter getroffen sind. **Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!**

Der antibürgerliche Affekt

Anstatt eines Nachwortes

„Wir alle sind kein Material mehr für eine Gesellschaft", bekannte Nietzsche in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Er meinte damit, es werde aus dem bürgerlichen Zustande seiner Zeit, aus dem Typus des Europäers vom Ausgange seines Jahrhunderts keine Form des Lebens mehr hervorgehen, die verpflichtende Gesetze zu geben imstande sein würde.

Der Weltkrieg mußte erst kommen, um diese erkannte Wahrheit im Leben selber sichtbar zu machen. Der Weltkrieg zertrümmerte die Scheinformen der bürgerlich-feudalen Gesellschaft, die in den Völkern des alten Europa die Oberschicht bildeten. Ob diese Zertrümmerung blutig oder unblutig, sichtbar oder geheim vor sich ging, ist gleichgültig. Sie kam einem Geschlecht zum Bewußtsein, das in der Zerstörung aufgewachsen, beziehungsweise zur frühen Reife gelangt war.

Ernst von Salomon spricht wiederholt davon. In seinem Buche „Die Geächteten" läßt er Kern, den Vernichter Rathenaus, sagen: „... Hatten wir nicht einst das Wikingerschiff auf den Ärmel geheftet? Rufen uns die erschreckten Bürger nicht „Landsknechte" zu? Wann hätte man je gehört, daß ohne Männer unseres Schlages eine Wandlung sich vollziehen konnte, die der folgenden Epoche das Gesicht gab? Wann aber wurde jemals eine Jugend in eine Zeit gestellt, wie wir sie zu erleben begnadet sind? Ich kann nicht glauben, daß ein Geschlecht wie unseres, hineingeschleudert in den Kampf, durch ihn erzogen und gehärtet, nun

bestimmt sein soll, auf seinen Kampf gehorsam zu verzichten auf den seichten Anruf derer hin, die vor den Konsequenzen ihres eigenen Wollens nun erschrecken..."

Da klingt das auf, was als innerster Antrieb in dem Kriegsgeschlecht lebt: der Kampf gegen die bestehende bürgerliche Ordnung der „Securität". „Gefährlich leben ...!" hatte Nietzsche vom höheren Menschen in der Zeit größter Sicherheit gefordert. Im Kriege war das selbstverständlich geworden.

Das Gesetz des Krieges stand über einer Generation. Sie übernahm scheinbar die Verpflichtung einer Ordnung, die am 9. November 1918 gefallen war. Salomon fragt Kern: „Wie hast du als kaiserlicher Offizier den 9. November 1918 überstehen können?" Kern sagt: „Ich überstand ihn nicht. Ich habe mir, wie es die Ehre befahl, am 9. November 1918 eine Kugel in den Kopf gejagt. Ich bin tot; was an mir lebt, bin nicht ich. Ich kenne kein Ich mehr seit jenem Tage. Ich will nicht schlechter sein als jene zwei Millionen Tote. Ich starb für die Nation, so lebt in mir alles nun einzig für die Nation. Wie könnte ich es ertragen, wäre es anders. Ich tue, was ich muß. Weil ich sterben konnte, sterbe ich jeden Tag. Weil, was ich tue, der einzigen Kraft gegeben ist, ist alles, was ich tue, Ausfluß dieser Kraft. Diese Kraft will Vernichtung, und ich vernichte. Bisher hat sie nur Vernichtung gewollt. Wer mit dem Tod paktiert, muß zu dem Teufel Oheim sagen können. Ich weiß, daß ich zerrieben werde, fallen werde, wenn mich die Kraft aus ihrem Dienst entläßt. Nichts bleibt mir, als zu tun, was mir mit meinem vollen Willen ist diktiert. Nichts bleibt mir, als mich zur schönen Härte meines Schicksals zu bekennen."

Nun — Kern wird dieses Schicksal sicher nicht wegen des Ehrbegriffes einer Oberschicht, wie der 1918 versunkenen, auf sich genommen haben. Er steht unter seinem eigenen Gesetz, einem ewigen Gesetz: dem des Kriegers. Kern kämpft nicht für irgend eine „Gesellschaft". Er kämpft für die „Verwandlung" von der ihn Salomon ein andermal sprechen läßt. Verwandlung — wozu?

„In keines Menschen Hand ist die Gestaltung gelegt", meint Kern, als er vom Verwandlungswillen der „Einreißenden" redet. Da spricht die große Skepsis aus ihm, die dieses Geschlecht charakterisiert. Die Nietzschesche Skepsis: „Wir alle sind kein Material mehr für eine Gesellschaft ..."

Und Ernst Jünger charakterisiert seinen Leser — wie er ihn sich wünscht — so: „Er ist die höchst seltsame Erscheinung des preußischen Anarchisten, möglich geworden in einer Zeit, da jede Ordnung Schiffbruch litt, und der, allein mit dem kategorischen Imperativ des Herzens bewaffnet und nur ihm verantwortlich, das Chaos der Gewalten nach den Grundmaßen neuer Ordnungen durchstreift."

Um das Wesen dieses „preußischen Anarchisten" zu begreifen, muß man zum seelischen Ursprung dieses Preußen, zu Friedrich selber zurückgehen. Als er 1760, mitten im Siebenjährigen Kriege, wieder einmal in einer verzweifelten Lage vor Dresden liegt, ermattet, mit schlecht gehaltenen Truppen, selber krank, mit geringer Aussicht, sich gegen ganz Europa zu behaupten, da sagt er eines Abends zu seinem Vorleser Henri de Catt: „Ich habe zuviel Feinde. Aber ich bin mir schlüssig geworden: geht es gut, um so besser; geht es nicht gut, so flüchte ich in das Land des Vergil und Horaz; dort gibt es keine Feinde, niemanden, der mich verfolgt. Ich könnte es nicht ertragen, mich diesen stolzen Leuten unterwerfen zu müssen! ... Als zuerst nicht alles gut ging, war ich untröstlich; aber das Leiden macht uns zu Philosophen, und eine so erworbene Philosophie ist die beste ... Wenn ich sehe, daß es keinen Ausweg mehr gibt, dann darf ich doch wohl mit mir machen, was ich will? Aber ich wäre ein Feigling, wenn ich es täte, solange ich noch eine Lücke sehe, durch die ich entkommen kann ..."

Das ist die Quelle der preußischen Skepsis, des preußischen Anarchismus, der die Selbstvernichtung der Unterwerfung vorzieht und aus dem Zweifel die Kraft zum Aushalten bis zum äußersten gewinnt. Den preußischen Anarchisten macht also Zweifel nicht schwach. Es ist der stärkste Widerspruch zu dem Selbstbewußt-

sein der „Auserwähltheit“, vielmehr die Liebe zu einem harten Schicksal, die amor fati eines kriegerischen Typus, der auf das „Glück“ längst verzichtet hat, weil er seinen schwankenden Grund durchschaute.

Nietzsche hat von einem ins Geistige gesteigerten Friderizianismus gesprochen, der dem deutschen Geist der Geschichtsschreibung und Wissenschaft einen mephistophelischen Zug gegeben habe, vor dem die westlichen Europäer der alten Nationen schauderten. Wir haben es nach dem Kriege aus dem Munde von Franzosen wie Henri Massis (in seiner „Verteidigung des Abendlandes“) zu hören bekommen: wir preußischen Deutschen seien Abfall von Europas Gesittung, im Bunde mit dem nihilistischen Asien, Häresie gegen das christliche Gesetz — kurzum, unheimlich und höchst verdächtig. Massis ist aufrichtig und kenntnisreich. Andere Westler haben diese Formulierungen zu einer platten Hetze gegen Preußen benutzt. Sie steht zu tief, als daß man sich ernsthaft mit ihr zu beschäftigen hätte. Aber in ihr spricht sich der Haß, die Angst und das Mißtrauen einer auf „Sicherheit“ der Existenz schlechthin versessenen bürgerlichen Schicht in Europa aus, die es verlernt hat, die Tugenden des Kriegers zu ertragen. Man ist in Frankreich und England „pazifistisch“, wenn man auch eine möglichst starke Schutzrüstung für das eigene Land beansprucht. Das ist bürgerliche Gesinnung im Westen.

Sie kann niemals Nietzsches Philosophie verstehen, die sich eine gelebte Experimentalphilosophie nennt und dem 20. Jahrhundert und seinen Revolutionen das Gepräge gab: „Eine solche Experimentalphilosophie, wie ich sie lebe, nimmt versuchsweise selbst die Möglichkeit des grundsätzlichsten Nihilismus vorweg: ohne daß damit gesagt wäre, daß sie bei einer Negation, beim Nein, bei einem Willen zum Nein stehen bliebe. Sie will vielmehr zum Umgekehrten hindurch — bis zu einem dionysischen Ja-sagen zur Welt, wie sie ist, ohne Abzug, Ausnahme und Auswahl —, sie will den ewigen Kreislauf: dieselben Dinge, dieselbe Logik und Unlogik der Verknotung. Höchster Zustand, den ein Philosoph

erreichen kann: dionysisch zum Dasein stehen: meine Formel dafür ist amor fati."

Diese deutsche heroische Philosophie wendet sich ganz ausdrücklich gegen allen englischen Utilitarismus und damit gegen die bürgerliche „Vernunft" des Nützlichkeitsdenkens, aus dem der Liberalismus geboren wurde. Und mit ihm als logische Folge die Revolution des Materialismus.

Die geistigen Ursprünge dieser demokratischen Bürgerlichkeit, gegen die sich die preußisch-deutsche Philosophie des Heroismus wendet, liegen im Calvinismus. Die Lehre Calvins ist asketischer Art, sie verlangt von allen ihren Bekennern Entsagung. Paul Ernst sagt von ihrem Schöpfer: „Calvin zerstört das Klosterleben wie Luther. Aber er zerstört es, um es wieder aufzurichten in der Welt: er macht die ganze Welt zum Kloster. Nicht diejenigen bloß sollen entsagen, die das selber wollen, weil sie ihre Gründe haben: alle sollen entsagen... Calvin war herrschsüchtig. Er hat aber nur selber geherrscht, er hat nicht eine Anstalt geschaffen, welche herrscht, wie die katholische Kirche. Eine Aristokratie kann niemals so tyrannisch sein, wie eine Demokratie: auf Calvin gehen die geistlichen Demokratien zurück, welche ihre Mitglieder in der unerhörtesten Weise geknechtet haben." Die typisch calvinistische und weiterhin sektiererische Gesinnung führte zu jenem Hochmut, der die „anderen" als Minderwertige ansah und von der eigenen sittlichen Vollkommenheit pharisäisch durchdrungen war. Diese reinsten Gestalten der bürgerlichen Gesinnung entstammten dem englischen Kleinbürgertum, aus Kreisen einer vollkommen unkritischen Gemütsverfassung, die die Mächte und Kräfte des Lebens gar nicht kennen konnten. Die Enge war das Prinzip ihres Lebens. Sie verbanden sich demokratisch und wurden unduldsam gegen jede bessere und tiefere Erkenntnis. Aus ihrer Religionsgemeinschaft mußte der letzte Rest einer magischen Religionswirkung verschwinden. Diese vollkommene bürgerliche Selbstgerechtigkeit unter Gleichen führte zu der bekannten „Heiligung" des „Alltags", worunter man den platten Gelderwerb ver-

stand, so daß schließlich jene groteske Auffassung herauskam, die wir heute im puritanischen Amerika noch finden: Wen Gott lieb hat, den läßt er viel verdienen...

Hier wurde diese Entwicklung nur kurz und höchst unvollkommen skizziert, um das Wesen aufzuzeigen, gegen das sich die deutsche heroische Philosophie im 19. Jahrhundert in ihren genialen Vorboten und Verkündern wenden mußte. Denn diese aus dem Calvinismus des Angelsachsentums stammende bürgerliche Gesinnung ergriff auch die Deutschen — wenn auch in abgewandelter Form. Der sogenannte Marxismus steht vollkommen in dieser Welt und redet mit ihren Worten. Paul Ernst hat gezeigt, wie die Seelenverfassung des modernen „Proletariers", wie ihn der Marxismus nannte, aus den Voraussetzungen der calvinistischen Bürgergesinnung zu folgern ist. Wir wollen das hier beiseite lassen.

Franz Schauwecker berichtet in einem seiner Kriegsbücher, wie er sich den Grund des deutschen Zusammenbruchs an der Entleerung des Pflichtbegriffs deutlich machte. „Nach Bismarcks Tode, des letzten, der band und verpflichtete, trat die Entseelung der Pflicht ein. Der Pflichtbegriff, an sich groß, löste sich langsam aus seiner kosmischen Verknüpftheit, bestand für sich allein und wurde Vorschrift. Der Pflichtbegriff kenterte und wies seine Kehrseite. Und ein bedingter Vorzug wurde nun zu einer unbedingten Gefahr: die Persönlichkeit des durchschnittlichen Einzelnen, die all ihr Gehalt vom großen Pflichtbegriff und Führer, vom Staat und seinem Schöpfer empfangen hatte, wurde dieses Gehalts beraubt und blieb leer und starr, eine kleine Durchschnittsangelegenheit. Ein Druck und sie mußte zerbrechen. Nach außen blieb der Anschein der Kraft. Die Staatsmacht war unbestritten. Die Menschen aber, auf die es in der Entscheidung allein ankommt, waren ausgehöhlt und unterwühlt. Sie taten ihre Pflicht, das heißt: sie erfüllten ihre Vorschriften. Nicht weniger, nicht mehr. Der Stern war erloschen, ein Paragraphenzeichen stand über der Menge..."

Was Schauwecker aus der bitteren Erfahrung aufzeigt, das ist der Abschluß einer geistes- und seelengeschichtlichen Entwicklung. Wenn wir noch einmal auf das Erlebnis des calvinistischen Bürgertums hinweisen dürfen: Was sich dort auf englischem Boden vollzog, gedieh in dem innerlicher veranlagten Deutschland zum Gemeinschaftsleben des Pietismus. Wenn wir die Lebenskreise um Jung-Stilling im Bergischen Lande und die Verehrer Lavaters oder die Herrnhuter betrachten, so finden wir auch eine selbstgenügsame und enge Denkweise, eine große Strenge und Entsagungsforderung, eine mönchische Lebensauffassung, die das freie und starke Leben als an sich sündhaft bezeichnet. Goethe hat sich deshalb in seinem bekannten Gedicht als „Weltkind" zwischen den „Propheten" bezeichnet, als er den rheinischen Lavater-Kreis besuchte. Aber auf dieser strengen pietistischen Gesinnung, die seit dem großen Elend des Dreißigjährigen Krieges langsam in dem protestantischen Deutschland erwuchs, aus diesem Pietismus entstand — seelengeschichtlich gesehen — die klassische deutsche Philosophie und der kategorische Imperativ Kants.

Diese Philosophie und Weltanschauung wurde der klassische Ausdruck des deutschen Bürgertums in seiner besten und höchsten Gestalt. Die bürgerliche moralische Autonomie, die sittliche Selbstverantwortlichkeit, ein typisch protestantischer Zug, ist nur möglich, wenn die Grundauffassung in der Gemeinschaft die Entsagung als oberstes Gesetz annimmt. Dann kann jeder sich selbst vorschreiben, so zu handeln, daß das Prinzip jeder seiner eigenen Handlungen Gesetz der Allgemeinheit sein könne. Das bedeutet: „kategorischer Imperativ". Die Geistesgemeinschaft des klassischen deutschen Idealismus, die Schüler Kants, Fichte und seine Zuhörer, Hegel und seine Schule, glaubten an diese Entsagungsbereitschaft in jedem Menschen. Es entstand eine Humanität, die als Lehre schließlich eine Oberschicht bis zum Weltkriege äußerlich erfüllte, aber das Leben nicht mehr gestaltete. Als die von ihr zuerst beflügelte Jugend Preußens die Freiheitskriege geschlagen hatte, verlief das Leben ganz anders: teils feudal-

reaktionär, teils materialistisch-händlerisch. Die Schule Hegels „brach zusammen". Es entstand eine Leere im Denken, die platte Nützlichkeit und das Verdienen als oberstes Lebensprinzip kamen zur Herrschaft. Auch 1848 konnte daran nichts mehr ändern. Die Gründerjahre vollendeten diese Entleerung Deutschlands von dem Geist der Klassik.

Die Ursache zeigten wir auf: das kantische Sittengesetz setzt die Entsagung als Glaubenstatsache voraus, die Welt als Kloster — nach Calvin. Die bescheidene Lebensfreudigkeit der deutschen Idylle, wie sie Goethe in „Hermann und Dorothea" schildert, konnte die Kräfte nicht fesseln, die als natürlicher Eigennutz in der wachsenden bürgerlichen Welt immer stärker wurden und nach fruchtbarer Betätigung drängten. Sie wurden nach dem Prinzip der Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen nun selbständig und beherrschend.

Damit aber war schließlich der Profit zum obersten Prinzip geworden und die Zerreißung des Volkes vollendet in eine Schicht innerlich vor sich nach dem mißbrauchten Gesetz der sittlichen Autonomie gerechtfertigter „Unternehmer" und eine Schicht sich „ausgebeutet" fühlender „Arbeiter". Dazwischen lavierte eine Schicht des sogenannten „Mittelstandes", die tatsächlich „entsagungsvoll" ihre „Pflicht" tat und immer mehr an Ansehen und Recht verlor.

In der großen Belastungsprobe des Weltkrieges brach dieses Scheinsystem zusammen, nachdem es die Reste der Feudalität längst in sich einbezogen hatte. Was wir erlebten, war also der Zusammenbruch eines entarteten sittlichen Prinzips. Hier kann nicht von Schuld gesprochen werden, denn all das vollzog sich nach geistigen Gesetzen, die nur abstrakt heute deutlich gemacht werden können — im lebendigen Verlauf der Geschichte aber unfaßbar fein verästelte Seelenregungen bedeuten.

Die Absicht dieser Darstellung ist, jenen in der deutschen Kriegsgeneration zutage tretenden „antibürgerlichen Affekt" zu deuten. Dieser Affekt, diese instinktive Ablehnung — von Auflehnung zu sprechen, hieße die Macht bürgerlicher Ansprüche überschätzen

— bedeutet ganz gewiß nicht: Proletarisierung. Oswald Spengler irrt darin bestimmt, wenn er in seinem Buche „Jahre der Entscheidung (I)“ behauptet: „Wer vom Ende des ‚Bürgertums‘ redet, kennzeichnet sich damit noch als Proletarier. Er hat mit der Zukunft nichts zu schaffen ...“ Nein, die antibürgerliche Gesinnung oder die unbürgerliche Haltung der aus dem größten Kriege heimgekehrten jungen Deutschen hat keinerlei Verbindung mit dem Wesen der um Wirtschaftsvorteile kämpfenden proletarischen Revolution. Mögen sich hie und da in den chaotischen Jahren nach dem Kriege äußerliche Berührungen ergeben haben: dort wo sie zu einem Übergehen kriegerischer Typen zum marxistischen „Proletariat“ führten, ergab sich bald entweder der Untergang des Überläufers oder — ein Mißverständnis auf der marxistischen Seite ...

Der antibürgerliche Affekt richtet sich gegen das Wesen des „Bürgerlichen“, eben **weil** es sich in **wirtschaftlichen** Zielsetzungen erschöpft. Spengler beweist, daß er mit dem Heroismus des wesentlichen Deutschen dieser Zeit nichts gemein hat, wenn er etwa Sätze wie den folgenden schreibt: „Ob man das Reichsein beneidet oder geringschätzt, ob man den, der sich auf Grund persönlicher Vorzüge zu einem Führerrang hinaufgearbeitet hat — etwa ein Schlosserlehrling zum Erfinder und Besitzer einer Fabrik (!) —, anerkennt oder haßt und hinabziehen möchte, darauf kommt es an ...“ Nein, es kommt ganz gewiß nicht darauf an, zu der Tatsache des Reichwerdens und des Fabrikgründens Stellung zu nehmen und die letzte Entwicklung, Abwicklung des bürgerlich-liberalen Zeitalters hat gezeigt, daß auf diesem Wege „Führer“ bestimmt nicht entstehen.

In dem Ursprungslande dieser industriellen Bürgerlichkeit, in England, ist auch ein Affekt gegen die Alleinherrschaft des entarteten „Bürgerlichen“ samt seinem ehemals feudalen Gefolge, kurzum des vielberufenen „Kapitalismus“ entstanden. Aber hier zeigt sich der wesentliche Unterschied des westlichen Menschen vom Deutschen: in England haben die Studierenden einer der ältesten und angesehensten Hochschulen erklärt: „Aus diesem Hause wird

keiner mehr für den König von England die Waffen ergreifen!" Dieser pazifistische Nihilismus steht im schroffsten Gegensatz zu dem, was wir in Deutschland erleben. (Man muß wissen, daß diese jungen Engländer auch keinesfalls für irgend ein „Proletariat" die Waffen ergreifen würden.)

Der antibürgerliche Affekt ist kein Haßgefühl. Er ist kein Ressentiment oder Rachgefühl, er ist ein Anderssein ohne Absicht. (Er hat — um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen — nichts, gar nichts mit der Bohemeschlamperei eines vergangenen Literaten-Typus zu tun.) Er trat, das muß um der Gerechtigkeit willen nachgetragen werden, zum ersten Male lebendig, wenn auch noch unreif, in der frühen Jugendbewegung Deutschlands zutage. Dort war er allerdings bewußter Widerspruch und „Auflehnung" — und deshalb nur anregend, aber nicht gestaltend.

Was bedeutet nun dieser antibürgerliche Affekt für unsere Zukunft? — Es ist doch ganz unverkennbar, daß auch heute wieder das „bürgerliche Leben" weitergeht und seinen Nachwuchs erzieht. Gewiß. Aber das Entscheidende ist, daß die Führung in Zukunft nicht mehr aus dem bürgerlichen Leben mit seinen Wertsetzungen hervorgehen wird. Hier liegen freilich ganz große Möglichkeiten. Wir stehen am Beginn. Wenn kommende Geschlechter der Deutschen den Sinn ihres Lebens — in der führenden und entscheidenden Schicht — nicht mehr in der bürgerlichen Sicherheit ihres Lebens sehen, dann kommt ein neues Prinzip in die Weltgeschichte. Wenn nämlich der Wille und die Bereitschaft zur Entsagung sich nicht aus den engen und bigotten Empfindungen entwickelt und in dem dumpfen Raume kleinbürgerlicher Erwerbsexistenz befangen bleibt, sondern aus der Erkenntnis großer Ziele und hoher Verpflichtung erwächst — dann freilich wird eine solche „Entsagung" vom augenblicklichen Vorteil und von dem kleinen Glück der Selbstgerechtigkeit Kräfte der Deutschen zu unvorstellbaren Möglichkeiten freisetzen und züchten. Und das ist der Sinn des antibürgerlichen Affekts in der besten deutschen Art Mensch. Die Erkenntnis, daß es sich nicht verlohnt, in

einer Welt der entarteten Herrschaft des Geldes ein braver Bürger zu sein, daß andererseits der Typus dieses zum „Wirtschaftsführer" entwickelten Tüchtigen keineswegs maßgeblich für die Zukunft des deutschen Menschen sein kann — diese Erkenntnis brach durch in den Besten, als der Krieg die Gelegenheit wurde, eine ganz andere „Entsagung" zu üben: die des Soldaten. Man möchte sie die preußische nennen (wenn auch heute mit diesem Begriff schon Mißbrauch getrieben wird). Und dabei ist wieder entscheidend, daß diese Entsagung *nicht von allen* gefordert wird. Die Wohlgeratenen erlegen sie sich selber auf. Der Inhalt dieses Buches zeigt, wie sie von einer dünnen Schicht geübt wurde um des Reiches willen.
